This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

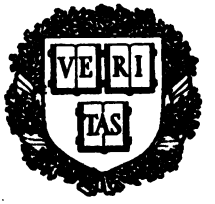
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

EDUC 206.1.94

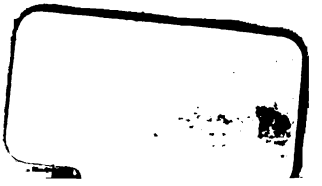
Harvard College
Library



FROM THE BEQUEST OF

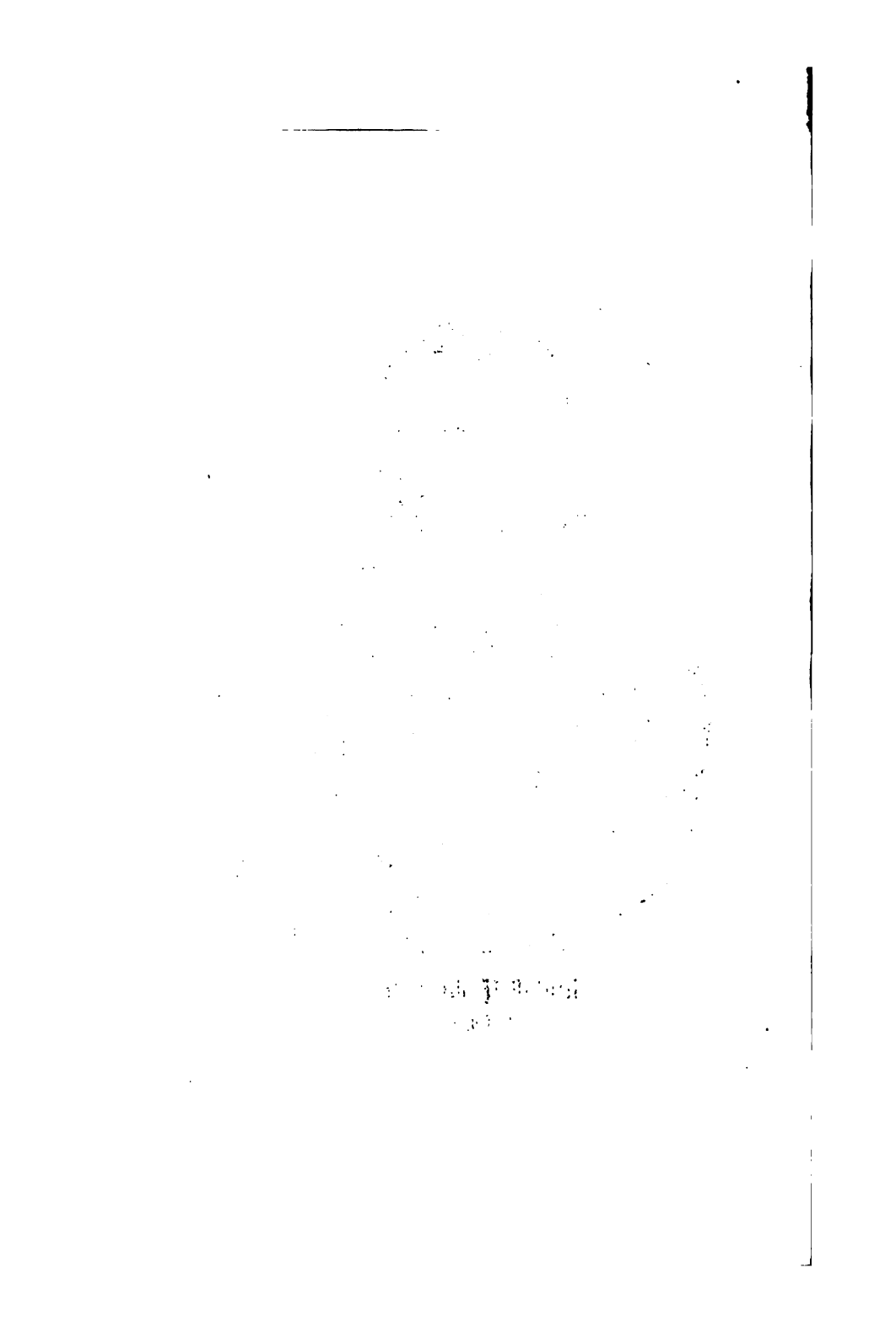
Mary Osgood

OF MEDFORD, MASSACHUSETTS



Joh. Heinrich Peſtalozzi

geb. 1746 — geſt. 1827.



100

Johann Heinrich Pestalozzi.

Nach seinem Leben, Wirken und seiner Bedeutung

dargestellt von

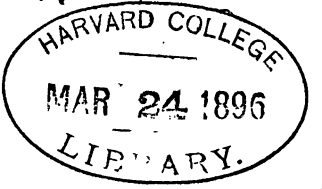
W. Kayser.

Mit Portrait.

Zürich.
Druck und Verlag von Friedrich Schultheß.
1895.

100

~~VE. 15496~~
Educ 206.1.94



Mary Osgood fund.

Vorwort.

Über die hohe Bedeutung Peſtalozzis, nicht nur auf dem Gebiete der Volksſchule, ſondern auch für das geſamte geiſtige und ſoziale Leben unſers Vaterlandes, herrſcht heute kein Zweifel mehr. Peſtalozzi gehörte zu jenen Männern, welche am Anfange des 19. Jahrhunderts mitten in den Drangſalen der Napoleoniſchen Fremdherrſchaft die Augen der Rettung ſuchenden Menſchheit auf ſich lenkten. Aber auch noch jetzt, da das Ende des Jahrhunderts naht, ſind ſeine Einwirkungen nicht erſchöpft. Wie Peſtalozzi fort und fort durch ſeine unwandelbare Liebe zu dem Volke und edle Selbſtloſigkeit demjenigen zum hehren Vorbilde wird, der an ſeinem Teile dazu beitragen möchte, die Quellen des Elendes unter dem Volke zu verſtopfen, ſo weiß der Lehrer, daß ſein ganzes pädagogiſches Denken und Arbeiten, ſofern es auf pſychologiſche Begründung und organiſche Einheit der Zwecke und Mittel gerichtet iſt, den Hauptantrieb von ihm erhalten hat.

Wer den Geiſt der wahren Pädagogik einatmen will — ſagt Dieſterweg mit vollem Rechte — muß ſich zu den Schriften Peſtalozzis wenden. Will der Lehrer nicht handwerksmäßig ſeinem Berufe nachgehen, will er die pädagogiſchen Beſtrebungen der Gegenwart voll und ganz verſtehen, ſo muß er nach der Quelle forſchen, welcher ſie ihren Urſpruug verdanken. Da iſt denn das Studium der Werke Peſtalozzis, die Kenntnis ſeines Wollens und Strebens für den Lehrer unerläßlich. An Mitteln, ihm dieſe Arbeit zu erleichtern — deſſen war der Verfaſſer ſich wohl bewußt — fehlt es erfreulicherweiſe nicht. Wenn er nun trotz

der großen Zahl von Schriften über Pestalozzi, die bei Lebzeiten des Meisters und nach seinem Tode erschienen sind, es wagt, den Begründer der heutigen Volksschule nach seinem Leben, Wirken und nach seiner Bedeutung darzustellen, so glaubt derselbe dennoch, keine überflüssige Arbeit geliefert zu haben. Sie beschränkt sich nicht lediglich auf eine Darstellung des Lebens und Wirkens Pestalozzis, sowie auf eine zusammenhangslose Aufzählung seiner Verdienste, sondern versucht, um auch zugleich über den Kreis der Lehrer hinaus Interesse zu erwecken, durchweg den Einfluß seines gesamten Seins und Wirkens auf die Gestaltung des Geisteslebens und der Kultur in Deutschland nachzuweisen.

Die Arbeit, überall auf Quellenstudium beruhend, ist, ihrem Zwecke entsprechend, gemeinverständlich abgefaßt, braucht aber die wissenschaftliche Kritik nicht zu scheuen. Die Begeisterung, welche der Verfasser für den Reformator des deutschen Volksschulwesens hegt, wird niemand in ihr vermissen, niemand aber auch einen Panegyrikus in ihr entdecken. Möchte sie diese Begeisterung auch in den Lesern erzeugen, dann wäre seine Arbeit reichlich belohnt und ihr Zweck wesentlich erfüllt.

Hannover, im Oktober 1894.

Der Verfasser.

I.

Peſtalozzis Leben und Wirken.

1. Peſtalozzis Lebensmorgen.

Johann Heinrich Peſtalozzi wurde am 12. Januar 1746 in Zürich geboren; ſein Geburtshaus, welches den Beinamen „Zum ſchwarzen Horn" führte, ſtand am Rüdenplatze. Peſtalozzis Vorfahren väterlicherſeits waren, wie ſchon der Name andeutet, italieniſcher Abkunft; dieſelben hatten im 16. Jahrhundert ihre Heimat, die italieniſche Schweiz, verlaſſen und waren in Zürich anſäſſig geworden. Peſtalozzis Vater, im Jahre 1716 geboren, übte den Beruf eines Wund- und Augenarztes aus und war ſeiner Geſchicklichkeit halber weit und breit bekannt; ſeine Mutter, eine geborene Hotze aus Richterswyl, war die Baſe des öſtreichiſchen Generals Joh. Konrad Hotze, welcher im Jahre 1799 bei Schännis und Uznach Schlacht und Leben gegen den franzöſiſchen General Maſſena verlor. Peſtalozzi hatte noch einen älteren Bruder, Baptiſt, welcher früh ſtarb, und eine jüngere Schweſter, Barbara genannt, die ſpäter den Kaufmann Groß in Leipzig heiratete.

Peſtalozzis Körperbeſchaffenheit war anfänglich zart; Geiſt und Gemüt regten ſich jedoch, wie das bei ſchwächlichen Kindern häufig der Fall iſt, ſchon frühe. Die ebenſo wichtige wie ſchwierige Aufgabe der Eltern, Verſtand und Gemüt der Kinder in harmoniſcher Weiſe auszubilden, ſo daß keine Einſeitigkeit

wie ein Hemmschuh auf dem Lebenswege sich fühlbar mache, wurde leider von Pestalozzis Eltern nicht gelöst; sie konnte auch kaum gelöst werden, da das Haupt der Familie schon starb, als der Knabe eben das sechste Lebensjahr erreicht hatte. Pestalozzis Erziehung lag fortan in weiblichen Händen; die väterliche Zucht hörte auf, noch ehe sie anfing, wirksam zu werden. Somit war die Grundbedingung, jene Kraft zu bilden, welche das eigentliche Wesen des Mannes ausmacht, gefallen. Zwar erwies sich der Einfluß einer treuen Mutterliebe für Pestalozzi in der Folge als das bedeutendste Moment, welches auf seine Bestrebungen einwirkte, allein der Mangel einer männlichen Erziehung wurde doch in mehr als einer Beziehung verhängnisvoll, indem er den gesicherten Fortgang aller seiner Unternehmungen untergrub. Es bildete sich naturgemäß bei Pestalozzi das Gefühlsleben zu solcher Stärke aus, daß sein Denken und Handeln hinfort gleichsam im Banne des Gefühls standen. Er beklagte in späterer Zeit diese Disharmonie, welche er nie völlig aufzulösen vermochte, auf das tiefste. „Was mein Gefühl ansprach — heißt es im „Schwanengesange" — dafür war ich in jedem Falle schnell und warm belebt. Die Eindrücke der diesfälligen Gegenstände griffen in jedem Falle tief in mein Inneres und stärkten sich sehr oft und sehr leicht zur Unauslöschlichkeit in mir selbst. Andere Gegenstände hingegen, die sogleich bei ihrer Erscheinung eine ernste, aber anhaltende und kaltblütige Aufmerksamkeit in ihrer Beobachtung und Erforschung ansprachen, so wichtig und so bildend sie auch für mich hätten sein können, machten selten einen solchen überwiegenden Eindruck auf mich. Im Gegenteil, es ist auffallend, alles, was mein Herz ansprach, schwächte den Eindruck dessen, was meinen Kopf erheitern und in bildender Thätigkeit beleben sollte, sehr oft und sehr schnell. Meine Imagination drückte sich bald vorherrschend in mir aus und war meiner Geistes- und Kunstbildung in allem, was mein Herz nicht sehr interessierte, in einem hohen Grade hinderlich. Ich muß es gerade herausſagen, ich zeigte mich in Gegenständen dieser letzten Art

schon sehr frühe und gar oft unverzeihlich unaufmerksam, zerstreut und gedankenlos. Alles, was bildend auf die Entfaltung meiner Überlegung, meines Nachdenkens und meiner Umsicht und Vorsicht wirken sollte und mir mangelte, hatte natürlich auch sehr frühe auf die Schicksale meines Lebens Einfluß. Was ich schon als Kind vornahm, fehlte sehr oft. Ich stieß mit meinem Kopfe auch in hundert und hundert Kleinigkeiten mehr als kein anderes Kind an die Wand. Aber es machte mir nichts. Ich besaß bei meiner Unvorsichtigkeit einen Leichtsinn, daß mir das Fehlschlagen von Dingen, die andern Kindern schwer zu Herzen gegangen wären, gewöhnlich soviel als nichts machte. Was hinter mir war, wann es mich selbst betraf, war mir, so sehr ich es vorher gewünscht oder gefürchtet hatte, sobald ich darüber ein paarmal eingeschlafen, wie wenn es nicht geschehen wäre. So wenig machten Glück und Unglück für mich selbst Eindruck. Die Folgen dieser Eigenheiten meiner Grundlagen stärkten sich in ihrem Wachstum und wirkten in Rücksicht auf die Bildung meiner selbst zu einem praktisch thätigen Leben von Jahr zu Jahr um so mehr nachteilig und verderblich auf mich, da meine Erziehung eigentlich wie dazu gemacht schien, dieselbe auf eine ganz außerordentliche Weise zu nähren und zu stärken."

Aber gerade diese aus weiblichen Händen empfangene Charakterbildung war es, welche in Pestalozzi den Gedanken reifen ließ, die Kinder- und Wohnstube zum Ausgangspunkte seiner reformatorischen Bestrebungen zu machen, und in der Ausführung dieses Grundsatzes, welcher zum erstenmale von Johann Amos Comenius (1592 — 1670) aufgestellt worden, aber längst in Vergessenheit geraten war, liegt der Kern seiner Bedeutung.

An der Erziehung Pestalozzis war neben der Mutter noch die Dienstmagd Babeli beteiligt; dieser bewahrte er Zeit seines Lebens ein freundliches Andenken. Ergreifend ist die Schilderung, welche Pestalozzi im „Schwanengesange" von diesem Mädchen gibt: „Mein Vater, der in den wenigen

Monaten, seitdem sie in unsere Dienste trat, von der seltenen Kraft und Treue dieses Dienstmädchens überzeugt und ergriffen war, ließ es, von den Folgen, die sein naher Hinschied auf seine verwaiste und unbemittelte Haushaltung haben mußte, beängstigt, vor sein Todbett zu sich kommen und sagte zu ihr: „„Babeli, um Gottes und aller Erbarmen willen, verlasse meine Frau nicht: wenn ich tot bin, so ist sie verloren, meine Kinder kommen in harte, fremde Hände. Sie ist ohne deinen Beistand nicht im stande, meine Kinder zu erhalten"". Gerührt, edel und in Unschuld und Einfalt bis zur Erhabenheit großherzig, gab sie meinem sterbenden Vater das Wort: „„Ich verlasse Ihre Frau nicht, wenn Sie sterben. Ich bleibe bei ihr bis in den Tod, wenn sie mich nötig hat"". Ihr Wort beruhigte meinen sterbenden Vater; sein Auge erheiterte sich und mit diesem Trost im Herzen verschied er. Sie hielt ihr Versprechen und blieb bei meiner Mutter bis an ihren Tod. Sie half ihr ihre drei Kinder, die damals arme Waisen waren, durchschleppen durch alle Not und durch allen Drang der schwierigsten Verhältnisse, die sich nur denken lassen, und zwar mit einer Ausharrung, mit einer Aufopferung und zugleich mit einer Umsicht und Klugheit, die um so bewundernswürdiger ist, da sie von aller äußern Bildung entblößt, vor wenigen Monaten vom Dorf weg nach Zürich kam, um daselbst einen Dienst zu suchen."

„Die ganze Würde ihres Benehmens und ihrer Treue war eine Folge ihres hohen, einfachen und frommen Glaubens. So schwer auch immer die gewissenhafte Erfüllung ihres Versprechens war, so kam ihr doch nie der Gedanke in die Seele, daß sie aufhören dürfe oder aufhören wolle, dieses Versprechen ferner zu halten. Die Lage meiner verwitweten Mutter forderte die äußerste Sparsamkeit. Aber die Mühe, die unser Babeli sich gab, diesfalls beinahe das Unmögliche zu leisten, ist fast unglaublich. Um einen Korb Kraut oder Obst einige Kreuzer wohlfeiler zu kaufen, ging sie wohl drei- bis viermal auf den Markt und paßte auf den Augenblick, wo die Markt-

leute gerne wieder heimgehen wollten. Die äußerste Sparsamkeit, ohne welche das Einkommen meiner Mutter zur Bestreitung der Ausgaben für ihre Haushaltung nicht hingereicht hätte, erstreckt sich auf alle Teile derselben. Wenn wir Kinder auch nur einen Tritt auf die Gasse thun oder an irgend einen Ort hin wollten, an dem wir nichts zu thun hatten, so hielt uns das Babeli mit den Worten zurück: „„Warum wollt ihr doch unnützerweise Kleider und Schuhe verderben? Seht, wie eure Mutter, um euch zu erziehen, so viel entbehrt; wie sie Wochen und Monate lang an keinen Ort hingeht und jeden Kreuzer spart, den sie für eure Erziehung notwendig braucht"". Von sich selbst und von dem, was es für die Haushaltung that, und wie es sich für dieselbe aufopferte, redete das edle Mädchen mit uns nie ein Wort. So eingeschränkt man in unserer Haushaltung lebte, so strengte man sich zur Bestreitung aller so geheißenen Ehrengaben beinahe immer über Vermögen an und that hierin ohne alles Verhältnis mehr als bei andern Ausgaben. Trinkgelder, Neujahrsgeschenke und dergleichen sparte man nicht. Wenn die Mutter und das Bäbeli es auch noch so ungern sahen, daß ein unvorhergesehener Fall eine solche Ausgabe herbeiführte, so wurde sie doch immer sehr ehrenfest bestritten. Ich und meine zwei Geschwister hatten immer sehr schöne Sonntagskleider; aber wir durften sie nur wenig tragen und mußten sie, sobald wir heimkamen, wieder ablegen, damit sie recht lange als Sonntagskleider getragen werden konnten. Erwartete die Mutter einen Besuch, so wurde die einzige Stube, die wir hatten, mit aller Kunst, die uns möglich war, in eine Besuchstube umwandelt."

Es ist zwar oft behauptet worden, daß auch die liebevollste Erziehung des Vaters, „etwas Hartes und Beengendes" in sich trage; sie ist jedoch, und zumal, wenn sie durch die Mitwirkung der Mutter eine Milderung erfährt, für die Zukunft eines Knaben am wirksamsten. Hiefür bildet Pestalozzi ein lebendiges Beispiel. Er lernte die Welt nur in dem engen

Raume der Wohnstube kennen und ward somit dem wirklichen Leben fast entfremdet. Unbekannt mit dem Leben und Treiben der Außenwelt, mußte er notgedrungen mit all den Eigenschaften eines echten „Mutterkindes" die Zielscheibe des Spottes seiner Mitschüler werden, welche ihn auch nicht anders als „Heiri Wunderli von Thorliken" nannten. Über den ersten Unterricht Pestalozzis liegen keine sicheren Nachrichten vor. Da er jedoch die Dorfschule zu Höngg bei Zürich, woselbst sein Großvater, der Pfarrer Pestalozzi, wohnte, mit einer Treue schildert, die nur aus eigener Anschauung hervorgegangen sein kann, so liegt der Schluß nahe, daß er anfänglich dieselbe besucht und auch zugleich den Unterricht des Großvaters genossen habe. Durch den Umgang mit dem würdigen Pfarrer, welchem Pestalozzi im „Schwanengesange" ein bleibendes Denkmal setzte, ward sein religiöser Sinn wirksam geweckt und gefördert; das Vorbild, welches er hier erhielt, wich hinfort nicht aus seiner Seele und begründete in ihm die Erkenntnis, daß es bei der Erziehung zur Gottesfurcht hauptsächlich darauf ankomme, „daß das Kind den wirklichen Christen sehe und höre".

Vom neunten Lebensjahre an läßt sich die Jugendzeit Pestalozzis etwas genauer verfolgen. Er erwähnt in einem Schreiben an den Dekan J. Ith in Bern aus dem Jahre 1802, daß er 1755, zur Zeit des großen Erdbebens in Zürich, eine der dortigen niederen lateinischen Schulen besucht habe; ein nicht allzu günstiges Urteil über dieselben befindet sich im „Schwanengesange". „In den Stadtschulen waren die Überreste der guten, alten Zeit nicht mehr in eben dem Grade belebt und unterstützt. Einseitig den Mangel an guter wissenschaftlicher Bildung erkennend, aber den Zusammenhang ihres Segens mit der Wohnstubenbildung des Volks und mit den Kräften und Fertigkeiten, welche die thätige, tägliche Ausübung dieser Erkenntnisse im häuslichen Leben voraussetzen und fordern, ebenso von Jahr zu Jahr mehr mißkennend, hatte sich in der städtischen Erziehung eine Gleichgültigkeit, Unkunde und Unaufmerksamkeit auf den inneren Zusammen-

hang aller wesentlichen häuslichen und Schulbildungsmittel mit der aus diesem Zusammenhange allein entspringenden sittlichen, geistigen und physischen Gemeinkraft in der Erziehung eingeschlichen, der die Fundamente der alten bürgerlichen Erziehung und der Realvorzüge, die dieselbe in der Vorzeit von der Erziehung unseres Landvolkes hatte, in einem hohen Grade verschwinden gemacht."

Pestalozzi hatte infolge seines Aufenthaltes in Höngg nicht nur das Landleben, sondern auch die Landbevölkerung schätzen gelernt; seine Ansichten, welche er hierüber im „Schwanengesange" entwickelt, haben seine Wirksamkeit auf das Nachdrücklichste beeinflußt: „So wie ehemals die Kraft und die Bildung des Landvolks von der Stadt ausging und in ihren Segensresultaten dann hinwieder sich in der Stadt konzentrierte, so ging jetzt die wachsende Abschwächung und das wachsende Verderben des Landvolks vielseitig von der Stadt aus. Auch war es unter den Pfarrern der damaligen Zeit allgemeine Klage: Omne malum ex urbe. Indessen fiel mir frühe auf, daß der Fehlerhaftigkeit der ländlichen Erziehung allgemein und ihrem Wesen unendlich leichter zu helfen sein könnte, als derjenigen der städtischen. Dabei war mir das Landvolk lieb. Ich bedauerte den Irrtum und die Ungewandtheit, in denen seine noch belebtere Naturkraft unbeholfen dastand, und es erregte sich sehr frühe in meinen jugendlichen Jahren ein lebendiger Gedanke, ich könnte mich fähig machen, diesfalls mein Scherflein zur Verbesserung der ländlichen Erziehung beizutragen. Es schien mir schon in meinen Jugendjahren heiter, dieses müsse in Kunsthinsicht durch die höchstmögliche Vereinfachung der gewohnten Schulunterrichtsmittel des Schreibens, Lesens und Rechnens angebahnt werden". — Die Pestalozzi eigene Einseitigkeit und Ungewandtheit, sowie seine Sorglosigkeit und Gedankenlosigkeit wurden durch den Unterricht auf der lateinischen Schule nicht gehoben, eher noch vermehrt. Der Geist des öffentlichen Unterrichts in seiner Vaterstadt erzeugte bei ihm, wie er selbst hervorhebt, einen träumerischen

Sinn, welcher, die Verstandesthätigkeit beeinträchtigend, dahin führen mußte, sich zur Ausübung von Dingen für befähigt zu halten, die nun ungenügend vorbereitet waren. Infolgedessen interessierte ihn das Wesen der Unterrichtsfächer in hohem Maße, während ihm die Form derselben oft vollständig gleichgültig blieb. Es ist deshalb nicht zu verwundern, daß die Lehrer im allgemeinen nur geringschätzend über ihn urteilten, und daß er in mancher Hinsicht, besonders da, wo es hauptsächlich auf die Form ankommt, wie bei dem Schön- und Rechtschreiben, zeitlebens unverbesserlich blieb. War jedoch ein unvermuteter äußerer Antrieb vorhanden, so vermochte es sein schlummernder Geist, sich aufzuraffen. Hierfür spricht folgender Zug aus Pestalozzis Schulleben, welcher ebenfalls dem „Schwanengesange" entnommen ist. Einer der Lehrer hatte etliche Reden des Demosthenes übersetzt und im Druck erscheinen lassen; da nun Pestalozzi an der Arbeit des Professors jeden oratorischen Schwung vermißte, so lieferte er gleichfalls eine Übersetzung, die auch teilweise im „Lindauer Journal" veröffentlicht wurde. Pestalozzis Arbeit konnte nach dem Urteile der Zeitgenossen in Bezug auf Korrektheit keinen Vergleich mit derjenigen seines Lehrers aushalten, übertraf dieselbe aber bei weitem an Feuer und rednerischer Lebendigkeit. Pestalozzi hatte auch die Kühnheit, seine Übersetzung im Examen als „Probestück" seiner Fortschritte niederzulegen.

Zu der Zeit, als Pestalozzi diesen Beweis seiner geistigen Thätigkeit ablegte, befand er sich schon auf dem Obergymnasium, dem sogenannten Collegium Humanitatis, welches für die Gelehrtenschule seiner Vaterstadt, das Collegium Publicum oder Carolinum, vorbereitete. An dieser Anstalt waren zwei Männer thätig, welche nicht nur auf dem Gebiete der Wissenschaft, sondern auch auf dem der Poesie sich auszeichneten, Bodmer und Breitinger[1]. Wenn man bedenkt, welcher Anteil den genannten Professoren an dem Aufschwung der deutschen Dichtung um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts gebührt, indem sie teils durch Wort und Schrift das Alte zertrümmerten

und neue Bahnen vorzeichneten, teils thatkräftig die „führenden Geister“ unterstützten[2], so läßt sich doch wohl annehmen, daß auch Pestalozzi von ihnen eine Förderung erfuhr, obschon seine Schilderung der Thätigkeit jener Männer nicht gerade anerkennend ist. Er urteilt im „Schwanengesange“ folgendermaßen: „Bodmer, Breitinger, später Steinbrüchel und viele andere Professoren und Gelehrte dieser Zeit waren in einem hohen Grad ausgezeichnet wissenschaftlich gebildete Männer, obgleich sie, wo nicht alle, doch weitaus die meisten, eine für das praktische Leben, wozu die Jünglinge unserer Stadt hätten gebildet werden sollen, nicht genügsam gegründete Geistesrichtung belebte. Unabhängigkeit, Selbständigkeit, Wohlthätigkeit, Aufopferungskraft und Vaterlandsliebe war das Losungswort unserer öffentlichen Bildung. Aber das Mittel, zu allem diesen zu gelangen, das uns vorzüglich angepriesen wurde, die geistige Auszeichnung, war ohne genugsame und solide Ausbildung der praktischen Kräfte, die zu allem diesen wesentlich hinführen, gelassen. Man lehrte uns träumerisch in wörtlicher Erkenntnis der Wahrheit Selbständigkeit suchen, ohne uns das Bedürfnis lebendig fühlen zu machen, was zur Sicherstellung sowohl unserer innern als unserer äußern häuslichen und bürgerlichen Selbständigkeit wesentlich notwendig gewesen wäre. Der Geist des Unterrichts, den wir genossen, lenkte uns mit vieler Lebendigkeit und reizvoller Darstellung dahin, die äußern Mittel des Reichtums, der Ehre und des Ansehens einseitig und unüberlegt geringzuschätzen und beinahe zu verachten. Man lehrte uns mit einer diesfalls stattfindenden Oberflächlichkeit annehmen und beinahe blindlings glauben, durch Sparsamkeit und Einschränkung alle Vorzüge des bürgerlichen Lebens, ohne in den wesentlichen Segnungen des gesellschaftlichen Zustandes dadurch beeinträchtigt zu werden, entbehren zu können und führte uns im Traume von der Möglichkeit des häuslichen Glücks und der bürgerlichen Selbständigkeit hinein, ohne große körperlich gebildete Erwerbs- und Verdienstkräfte zu besitzen. Das ging so weit,

daß wir uns in Knabenschuhen einbildeten, durch die oberflächlichen Schulkenntnisse vom großen griechischen und römischen Bürgerleben uns solid für das kleine Bürgerleben in einem der schweizerischen Kantone und ihren zugewandten Orten vorzüglich gut vorbereiten zu können."

Der Plan, welcher der Erziehungsthätigkeit jener Männer zu Grunde lag, war, den Verfall des „alten Schweizergeistes" zu hemmen und möglichst die frühere „Einfalt, Würde und Treue" wieder herzustellen. Jene antiken Vorbilder vermochten wohl, die jugendlichen Gemüter für den Augenblick anzufeuern, konnten ihnen jedoch keineswegs „die Einfachheit und Unschuld des Naturſinns und der Naturkraft" verleihen, ohne welche der alte vaterländische Geist nicht wieder zu erlangen war. Denselben Erfolg erzielten die Jugendbildner mit den Schriften, die sie den Jünglingen „in die Hand spielten und empfahlen"; dieselben waren nichts als „Produkte der tiefen Zeitverkünstlung und der Unnatur ihres Verderbens". Jedoch ein Buch, welches die Lehrer zweifelsohne nicht als geeignete Lektüre bezeichneten, sollte gar bald den Traumsinn des sechzehnjährigen Pestalozzi auf das nachhaltigste ergreifen: Rousseaus „Emil", das „Naturevangelium der Erziehung".[3] Von welchem Einfluß diese epochemachende Erscheinung auf Pestalozzis fernere Geistesentwickelung war, läßt schon folgende Stelle aus dem „Schwanengesange" vermuten: „Bei mir war die Erscheinung Rousseaus der Anfangspunkt der Belebung der bösen Folgen, die die nahende Weltverwirrung auf die Unschuld des Hochflugs zu gunsten der Erneuerung der altvaterländischen Schweizergesinnungen beinahe auf die ganze edlere Jugend meines Vaterlandes hatte. So wie sein „Emil" erschien, war mein im höchsten Grad unpraktischer Traumsinn von diesem ebenso im höchsten Grad unpraktischen Traumbuch enthusiastisch ergriffen. Ich verglich die Erziehung, die ich im Winkel meiner mütterlichen Wohnstube und auch in der Schulstube, die ich besuchte, genoß, mit dem, was Rousseau für die Erziehung seines „Emil" ansprach und forderte. Die Hauserziehung, sowie die öffentliche

Erziehung aller Welt und aller Stände erschien mir unbedingt als eine verkrüppelte Gestalt, die in Rousseaus hohen Ideen ein allgemeines Heilmittel gegen die Erbärmlichkeit ihres wirklichen Zustandes finden könne und zu suchen habe. Auch das durch Rousseau neu belebte, idealisch begründete Freiheitssystem[4] erhöhte das träumerische Streben nach einem größern, segensreichen Wirkungskreise für das Volk in mir."

Die durch Rousseau verkündeten Freiheitsideen fanden auch in der Schweiz einen fruchtbaren Boden. Während in Genf die Obrigkeit sich anschickte, mit Gewalt jeden Einfluß Rousseaus im Keime zu ersticken[5], verfuhr man in Zürich viel kühler und zwar hauptsächlich infolge der Parteinahme Bodmers, der sich völlig für die Bewegung entschied. Bodmer gründete sofort einen politischen Verein — die „helvetische Gesellschaft", — welche allwöchentlich Versammlungen abhielt, um durch Vorträge aus den Gebieten der Geschichte, Pädagogik, Politik ꝛc. besonders in der Jugend den Sinn für die Rechte des Volks zu wecken. Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß auch Pestalozzi mit seinem Feuereifer für die Besserung der Lage des Volks sich dieser Vereinigung energisch anschloß; auch Lavater zählte zu den Mitgliedern. Da die helvetische Gesellschaft gegen alle Ungerechtigkeiten, welche aus der Amtsthätigkeit der Vögte, Pfarrer, Zunftmeister ꝛc. bekannt wurden, mit jugendlichem Ungestüm zu Felde zog, so war dieselbe den Patriziern Zürichs ein Dorn im Auge; gleichwohl blieben alle Anstrengungen, die Vereinigung zu unterdrücken, erfolglos.

Im Jahre 1765 begann die helvetische Gesellschaft, eine Zeitschrift — Der Erinnerer — herauszugeben, um ihren Ideen eine größere Verbreitung zu verschaffen. Die in dem „Erinnerer" veröffentlichten Aufsätze enthielten unter anderem auch „einfältige, gute Grundsätze der Erziehung, die auch für den gemeinsten Bürger oder Bauer verständlich und brauchbar" sein sollten. Zu den Mitarbeitern gehörte auch Pestalozzi.

Mit der Gründung der Wochenschrift steigerte sich der Zorn der Patrizier erheblich, und man suchte nach einer

Handhabe, um gegen das „staatsgefährliche Treiben" der Jünglinge einzuschreiten; diese ward in einem Artikel aus der Feder eines jungen Theologen, des späteren Professors H. Chr. Müller[6], gar bald gefunden. Die in dem „Bauerngespräch" entwickelten Ansichten nötigten den Verfasser trotz ihrer harmlosen Natur zur Flucht, während Pestalozzi nebst anderen Mitarbeitern verhaftet wurde, bis die Urheberschaft festgestellt worden war. Die Gefangenen wurden nach ernster Verwarnung freigelassen, die „Schmähschrift" durch Henkershand verbrannt und ihr Verfasser „aus dem geistlichen Stande removiert und aus der löblichen Eidgenossenschaft und zugewandten Orten bannisiert". Das Weitererscheinen des „Erinnerer" wurde selbstverständlich untersagt.[7]

2. Pestalozzis Pläne für die Zukunft.

Pestalozzis Erziehung wurde von dem Gedanken geleitet, den Knaben den Beruf eines Pfarrers ergreifen zu lassen. Die Neigung zum geistlichen Stande wurde in Pestalozzi durch den langen Verkehr mit dem würdigen Seelsorger in Höngg, wenn auch nicht hervorgerufen, so doch wesentlich verstärkt. Das übliche Examen wurde auch glücklich bestanden, aber über einige Versuche im Predigen ist Pestalozzi nicht hinausgekommen. Denn die ihm gleich anfangs widerfahrenen Unannehmlichkeiten — er blieb im Vaterunser stecken, verlor auch den Faden dergestalt, daß er das Ende der Predigt nicht finden konnte — bewogen ihn, auf die Erlangung eines geistlichen Amtes zu verzichten und sich dem Studium der Rechtswissenschaft zuzuwenden. Bestimmend war bei diesem Wechsel für Pestalozzi der Gedanke: „Es könnte möglich sein, durch das Studium der Rechte eine Laufbahn zu finden, die geeignet wäre, mir früher oder später Gelegenheit und Mittel zu verschaffen, auf den bürgerlichen Zustand meiner Vaterstadt und sogar meines Vaterlandes einigen thätigen Einfluß zu erhalten".

Dieſes Schwanken in der Wahl eines Berufes, welches bei einer zielbewußten väterlichen Leitung nicht hätte vorkommen können, wurde für Peſtalozzi die Quelle eines langen Elendes. Die Abſicht, die juriſtiſche Laufbahn einzuſchlagen, muß ſchon aus dem Grunde als eine verfehlte bezeichnet werden, da die Vergangenheit Peſtalozzis ganz dazu angethan war, die Hoffnung auf eine ſpätere gewinnbringende Praxis zu zerſtören. Schwerwiegender noch iſt die Thatſache, daß ihm die Befähigung zum Juriſten völlig abging. „Peſtalozzi und das Corpus juris! Ein von Reformideen glühender Naturmenſch, und die Diſtinktionen der Pandekten! Woher hätte er die Geduld nehmen ſollen, dieſes Meer zu durchſchiffen? Ein Advokat des Volks, der Armen hatte er werden wollen; aber das Recht, das er im warmen Herzen trug, vermochte nicht, durch das Dornengeſtrüpp der beſtehenden Geſetze und Gewohnheiten durchzubrechen; er ſah, daß er für das Volk nichts, für ſich nur Haß und Verdruß gewinne.“[8] — Ähnliche Erwägungen, denen ſich noch Vorſtellungen von befreundeter Seite zugeſellten, mögen auch bei Peſtalozzi ſtattgefunden haben, denn er gab das juriſtiſche Studium nach kurzer Zeit wieder auf. Er wurde in dieſem Entſchluſſe noch durch den Tod eines Freundes beſtärkt, an deſſen Kraft ſich ſeine Einſeitigkeit und Schwäche hoffnungs- und vertrauensvoll angeſchloſſen hatte. Als nämlich Bluntſchli — dies war der Name des Freundes — ſein Ende nahen fühlte, ließ er Peſtalozzi zu ſich kommen und ſprach zu ihm: „Peſtalozzi, ich ſterbe, und du, für dich ſelbſt gelaſſen, darfſt dich in keine Laufbahn werfen, die dir bei deiner Gutmütigkeit und bei deinem Zutrauen gefährlich werden könnte. Suche eine ruhige, ſtille Laufbahn und laſſe dich, ohne einen Mann an deiner Seite zu haben, der dir mit ruhiger, kaltblütiger Menſchen- und Sachkenntnis, mit zuverläſſiger Treue beiſteht, auf keine Art in ein weitführendes Unternehmen ein, deſſen Fehlſchlagen dir auf irgend eine Weiſe gefährlich werden könnte.“[9] Es ſollte ſich gar bald zeigen, wie genau Bluntſchli Peſtalozzis Charakter

erkannt hatte. — Pestalozzi befolgte nur teilweise den Rat seines sterbenden Freundes; er entwarf aufs neue Pläne, deren Ausführung seine Kräfte bei weitem überstieg. Sein Streben, welches in erster Linie den untern Volksklassen zu gute kommen sollte, war auf eine Vereinfachung des Unterrichts und auf eine tiefer begründete Bildung des ökonomischen Erwerbs gerichtet.[10] Er kannte jedoch den Weg, der zur Erreichung dieses Zieles eingeschlagen werden mußte, so wenig, als sich selber; in der Blindheit seiner Begeisterung faßte er plötzlich den Entschluß, Landwirt zu werden.[11]

Um die notwendigsten Vorkenntnisse zu erwerben, begab er sich im Herbste des Jahres 1767 auf den Rat seines Freundes Lavater zu dem Gutsbesitzer Tschiffeli, welcher in Kirchberg bei Bern wohnte und zu den hervorragendsten Landwirten der Schweiz zählte. Tschiffeli zeichnete sich unter anderem durch eine rationelle Kultur der Krappflanze aus[12], und Pestalozzi beschloß, die auf diesem Gebiete zu sammelnden Erfahrungen sobald als möglich praktisch zu verwerten. Er wurde in dieser Hinsicht allerdings bitter getäuscht, aber trotzdem ward sein Aufenthalt in Kirchberg einflußreich in Bezug auf seine späteren Unternehmungen; es bot sich ihm die Gelegenheit, das Leben und Treiben des Volkes zu beobachten, und die auf diesem Felde gewonnenen Anschauungen waren es, welche ihn schließlich durch Not und Trübsal hindurch auf die lichten Höhen eines unvergänglichen Ruhmes führten.

Pestalozzi verließ Kirchberg im Sommer des Jahres 1768, und es galt nun, die bei Tschiffeli erworbenen Kenntnisse in gewinnbringender Weise zu Anwendungen gelangen zu lassen. Dazu gehörte aber vor allem Geld, und der angehende Landwirt war wohl reich an Plänen und Hoffnungen, jedoch ohne nennenswerte Baarmittel. Diese wurden ihm indessen von dem Vater seines Freundes, Johannes Schultheß, einem Bankier in Zürich, vorgestreckt und zwar im Betrage von 15,000 Gulden. Für diese nach damaligen Verhältnissen hohe Summe erstand Pestalozzi etwa 100 Jucharten[13] Landes auf

dem sogenannten Birrfelde in der Nähe des Klosters Königsfelden (Kanton Aargau), welches einzig als Schafweide benutzt wurde, und auf das ihn der Pfarrer Rengger zu Gebistorf aufmerksam gemacht hatte. Da es in Pestalozzis Absicht lag, in der erwähnten Gegend einen dauernden Aufenthalt zu nehmen, so beschloß er, daselbst ein Wohnhaus zu erbauen und zwar merkwürdigerweise in dem ganz unpassenden Stile einer italienischen Villa; bis zur Vollendung des Baues wohnte er in dem nahen, an der Reuß gelegenen Dorfe Müligen.

Das Dunkel, welches die Zukunft Pestalozzis noch immer umgab, schien mit einemmale zu weichen; sein suchendes Auge hatte das lange verborgene Sonnenlicht gefunden und badete sich gesund in dem milden Glanze des aufgehenden Gestirnes: in das Herz des dreiundzwanzigjährigen Jünglings war die Liebe eingezogen, die Liebe zu einem Mädchen, das alle Vorzüge, welche körperliche Schönheit und Adel der Seele zu verleihen vermögen, in sich vereinigte. Pestalozzis Wahl war auf die Tochter eines reichen Züricher Kaufmanns — Anna Schultheß — gefallen, welche er durch ihren Bruder Kaspar schon längere Zeit, besonders seit dem Tode des gemeinsamen Freundes Bluntschli, genauer kannte. Daß Pestalozzi sich nicht ohne reifliche Überlegung zu diesem folgenschweren Schritte entschloß, daß er seiner Auserkorenen auch die geheimsten Falten seines Herzens offenbarte, bekundet ein Brief an Anna Schultheß, welcher erst nach seinem Tode weiteren Kreisen bekannt wurde [14]. Derselbe lautet folgendermaßen:

Meine teure, meine einige Freundin!

„Es ist das ganze zukünftige Leben, es ist unser ganzes Glück, es sind die Pflichten gegen unser Vaterland und gegen unsre Nachkommen, es ist die Gefahr der Tugend, Teure, die uns auffordert, der einigen richtigen Führerin in Handlungen der Wahrheit zu gehorchen. Ich will Ihnen die ernste Betrachtung, die ich in diesen feierlichen Tagen über unser Verhältnis gemacht habe, mit aller Offenherzigkeit aussprechen;

ich bin so glücklich, daß ich im voraus weiß, daß meine Freundin mehr wahre Liebe in der stillen Wahrheit dieser unser wahres Glück so nahe berührenden Überlegungen, als in dem Drange der angenehmen, aber oft nicht gar zu weisen Ergießungen eines fühlenden Herzens, die ich jetzt mit Mühe zurückhalte, finden werde. Freundin, vor allem muß ich Ihnen sagen, ich werde mich in der nächsten Zeit nur wenig Ihnen nähern dürfen, ich bin jetzt schon zu oft und zu unvorsichtig zu Ihrem Bruder gekommen; ich sehe, daß es Pflicht wird, meine Besuche bei Ihnen einzuschränken; ich habe nicht die geringste Fähigkeit, meine Gefühle zu verleugnen. Meine einzige Kunst in diesem Falle besteht darin, die zu fliehen, die sie beobachten; ich wäre nicht imstande, nur einen halben Abend mit Ihnen in Gesellschaft zu sein, ohne daß ein mittelmäßig scharfsichtiger Beobachter mich unruhig erblicken sollte. Teure, wir kennen uns soweit, daß wir uns auf gegenseitige gerade Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit verlassen dürfen. Ich schlage Ihnen einen Briefwechsel vor, darin wir uns mit der Freiheit mündlicher Gespräche ohne einige Verstellung einander zu kennen geben. Ja, ich will mich Ihnen ganz geben, will Sie gerade jetzt mit der größten Offenherzigkeit so tief in mein Herz einführen, als ich selbst hineindringe; ich will Ihnen meine Absichten in dem Lichte meiner jetzigen und künftigen Zustände so heiter zeigen, als ich sie immer selbst sehe.

Teuerste Schultheß! Diejenigen von meinen Fehlern, die für die Lage meines künftigen Lebens mir die wichtigsten scheinen, sind Unvorsichtigkeit, Unbehutsamkeit und Mangel an Geistesgegenwart bei einstmals entstehenden unerwarteten Veränderungen meiner Zukunft. Ich weiß nicht, wie weit sie durch meine Bemühungen, mit denen ich ihnen entgegenarbeite, durch ruhiges Urteil und Erfahrung sich verringern werden. Jetzt sind sie noch in einem solchen Grade da, daß ich sie dem Mädchen, das ich liebe, nicht verhehlen darf; es sind Fehler, meine Teure, die Ihre ganze Erwägung verdienen. Ich habe noch andere Fehler, die sich aus meiner dem Urteile des Verstandes sich

oft nicht unterwerfenden Reizbarkeit und Empfindlichkeit herleiten lassen; ich schweife im Lob und Tadel, in Zuneigung und Widerwillen sehr oft aus; ich hänge manchen Gütern so stark an, daß die Macht, mit der ich mich an sie gebunden fühle, oft über die Schranken, welche die Vernunft setzt, hinausgeht; ich bin bei dem Unglück meines Vaterlandes und meiner Freunde selbst unglücklich. Richten Sie Ihre ganze Aufmerksamkeit auf diese Schwäche; es wird Tage geben, wo die Heiterkeit und Ruhe meiner Seele unter dieser Schwäche leiden wird. Wenn sie mich auch an der Ausübung meiner Pflicht nicht hindern soll, so werde ich doch kaum jemals groß genug sein, sie in solchem widrigen Zufall mit der Munterkeit und Ruhe des sich selbst immer gleichen Weisen zu erfüllen. Von meiner großen, in der That sehr fehlerhaften Nachlässigkeit in allen Etiquetten und überhaupt in allen Sachen, die an sich keine Wichtigkeit haben, bedarf ich nicht zu sprechen; man sieht sie in meinem ersten Anblick. Auch bin ich Ihnen noch das offene Geständnis schuldig, meine Teure, daß ich die Pflichten gegen meine geliebte Gattin den Pflichten gegen mein Vaterland stets für untergeordnet halten werde, und daß ich, ungeachtet ich der zärtlichste Ehemann sein werde, es dennoch für meine Pflicht halte, unerbittlich gegen die Thränen meines Weibes zu sein, wenn sie jemals mit denselben mich von der geraden Erfüllung meiner Bürgerpflicht, was auch immer daraus entstehen möchte, abhalten wollte. Mein Weib soll die Vertraute meines Herzens, die Teilhaberin meiner geheimsten Ratschläge sein. Eine große, redliche Einfalt soll in meinem Hause herrschen. Und noch eins. Ohne wichtige, sehr bedenkliche Unternehmungen wird mein Leben nicht vorbeigehen. Ich werde die Lehren Menalks* und meine ersten Entschlüsse, mich ganz dem Vaterlande zu widmen, nicht vergessen, ich werde nie aus Menschenfurcht nicht reden, wenn ich sehe, daß der Vorteil meines Vaterlandes mich reden heißt; mein ganzes Herz

*Vergl. Theokrits Idyll: Daphnis und Menalkos.

gehört meinem Vaterlande; ich werde alles wagen, die Not und das Elend in meinem Volke zu mildern. Welche Folgen können die Unternehmungen, die mich drängen, nach sich ziehen, wie wenig bin ich ihnen gewachsen, und wie groß ist meine Pflicht, Ihnen die Möglichkeit der größten Gefahren, die hieraus für mich entstehen können, zu zeigen!

Meine liebe, meine teure Freundin, ich habe jetzt offenherzig von meinem Charakter und von meinen Bestrebungen geredet. Denken Sie allem nach. Wenn die Züge, die zu sagen meine Pflicht war, Ihre Hochachtung gegen mich verringern, so werden Sie doch meine Aufrichtigkeit schätzen und es nicht unedel finden, daß ich den Mangel Ihrer Kenntnis meines Charakters nicht zur Erreichung meiner innigsten Wünsche mißbrauchte. Entscheiden Sie nun, ob Sie einem Manne mit diesen Fehlern und in solcher Lage Ihr Herz schenken und glücklich sein können.

Meine teure Freundin, ich liebe Sie von Herzen und mit einer Innigkeit, daß mich dieser Schritt viel gekostet hat; ich fürchte, Sie, Teure, zu verlieren, wenn Sie mich so sehen, wie ich bin; ich habe oft schweigen wollen, endlich habe ich mich überwunden. Mein Gewissen rief mir laut, daß ich ein Verführer und nicht ein Liebhaber sei, wenn ich meiner Geliebten einen Zug meines Herzens oder einen Umstand, den sie einst beunruhigen und unglücklich machen könnte, verschweigen würde; ich freue mich nun dieser That. Wenn die Umstände, darein Pflicht und Vaterland mich rufen werden, meinem Streben und meinen Hoffnungen ein Ziel setzen, so bin ich doch nicht niederträchtig, nicht lasterhaft gewesen; ich habe Ihnen nicht in einer Larve zu gefallen gesucht, habe Sie nicht mit chimärischen Hoffnungen eines nicht zu erwartenden Glückes betrogen, ich habe Ihnen keine Gefahr und keinen Kummer der Zukunft verschwiegen, ich habe mir nichts vorzuwerfen."

Die Eltern der Braut waren anfänglich der Verbindung ihrer Tochter mit einem völlig mittellosen, unbekannten und unerfahrenen Jünglinge, dessen Fortkommen außerdem noch

keineswegs gesichert war, durchaus abgeneigt. Dennoch gelang es Pestalozzi, wenn auch erst mit Hilfe befreundeter, einflußreicher Personen, alle Hindernisse zu überwinden, und so fand denn am 30. September 1769 die Vereinigung der Liebenden statt; die Trauung vollzog der vorhin erwähnte Pfarrer Rengger in der Kirche zu Gebistorf; nur wenige Personen waren zugegen; die Eltern der Braut waren nicht anwesend.

3. Pestalozzi als Landwirt in Mülligen und Neuhof.

Das junge Ehepaar verlebte nun eine Reihe heiterer Tage; nichts fehlte an dem Glücke als das Gelingen der landwirtschaftlichen Unternehmungen. Aber noch ehe sich nachweisbare Resultate erzielen ließen, zogen sich schon dunkle Wolken über ihrem Haupte zusammen, die eine trübe Zukunft verkündigten. Im Frühlinge des Jahres 1770, als rüstig an dem Wohnhause gearbeitet wurde, erschien plötzlich Pestalozzis Gläubiger, der Bankier Schultheß, um sich durch den Augenschein von den ergriffenen Maßnahmen zu unterrichten. Was er sah und hörte, befriedigte ihn so wenig, daß er nach seiner Rückkehr sofort Pestalozzi den gänzlichen Abbruch der Beziehungen ankündigte; er sah das Unternehmen schon damals als völlig verfehlt und seine Einlage so gut als verloren an.

Pestalozzis Bestürzung war grenzenlos; er eilte nach Zürich, und es gelang ihm erst nach vielen vergeblichen Versuchen, Herrn Schultheß von dem Gedanken einer sofortigen Auflösung des Verhältnisses, wodurch der finanzielle Ruin besiegelt worden wäre, abzulenken.

Mitten in diese Zeit der Ungewißheit des Schicksals, welches die nächste Zukunft bringen konnte, fiel die Geburt eines gesunden Sohnes, und die Freude über dieses glückliche Ereignis richtete die Ehegatten wieder empor; ihre Blicke wurden auf den gelenkt, von welchem das Gelingen all der menschlichen Arbeit allein abhängt. Bezeichnend für Pestalozzis

Charakter sind folgende Gedanken, welche in diesen Stunden seine Seele bewegten, und die er dem Tagebuche seiner Gattin anvertraute: sie enthalten gewissermaßen das Programm seiner späteren pädagogischen Thätigkeit: „Du hast über alles Maß deiner Barmherzigkeit mir Gnade erwiesen und meiner Geliebten Leben und Gesundheit erhalten und mich durch die Geburt eines Söhnleins zum Vater eines deiner Geschöpfe, das ewig leben wird, gemacht! Ach, würde ich nur deine Güte erkennen und mich zur Buße leiten lassen, zur Buße für ein langes Lasterleben, von dem ich auch nicht einen Schritt zurück bin! Sende deinen Geist von oben, gib mir jetzt neue Kraft, schaffe in mir ein neues Herz, neuen Eifer, neue Stärke!! O Entsetzen! Mein Sohn! Mein Sohn! Durch mich vernachlässigt, deiner Bestimmung ungetreu, würdest du einst ein Ankläger dessen, der dich sichere Wege führen sollte, vor meinem Richter gegen mich sein. Mir wäre besser, daß ich dein Angesicht nie gesehen hätte, daß ich in die Tiefe des Meeres geworfen worden wäre, ehe ich dich gesehen. Gott, bewahre mich, daß ich kein Laster in deine Seele pflanze, du geliebtes Kind!"

Das Jahr 1770 ging ohne sonderliches Mißgeschick zu Ende, und Pestalozzi bezog im Frühling 1771 die Villa auf dem Birrfelde; die Besitzung erhielt den Namen „Neuhof". Die Erwartungen, welche er hinsichtlich des Gelingens seiner Unternehmungen hegte, waren auf folgende Umstände gegründet. Der Boden des Birrfeldes war ziemlich kalkhaltig; es befand sich sogar in dem benachbarten Dorfe Lupfig eine Mergelgrube. Dies war dem Pfarrer Fröhlich in Birr, einem mit dem Wesen der Landwirtschaft wohlvertrauten Manne, längst bekannt, und durch ihn wurde Pestalozzi auf die Anlegung von Matten und Esparsettenfelder hingewiesen. So war die Annahme nicht unbegründet, daß nach einigen Jahren rastloser Thätigkeit die bisherigen Ödländereien in ein wenn auch nur mäßigen Ertrag versprechendes Acker- und Wiesenland umgewandelt werden konnten. Jedenfalls war es eine unanfechtbare Thatsache, daß der Boden, welcher von Pestalozzi mit durchschnittlich zehn Gulden für die

Juchart angekauft worden war, im Werte erheblich steigen mußte. Es war somit das Unternehmen in keiner Weise ein verfehltes zu nennen, und Pestalozzi hielt an diesem Gedanken auch noch im spätesten Alter fest. In seiner Offenherzigkeit schreibt er das Mißlingen der Pläne hauptsächlich seiner „prononcierten Untüchtigkeit" zu, sowie dem unvorsichtigen und unzweckmäßigen Hausbau. Eine gewisse Schuld trug auch Pestalozzis Verwalter Merki, welcher zwar außerordentlich brauchbar, aber allgemein verhaßt und gefürchtet war. Übelwollende gingen sogar so weit, dem Bankier Schultheß das ganze Unternehmen als einen Narrenstreich zu bezeichnen, der unfehlbar mit dem Verluste der geliehenen Summen endigen werde. Infolge dieser Mitteilungen sandte Herr Schultheß zwei Sachverständige zu Pestalozzi, um an Ort und Stelle nochmals eine Prüfung vorzunehmen. Da ihnen jedoch die oben geschilderte Beschaffenheit des Bodens völlig unbekannt war, so mußte ihr Urteil ungünstig ausfallen. Sie erstaunten, schreibt Pestalozzi im „Schwanengesange", über die Unvorsichtigkeit seiner Ankäufe und — allerdings mit Recht — über die Unpassenheit und Kostbarkeit der Anlage des Wohngebäudes. Auf das Gutachten dieser Männer hin zog sich das Bankhaus sofort mit einigem Verluste von dem Unternehmen zurück und überließ Pestalozzi die weitere Ausführung desselben allein.

Pestalozzi gab das angefangene Werk nicht verloren, sondern beschloß, dasselbe mit aller Kraft fortzuführen, trotz seiner geringen Geldmittel und ungenügenden Erfahrung. Er betrieb zunächst eifrig die Kultivierung des Bodens, konnte aber, wie dies in der Natur der Sache lag, nur langsam Erfolge erzielen. Um sich eine neue Erwerbsquelle zu verschaffen, verfiel er auf den Gedanken, sich von seinen Schwägern rohe Baumwolle senden und dieselbe spinnen und weben zu lassen. Aber auch diese Beschäftigung, von der er wiederum nichts verstand, war keineswegs geeignet, einen lohnenden Verdienst abzuwerfen. So wuchsen denn seine Schulden schließlich bis zu der für seine Verhältnisse riesigen Summe von 15000 Gulden, und

nur mit Hilfe seiner Verwandten, besonders der Brüder seiner Gattin, konnte der Zusammenbruch aller seiner Unternehmungen noch auf kurze Zeit verhindert werden. Im Jahre 1775 ward er endlich genötigt, den Betrieb einzustellen.

Der unaussprechliche Schmerz, welchen das Mißlingen seiner Pläne ihm verursachte, wurde einigermaßen gemildert durch den Trost seiner hochherzigen Gattin und durch den Anblick seines einzigen Kindes, dessen Erziehung er auf das sorgfältigste leitete. Schon in dieser Zeit, da Pestalozzi den ersten Unterricht seinem Sohne zu erteilen begann, offenbarten sich die Anfänge der neuen Methode, welche in der Folge ihren Triumphzug über die ganze zivilisierte Welt antreten sollte — die des anschaulichen Unterrichts. Das geht deutlich aus einer Aufzeichnung in Pestalozzis Tagebuche vom 27. Januar 1774 hervor: „Ich zeigte ihm Wasser, wie es leicht den Berg hinunter rieselte. Es vergnügte ihn; ich ging einige Steinwürfe weiter hinunter; er folgte mir und sagte zum Wasser: Warte mir, Wasser, ich komme gleich wieder. Ich führte ihn sogleich etwas tiefer zum gleichen Wasser. Lug, Papa, das Wasser kommt auch, es kommt da oben aben, es gaht furt mehr aben. Wir folgten dem Wasser, und ich sagte ihm etliche Mal vor: Das Wasser läuft den Berg hinunter." [15] Pestalozzi stand jetzt am Scheidewege; es hieß, einen Entschluß fassen, von dem die Zukunft endgültig abhing. Rings um sich her sah er ein in tiefes Elend versunkenes Volk, ja er selbst war kaum mehr als ein Bettler! Da gab ihm sein edles, für das Menschenwohl glühendes Herz den erhabenen Gedanken ein, selber Hand ans Werk zu legen, um der Not des Volkes zu steuern und zwar durch die Gründung einer Armenanstalt auf Neuhof. Er wollte hinfort gleichsam als Bettler unter Bettelkindern leben, mit ihnen sein Brot teilen und sie durch Erziehung und Unterricht befähigen, dereinst ein menschenwürdiges Dasein zu führen. Pestalozzi kannte die Beschaffenheit der vorhandenen Waisenhäuser und Rettungsanstalten und war der Meinung, daß sie außer stande seien, die Grundursache des Elendes zu beseitigen.

Nach seiner Anschauung bestand das einzige Rettungsmittel darin, die jedem Menschen von Natur innewohnende Kraft, seine Bedürfnisse zu befriedigen und die Pflichten, welche das Dasein auferlegt, zu erfüllen, zu entwickeln, zu beleben und zu stärken. Diese Grundsätze sollten der Leitstern seines Handelns sein.

4. Pestalozzi als Gründer einer Armenanstalt auf Neuhof. 1774—1780.

Über die Idee selbst sagt Pestalozzi im „Schwanengesange" folgendes: „Ich versuchte eine Armenanstalt zu begründen, die dem ganzen Umfange der träumerischen Hoffnungen, welche ich mir in meinen frühern Jahren davon machte, entsprechen sollte. Der Glaube an meine Fähigkeit, diesfalls etwas leisten zu können, das für meine Zwecke in einem großen und weitführenden Umfange einzuführen geeignet sei, belebte mich forthin mit einer unübersteiglichen Gewalt. Ich wollte mein Gut zu einem festen Mittelpunkte meiner pädagogischen und landwirtschaftlichen Bestrebungen, um deren Willen ich meine Vaterstadt verließ, erheben."

Der Gedanke, eine Armenanstalt zu gründen, war allen Bekannten neu und wurde auch anfänglich ungünstig aufgenommen. So schreibt Pestalozzis Schwager, Kaspar Schultheß, zu der Zeit Pfarrer in Neuenburg, seinem Bruder Heinrich: „Ich habe ihn beschworen, von seinem unverdauten Entwurf, auf Subskription Kinder zu erziehen, abzustehen und es sich zur größern Angelegenheit zu machen und als einen Ruf der Vorsehung anzusehen, sich selbst und die Seinigen zu erziehen." Heinrich Schultheß teilte diese Meinung völlig, wie aus folgendem Schreiben deutlich hervorgeht: „Die Lage Pestalozzis ist dermalen so beschaffen: er glaubt, wenn sein Plan wegen Auferziehung armer verlassener Kinder Bernergebiets von den Herren in Bern gutgeheißen werde, so könnte er sich vermittelst hinlänglicher Unterstützung auf dem Wege der Subskription

wiederum aufhelfen. Allein nach meinem Bedünken bindet er ſich die Hände durch zu große Verſprechungen. Und was wollen 6 Gulden Subſkription heißen, auch wenn er hundert Subſkribenten fände? Ich rechne ein Kind für Nahrung und Kleidung wenigſtens auf 60 Gulden; er aber als ſeiner Kopfrechner nur 30 Gulden. Erfahrene behaupten, er werde und könne damit nicht beſtehen. Es wird Peſtaluzzen eine harte Nuß ſein, Kinder leſen und ſchreiben zu lehren."

Es gab indeſſen eine Anzahl edler Männer, welche bereit waren, das neue Unternehmen mit Rat und That zu unterſtützen, ſo beſonders ein Herr von Graffenried auf Wildenſtein und ein Herr von Effinger auf Wildegg. Hierdurch ward es Peſtalozzi möglich, ſchon gegen das Ende des Jahres 1774 die Anſtalt zu eröffnen; die ſtaatliche Aufſicht führte der dem Projekte günſtig geſinnte Landvogt Müller von Marnen.

Die Abſicht, welche Peſtalozzi zur Errichtung einer Armenanſtalt veranlaßte, durch die von den Zöglingen vorzunehmenden Arbeiten hinreichende Mittel zur Beſtreitung ihrer Ernährung und Bekleidung zu erhalten, war ausführbar; aber er verſah es darin, daß er gleich anfänglich zu viele Kinder aufnahm — ihre Zahl betrug zwanzig — wodurch die Unterhaltungskoſten unerſchwinglich wurden, und daß er ſich noch in Nebenbeſchäftigungen einließ, deren gewinnbringende Durchführung ſich nicht erwarten ließ. Peſtalozzi gab dies ſpäter ſelbſt zu: „Der Hauptfehler meines Verſuchs war, daß ich in meinem Arbeitshauſe Handlung mit dem Manövre verband. Wenn ich mich auf den bloßen Genuß der Handarbeit eingeſchränkt hätte, ſo würde ich meine Kräfte nicht überſpannt, und auch die Anzahl der Kinder an ſich nicht zu groß geweſen ſein. Sie war dies nur durch die Verwirrung, welche Handlungsgeſchäfte, die in aller Hinſicht über meine Kräfte waren, in das Unternehmen hineinbrachten.[16] Peſtalozzis Lage wurde außerdem noch durch den Umſtand verſchlimmert, daß ſich ſeine Gattin, an der er ſeither den größten Troſt gehabt hatte, zeitweilig von ihm trennen mußte, da ſie ihrer zarten Geſundheit

wegen den unvermeidlichen Lärm der Bettelkinder nicht zu ertragen vermochte.

So trat denn gegen das Ende des Jahres 1775 wiederum die Not an Pestalozzi heran; in seiner großen Bedrängnis verfaßte er eine „Bitte an Menschenfreunde und Gönner zu gütiger Unterstützung einer Anstalt, armen Kindern auf einem Landhause Auferziehung und Arbeit zu geben." [17] Dieser Aufruf lautete folgendermaßen: „Ich wende mich an einige Menschenfreunde und Gönner, sie um Unterstützung einer Anstalt zu bitten, deren Fortgang meinen allein gelassenen Kräften nicht weiter möglich ist.

Schon seit langem hielt ich es für wahrscheinlich, auch kleinere Kinder könnten bei geringer Arbeit unter vorteilhaften Umständen ihren Unterhalt sich frühe selbst verdienen, wo einige Vorschüsse wegen den Einrichtungen und dem Verlurst (Verlust) der Lehrzeit bestritten und in Absicht auf Gebäude und Unterhalt wohlfeile Wahl und Einrichtung getroffen werden könnten. Ich hielt eine sorgfältige Untersuchung dieser Sache durch anzustellende Erfahrungsversuche für die Menschheit äußerst wichtig.

Ich sah in einer armen Gegend das Elend der bei den Bauern von den Gemeinden verdungenen Kinder; ich sah, wie erdrückende Härte des Eigennutzes diese Kinder fast alle durchgehends an Leib und Seele — fast dürfte ich sagen zu Grunde richtet; wie viele ohne Mut und Leben serbend (siechend), zu keiner Menschlichkeit, zu keinen Kräften sich selbst und dem Vaterlande emporwachsen können.

Ich hielt die Lage meiner Güter bei Königsfelden für schicklich, auf denselben einige Versuche in dieser meiner Herzensangelegenheit zu machen und schien damals mit Kräften unterstützt zu werden, die mir jetzt mangeln. Indessen hat sich durch Erfahrung von mehr als einem Jahr gezeigt, daß diese Begriffe und Hoffnungen nach überstiegenen Anfangsschwierigkeiten erreicht werden könnten.

Es ist mir als Erfahrungssache ausgemacht, daß die Nahrung mit fortgesetztem Gebrauch der allgemeinsten Speisen,

Erdäpfeln, Rüben fast allein, aber vernünftig abgewechselt, auch bei sehr wenig Brod, genügsame Nahrung ist für Gesundheit und schönen Wuchs. Erfahrungssache ist mir, daß nicht das frühe und späte Arbeiten die ärmste Jugend in ihrem Wuchs und in ihrer Entwickelung hemmt, sondern Unordnung im Leben, öfteren Mangel des Notwendigen, hastiger, sich überfüllender Genuß bei seltenerem Anlaß — mehr aber noch ungehemmte und gereizte Leidenschaften, Wildheit, beständige Unruhe, Unwille und ein niedergedrückter Mut sind die Ursachen der Hemmung ihres Wuchses und ihrer Gesundheit, und nicht anhaltende Arbeit.

Es ist mir Erfahrungssache, daß Kinder vom niedergeschlagensten Mute, die in ihrem Müssiggange und Bettel entkräftet und blaß, ohne Gesundheit waren, bei ihnen nicht gewohnter, beständig anhaltender Arbeit dennoch sehr bald zu einer frohen Heiterkeit ihres Gemüts und zu einem einsmaligen frappierenden Wuchs gelangt, durch bloße Veränderung ihrer Lage und Entfernung von den Ursachen und Reizen ihrer Leidenschaften.

Es ist Erfahrungssache für mich, daß vom tiefen unentwickelten Elend sie sich sehr bald zur Empfindung der Menschheit, zum Zutrauen und zur Freundschaft emporheben — Erfahrung, daß Menschlichkeit gegen des niedersten Menschen Seele erhebend ist; daß aus den Augen des elenden, verlassenen Kindes gefühlvolles Erstaunen emporstrahlt, wenn nach harten Jahren eine sanfte menschliche Hand es zu leiten sich darbietet. Erfahrung ist es mir, daß so im tiefen Elende empfundenes Gefühl von den wichtigsten Folgen zur Sittlichkeit und Ausbildung der Kinder sein kann.

Es ist Erfahrung, daß ihr Beieinanderwohnen, wenn Leitung und Anordnung dabei ist, jede nützliche Entwickelung begünstigt, daß selbiges ihren Unterhalt beträchtlich erleichtert und ihre Arbeitsamkeit durch Eifer erhöhet.

Es ist mir nicht zweifelhaft, daß ich zur Erreichung wahrhaft großer und nützlicher Endzwecke hätte gelangen können,

wenn meine Kräfte hinreichten. Ganz völlige, für den wenig bedürfenden Tauner* genügsame Ausbildung — Errettung der im niedersten Stand der untersten Menschheit vergessenen Kinder! Den zum Landläufling, vielleicht zum Schelmen emporwachsenden verlassenen Sohn, und das Mädchen, das ohne Hülf' und Führung zum Elend und eheloſen Leben bestimmt, sich selbst und dem Vaterlande fast notwendig verloren werden müßte: diese wollte ich retten, ihnen Erziehung zu einem nützlichen und thätigen Leben verschaffen. Die Wohlfeile meiner ländlichen Lage und andere Umstände schienen mir diese Hoffnung zu begünstigen. Aber ich verband unglücklicherweise größere Handlungs- und Fabrik-vues mit dieser sonst gewiß erreichbaren, weniger weitführenden Erziehungsabsicht. Mit fehlendem Leichtsinn zu tief in vorher unbetretene Wege hineingeführt, von meinem Zutrauen betrogen, in zu vieles auf einmal verwickelt, und ebenso auf einmal zur schrecklichsten Hemmung meiner Geschäfte von großer Unterstützung verlassen, auf die ich unfehlbar dauerhaft rechnen zu dürfen geglaubt habe, wurde bald die Verwirrung meiner Geschäfte sichtbar und die Notwendigkeit in die Augen fallend, von allen Handlungs- und Fabrik-vues eilend zurückzutreten, und ich ward, hoffentlich noch nicht zu spät, hoffentlich zu meinem Glücke, zu der ersten, einfacheren Idee, Kinder allein, ohne Handlung damit zu verbinden, zu halten, zurückgeführt. Aber auch dieses kann ich jetzt nicht ohne Unterstützung durchsetzen und lege zu den Füßen menschenfreundlicher Gönner folgenden Plan nieder:

Ich bitte Menschenfreunde und Gönner, mir für etwa sechs Jahre alljährlich nach ihrem guten Zutrauen darlehensweise einige wenige Gulden vorzustrecken. Ich werde diese gütige, zutrauensvolle Darlehnung, so ich sechs Jahre nach einander beziehen würde, vom zehnten Jahre an alljährlich den Vorschuß eines Jahrgangs zurückzuzahlen mich schuldig

* Tagelöhner.

erkennen und werde demzumal durch den Genuß ausgebildeter Arbeiten diese Zahlungen hoffentlich mit Leichtigkeit machen können.

Dagegen verspreche ich, wenn ich zum Endzweck einer solchen Unterstützung gelange, alle meine Zeit und Kräfte ganz zur Bildung solcher armen verlassenen Kinder, mit Abordonnierung aller anderen Geschäfte, anzuwenden. Ich verspreche, diese Kinder alle im Lesen, Schreiben und Rechnen zu unterrichten. Ich verspreche, alle Knaben, soviel meine Lage, Kenntnisse und Umstände es zugeben, zur Kenntnis des engern Taunerfeldbaues anzuführen. Ich verstehe darunter die Mittel und Wege, aus kleinen Stücken Landes durch vorzügliche Anbauungsart mehrere Produkte zu ziehen. Ich verspreche, sie zur Kenntnis der verschiedenen Anbauung der künstlichen Futterkräuter, der Kunstmittel, den Dünger wohl zu besorgen und unter verschiedenen Umständen auf verschiedene Art zu vermehren, zu führen; ihnen durch fortzusetzende Erfahrungen die Kenntnisse der verschiedenen Erdarten und die wichtigen Folgen ihrer vernünftigen Mischung beizubringen; mit ihnen die nötigen Versuche wegen dem Gebrauch und Kenntnis der Marne (des Mergels) und den noch zweideutigen Erfahrungen in Absicht auf die Folgen einer fortgesetzten Gypsdüngung anzustellen; ihnen auch einige Kenntnis von der Pflanzung und Wartungsart der Fruchtbäume und vielleicht einiger Waldbäume zu geben; dieses aber alles nach der Lage, den Umständen und den Bedürfnissen meiner eigenen Güter einzurichten, so daß die Versuche mehr aus den Bedürfnissen des Hauses und der Güter entspringenden Notwendigkeiten, als bloße Lehrversuche anzusehen und hiermit nicht kostbar sein werden. Ebenso werden es die Bedürfnisse des Hauses leicht und natürlich machen, daß ich die Mädchen alle abwechselnd zur Führung der Haushaltsgeschäfte, Nähen und Wartung der Gärten werde anführen können.

Eine Hauptarbeit des Hauses wird die feinere Baumwollengespunst sein.

Ich verspreche allen Kindern gesunden Aufenthalt, Nahrung, Kleider, Betten und Wohnung zu verschaffen und habe in Absicht auf Gebäude und einige Einrichtungen hierin schon das meiste bestritten. Ich verspreche, ihnen Religionsunterricht zur gewissenhaften Angelegenheit zu machen und alles zu thun, was mir zur heitern, empfindsamen Entwickelung und Bildung ihrer Herzen möglich sein wird. Es bleibt mir nichts übrig, als noch anzumerken, daß ich mich auf den vollkommensten Gesundheitszustand so bei mir wohnenden arbeitenden Kinder als auf eine Erfahrungssache berufe. Ihre bei anhaltender Arbeit meine Erwartung selbst übertreffende Heiterkeit, ihr froher Mut und Verschiedener wirklich sanfte Empfindsamkeit und Anhänglichkeit sind Hoffnungen und Trost für die Zukunft, da ich diesem allein werde abzuwarten haben.

Ich werde die gütigen Gönner dieser Unternehmung und vor allem aus den Wohledelgebornen Meinen in Königsfelden regierenden hochgeehrten Herrn Müller von Marnens, dem ich pflichtheller Rechenschaft meiner Anstalten schuldig, und der Wohledelgebornen Meinen hochgeehrtesten Herrn von Graffenried von Wildenstein, welcher meinen gegenwärtigen Plan zuerst mit Rat, Unterstützung und Empfehlung begünstigt, so auch den Wohledelgebornen Meinen hochgeehrtesten Junker Oberherr Effinger von Wildegg, dessen Gewogenheit und Güte ich auch hierin genieße, demütig bitten, durch sich selbst oder Subsituierte die Erfüllung meiner Verpflichtung beobachten zu lassen, und erkläre mich feierlich, wenn ich irgend ein Teil saumselig oder mich durch irgend andere Geschäfte an Erfüllung dieser Pflichten hindern ließe, von dem Augenblick an der Vorteile aller ferneren Beischüsse verlurstig zu sein. Allen Freunden und Gönnern der Anstalt werde ich alljährlich eine kurze Nachricht von dem Zustande derselben, von der Anzahl und den Umständen der Kinder und der mehr oder mindern Erreichung meiner Hoffnungen und Absichten erteilen und nach Verfließung einiger Jahre, wenn die Anstalt zu ihrer

notwendigen Stärke gelangt sein wird, diesen Menschenfreunden und Gönnern öffentlich meinen Dank abstatten.

Menschenfreunde! werdet ihr mir bei meinen vielen Fehlern noch so gütig sein und mir, nachdem ich durch Übereilung mir selbst geschadet, noch euer Zutrauen schenken und am Rande der größten Gefahr eine Unternehmung erhalten und beschützen, die mitten durch geschehene Fehler hindurch zu stand kommen und von guten Folgen sein kann?" —

Neuenhof, Amts Königsfelden, den 9. Christm. 1775.

Joh. H. Pestalutz.

Pestalozzis Bitte fand keine tauben Ohren; unter den Männern, welche bereit waren, ihm ihre helfende Hand darzubieten, befanden sich Lavater und Füßli in Zürich, V. C. Tscharner und Graffenried in Bern und Battier und Iselin in Basel. Besonders der letztere, der Ratsschreiber Iselin, welcher in den Jahren 1776—1782 eine Zeitschrift über Erziehung, Armenwesen, Nationalökonomie und Gesetzgebung unter dem Namen „Ephemeriden der Menschheit oder Bibliothek der Sittenlehrer und der Politik" herausgab, wandte sein Augenmerk auf Pestalozzi „Er erforschte — berichtet Pestalozzi später im „Schweizerblatt" — die Grundsätze meiner Unternehmung mit mir, er untersuchte ihre Talente, er trat mit Leuten, die das Unternehmen für möglich und mit solchen, die es für unmöglich hielten, hierüber ein. Er sonderte das Wesentliche desselben von meinen zufälligen Verwicklungen. Er hatte den Mut, dem wahren Guten, so die Sache hatte, in den Augenblicken das Wort zu reden, als sie äußerlich im unvorteilhaftesten Lichte stand. Er ermunterte mich, den Mut nicht fallen zu lassen; er erheiterte meine dunkelsten Stunden mit Trost, und nach Maßgebung der steigenden Schwierigkeiten meiner Lage stieg auch sein Eifer zur Beförderung der Anstalt."

Iselin veröffentlichte zunächst jene „Bitte an Menschenfreunde und Gönner" im Märzhefte der Ephemeriden des Jahres 1777 und begleitete dieselben mit folgender Bemerkung:

„Wir fügen dieſer Schrift mit Vergnügen die Nachricht bei, daß ſie nicht ohne Frucht geweſen iſt, daß nicht nur viele würdige Bürger, ſondern ſelbſt der Commercienrat der Republik Bern die Anſtalt des Herrn Peſtalotz unterſtützen, und daß ſie nicht ohne gegründete Hoffnung eines guten Fortgangs beſteht. Wir werden unſern Leſern in einem unſerer nächſten Stücke einige Berichte des Herrn Peſtalotz mitteilen, welche ſeine Begriffe ausführlicher entwickeln und welche über die Erziehung der armen Kinder auf dem Lande ſehr gute Vorſchläge enthalten.“ Da dieſe Briefe einen tiefen Einblick in die Ideen Peſtalozzis gewähren, ſo dürfte ein Bruchſtück aus dem erſten Briefe, welcher im Aprilhefte des Jahres 1777 zum Abdruck gelangte, von Intereſſe ſein. „Ich habe immer die wichtigſte Armenanſtalt in der Auferziehung der Waiſen geglaubt. Der Arme iſt mehrenteils arm, weil er zur Erwerbung ſeiner Bedürfniſſe nicht auferzogen iſt. Man ſollte hier die Quelle ſtopfen. Der Endzweck in der Auferziehung der Armen iſt neben der allgemeinen Auferziehung des Menſchen in ſeinem Zuſtande zu ſuchen. Der Arme muß zur Armut auferzogen werden. Und hier iſt der Prüfungsknoten, ob eine ſolche Anſtalt wirklich gut ſei. Die Auferziehung des Armen fordert tiefe, genaue Kenntnis der eigentlichen Bedürfniſſe, Hemmungen und Lagen der Armut, Kenntnis des Details der wahrſcheinlichen Lage ihrer künftigen Tage. Denn es iſt in allweg Wahrheit, daß jeder Stand des Menſchen ſeine Tugend vorzüglich in den Einſchränkungen, Hemmungen und Beſchwerlichkeiten ſeiner ältern Tage üben ſoll, und ich glaube, das Weſentliche der Lehrzeit eines jeden Berufs beſtehe in den Übungen der Beſchwerlichkeiten desſelben, in der Geduld und Überwindung aller Wünſche, die an einer fortgehenden, ununterbrochenen Thätigkeit in künftigen Hauptpflichten hindern würden. Dieſe allgemeine Wahrheit finde ich am allerwichtigſten in der Auferziehung des Armen zum allerbeſchwerlichſten Berufe des Lebens. Der Menſchenfreund muß hinabſteigen in die unterſte Hütte des Elends, muß den Armen in ſeiner dunklen Stuben,

seine Frau in der Küche voll Rauch und sein Kind am fast unmöglichen Tagwerk sehen. Das ist die Hütte, in der ein öffentlich erzogener Sohn einst wohnen muß; seine Frau wird wahrscheinlich in einer solchen Küche, mit so wenig Geschirr, mit so wenig umwechselnden Speisen ihre Haushaltung machen müssen, die oder diese Art beschwerlichen Verdiensts wird die einzige Quelle zur Unterhaltung ihres Lebens sein. Wenn diese Kinder so bei armen Eltern, so in armen Hütten lebten, so würden sie notwendig an alle diese Einschränkungen so gewöhnt, daß sie ihnen nicht beschwerlich sein würden, sie würden unter diesen Beschwerlichkeiten ruhig und glücklich leben können. Eine gute Auferziehungsanstalt soll ihnen diese Ruh, diese Zufriedenheit nicht rauben. Und das würde geschehen, wenn der Menschenfreund, der arme Kinder auferziehen will, nicht genugsame Kenntnisse der Armut und ihrer Hülfsmittel hat; wenn er nicht in der ganzen Führung einer solchen Anstalt mit Lebhaftigkeit immer sich vorstellt, diese Kinder werden einst arme Leute sein, sie werden sich in der Art, sich zu erhalten, nach den Ressourcen bequemen müssen, welche nach den Lokalumständen eines jeden Distrikts den Armen offen stehen. Er muß die größte Weisheit seiner Anstalt darin suchen, daß die Fertigkeiten bei ihnen ausgebildet werden, die an dem Orte ihres künftigen Lebens die wahrscheinlichste, sicherste Quelle ihres Unterhalts sein werden. Er muß dahin trachten, daß in ihrer Erziehung die Beschwerlichkeiten aller niedern Unterhaltungswege ihnen nicht fremd, nicht ekelhaft, nicht lästig werden. Er muß lebhaft empfinden, daß der ganze Erfolg der Auferziehung davon abhangen wird, daß der Abtrag der Arbeitsamkeit mit Ängstlichkeit besorgt und alle Bedürfnisse des Lebens mit der genauesten Einschränkung genossen werden. Biegsame Anschlägigkeit, folgsame, nachgebende Bescheidenheit, Übung im ruhigen Anschauen und Berechnen des Abtrags der verschiedenen Unterhaltungswege des Armen: das sind die richtigen Lehren der Auferziehung desselben; diese Lehren oder vielmehr Fertigkeiten sollen ihm Ersatz seiner

Armut sein. Seine biegsame Anschlägigkeit, seine für verschiedene Unterhaltungswege geübteren Hände und Kopf sollen ihm ein Übergewicht im Verdienst gegen den Begüterten geben. Ruhe, Genuß, Güte leitet nicht zur Thätigkeit, Fülle nicht zum Suchen; die Lehre von der schuldigen Dankbarkeit macht an sich nicht arbeitsam, empfindsame Träume für das Gute nicht stark, und wohlerklärte Katechismen geben keinen Ersatz, wenn Kinder von guten, gemächlichen Lagen der Wohlthätigkeit zu den gewiß harten Lagen einer in der Armut anzuhebenden niedern Thätigkeit hinunterfallen. Man glaube ja nicht, daß Arbeiten, die nicht in unsern Augen beschwerlich und mit anhaltenden Überwindungen verknüpft sind, wahre Schule für den Armen sein werden. Er soll die notwendigen Beschwerlichkeiten der im Lande üblichen Unterhaltungswege ohne Folgen tragen; das heißt an einem Ort, er soll die Feuchte des Webkellers nicht scheuen, an einem andern, er soll des Baumwollenstaubs gewohnt sein, oder auch die eklen Fette der Wolle sollen ihm nicht niedrig vorkommen. Hier ist der ekle Geruch der Dunglache Verdienst, dort — ich will mehrere Details meiden, aber es ist gewiß, offene Luft, Durchzug, geschlossene Dumpfwärme sollen keinen wichtigen Einfluß auf ihre Gesundheit machen. Seine Auferziehungsstube soll seiner künftigen Wohnstube soviel möglich gleich sein; er soll in der engen Arbeitsstube nach dem Willen anderer sich zu schicken lernen; sein Bett sei arm, allein oder bei andern, härter oder weicher, muß ihm gleichgültig sein. Das aber wird er nie werden, wenn er es weich und warm und allein hat ... Mir schauert vor dem Elend der Unglücklichen, die durch unweise Wohlthätigkeit verloren gehen, wenn ich sie unter der Last der ungekannten Armut in Thränen arbeiten, in Thränen ihr Brot essen, wenn ich sie wie kränkelnde Kinder ihr Leben durchsterben sehe. Wahrlich, auch in meinem Herzen brennt innige Wärme, Liebe zum Wohl, zum größten möglichsten Wohl dieser Verlassenen: aber ich sehe es nur in der äußersten Angewöhnung der strengsten Einschränkungen, in der angelegensten Ausbildung, der thätigsten Industrie, verknüpft

mit ernsten, anhaltenden Übungen in allen Arten von Beschwerlichkeiten der im Lande üblichen Unterhaltungswege der Armut." [18]

Pestalozzi kam seinem Versprechen, alljährlich einen Bericht über den Zustand der Anstalt zu veröffentlichen, nach; im Maihefte der Ephemeriden des Jahres 1778 erschienen einige Mitteilungen unter dem Titel: „Bruchstück aus der Geschichte der niedrigsten Menschheit. Anrufung der Menschlichkeit zum Besten derselben." Aus diesem Schriftstück verdient folgendes hervorgehoben zu werden. Pestalozzi hatte 36 Zöglinge aufgenommen und gedachte, diese Zahl noch beträchtlich zu vermehren. Auf Dankbarkeit der Eltern ist kaum zu rechnen; sie nehmen häufig ihre Kinder, noch ehe sie ausgebildet sind, aus nichtigen Gründen wieder zu sich. Die seiner Anstalt zugewandten Gaben hatten die Höhe von sechzig Louisd'or erreicht; unterrichtet wurde im Lesen, Schreiben, Rechnen und in Religion. Nicht unwichtig erscheinen die Mitteilungen über seine unterrichtlichen und erzieherischen Maßnahmen: „Ich fahre fort, Lesen, Schreiben und Rechnen zum Hauptaugenmerk meiner Auferziehung zu machen; aber da dieses nicht ihre Arbeit, nicht ihr Verdienst sein wird — so muß dies hier nicht, wie in der städtischen Auferziehung, mit großer Zeitaufopferung und Anregung geschehen. Hier ist jede Voreilung gewiß schädlich, und ich darf nicht die Tage des siebenten Jahres der Hauptbestimmung und Arbeitsamkeit entreißen, zu einem Endzweck entreißen, den ich im neunten Jahre ebenso gut ohne Müh' in ebenso viel Stunden erreichen werde. Die Natur der Anstalt fordert diese genaue Ergreifung der schicklichsten Zeitpunkte, aber im Ganzen der Auferziehung sollen diese Endzwecke dennoch ganz und genügsam erreicht werden."

„Die Art meines sittlichen Unterrichts ist meistens nicht Unterricht des Lehrers. Es soll teilnehmender Unterricht des Hausvaters, Ergreifung der immer vorfallenden Gelegenheiten, an denen ich mit ihnen und sie mit mir Anteil nehmen, sein. Beruhigender Glauben an Gott ist in meinen Augen die

große Basis der Sittlichkeit des Volks. Es ist ein großer Wunsch meines Lebens, ein kleines Buch: „Beruhigende Weisheit für den Armen" nach den eingeschränkten Begriffen der untersten Klasse vom Volk, in ihren Bildern, im Geist ihrer Vorstellungsart enthüllte Wahrheit! Wahrheit für sie, Wärme und Stimmung für sie, in ihr Herz, in ihrer Sprache, Leitung und Wegweisung für das Eigentliche ihrer Situationen nach allgemeinen, umfassenden Gesichtspunkten, ganz ohne Einsichtigkeit, mit Einfalt und erheiterndem Licht, aber mit warmer, teilnehmender, emporhebender Menschlichkeit enthüllet!! Möchte meine Anstalt dieses Lehrbuch erleben, und möchte ich Hülfe finden zu diesem Endzweck: es wäre Samen der Wahrheit — in große wüste Haiden für unerschöpflichen Reichtum der Menschheit. Aber die Weisheit bauet für ihre Mehrheit gerne in zierlichen Gärten." [19]

Schließlich enthält der Bericht noch Aufzeichnungen über Pestalozzis Erfahrungen an den Kindern selbst; dieselben offenbaren, daß er bemüht war, durch eine bis ins einzeln gehende Erforschung der Zöglinge Kenntnis von ihrer Individualität zu erhalten, um dadurch seinen Bemühungen einen gewissen Erfolg zu sichern. „Friedli Mieg von Morblauffen, Berngebiet, ein sehr schwaches Kind, aber voll entscheidender Talente zum Zeichnen. So viel ich kann, gebe ich mir Mühe, dieses Talent in ihm zu entwickeln." „Susette und Mariane Mieg, seine Geschwisterte, zeichnen sich durch stille, anhaltende Arbeitsamkeit aus. Mariane scheint in diesem niedern Beruf zu leiden, emporzustreben zu mehr Freiheit; es ist vom feinsten Gefühl, aber in sich geschlossen, zurückhaltend und äußert sein Leiden nicht. Es würde viel Gutes oder Böses aus dem Kinde werden, wenn es zu der Entwicklung seiner Anlagen gelangen könnte. Susette hat weniger Fähigkeiten, ist aber offen, ruhig und zufrieden mit seiner Lage und seiner Arbeit. Alle drei Kinder einer bernerischen Magd sind sehr schwächlich."

Im Jahre 1778 erschienen im Junihefte der Ephemeriden weitere Mitteilungen: „Zuverlässige Nachricht von der Er-

ziehungsanstalt armer Kinder des Herrn Pestalozzi in Neuenhof bei Birr" betitelt, welche auf Veranlassung der ökonomischen Gesellschaft in Bern veröffentlicht wurden, um darzuthun, „daß diese Anstalt möglich und nützlich und der Unternehmer fähig sei, mit Hülfe edelgesinnten Menschenfreunde solche zu erhalten und zu vervollkommnen". Pestalozzi setzte in diesem Berichte — dem letzten über das Unternehmen — eingehend die Schwierigkeiten auseinander, welche drückend auf die Anstalt einwirkten, und forderte seine Gönner zu einer genauen Prüfung auf, da er „die Erforschung der Wege, wie die Auferziehung der Armen erleichtert und mit Sicherheit durch einfache Anstalten erzielt werden können, zum einzigen Geschäft seines Lebens bestimmt habe". Die Zahl der Zöglinge war etwa dieselbe geblieben, aber die sich häufenden Schwierigkeiten nötigten Pestalozzi zu der Erklärung, daß er lediglich auf Zutrauen und Empfehlungen ohne sichern Akkord keine Kinder annehmen könne.

Das erwähnte Schriftstück ist, wie schon bemerkt, der letzte Bericht Pestalozzis über die Armenanstalt auf Neuhof; vermutlich fehlte ihm die Gelegenheit zu weitern Kundgebungen, da Iselins Zeitschrift während des Jahres 1779 nicht erschien. Es ist dies insofern zu beklagen, als das Vorhandene wenig oder gar nichts über die unterrichtliche Thätigkeit Pestalozzis bietet. Man wird indessen kaum fehlgehen, wenn man für die in dem Roman „Lienhard und Gertrud" beschriebene Schule die Neuhofer Anstalt als Urbild betrachtet.

Pestalozzis Hoffnungen, die Armenanstalt zu hoher Blüte zu bringen, sollten sich leider nicht verwirklichen; seiner Bitte um Zuwendung von Unterstützungen war nur in ungenügender Weise entsprochen worden, und die Prophezeiung seines Schwagers ging buchstäblich in Erfüllung: mit dem Beginn des Jahres 1780 wurde er gezwungen, die Anstalt aufzulösen. Von nun an war Pestalozzi Jahre lang einzig auf seine Verwandten und Freunde angewiesen, deren Freigebigkeit Not und Sorge einigermaßen von seiner Thür fern hielt. Pei-

nigend war für Peſtalozzi das Gefühl, bei ſeiner unendlichen Thatenluſt außer ſtande zu ſein, ſeine Kräfte in nutzbringender Arbeit zu verwenden; niederdrückender noch war das Bewußtſein, das Vertrauen ſeiner Mitbürger verloren zu haben. Daß er in dieſem qualvollen Zuſtande nicht elendig zu Grunde ging, verhinderte in erſter Linie die ſeinem Naturell eigene unauslöſchliche Hoffnung auf beſſere Zeiten, ſodann aber der Verkehr mit den niedern Volksſchichten, wodurch er deren wirkliche Not ſamt ihren Urſachen auf das genaueſte kennen lernte. Peſtalozzi war glücklich zu preiſen, daß er in dieſer Periode von ſich behaupten durfte: „Mitten im Hohngelächter der mich wegwerfenden Menſchen hörte der mächtige Strom meines Herzens nicht auf, einzig und einzig nach dem Ziele zu ſtreben, die Quellen des Elends zu verſtopfen, in das ich das Volk um mich her verſunken ſah, und meine Kraft ſtärkte ſich, mein Unglück lehrte mich immer mehr Wahrheit für meinen Zweck.“

5. Peſtalozzi als Schriftſteller auf dem Neuhofe. 1780—1798.

Peſtalozzi war außer ſtande, die Landwirtſchaft in dem bisherigen Umfange zu betreiben; er verpachtete daher den größten Teil der Ländereien und behielt nur das Landhaus, ſowie etwas Gartenland für ſich zurück. Um dieſe Zeit, da ſeine Verhältniſſe geradezu troſtlos erſchienen, war ſeine feſteſte Stütze die treue Magd Eliſabeth Näf aus Kappel, die Jahrzehnte hindurch bei ihm ausharrte. „Ein mutiges, teilnehmendes Weſen war nun in das Haus gekommen. Sie baute mit eigenen Händen erſt wenig, dann immer mehr Land zum Garten; Reinlichkeit kam in das Haus zurück und auf den ordentlichen Tiſch friſche Nahrung. Der kleine Garten gab Hoffnung für das größere Feld, ſobald auch dieſem nur die Hände geboten wurden. So kam auflebendes Vertrauen unter das arme Dach.“

Von Peſtalozzis früheren Freunden waren nur noch zwei zu weiterer Hülfe bereit: Iſelin und Füßli; ergreifend iſt die Schilderung im „Schweizer Blatte“, wie er ſich hoffnungsvoll erſterem nahte: „Da es endlich vollkommen unmöglich war, die Anſtalt länger zu erhalten, eilte ich im tiefſten Leiden meines Lebens und niedergedrückt von den Schmerzen meiner Lage zu ihm hin, weil ich auf der ganzen Erde niemand kannte, an deſſen Seite ich Erholung hoffte, wie an der Seite meines Iſelin. Ich irrte mich auch nicht: Iſelin behandelte mich in Augenblicken, die höchſt wahrſcheinlich für meinen Kopf, für mein Herz und für mein Schickſal entſcheidend waren, mit einer Weisheit und Liebe, die um ſo mehr ewigen Dank von mir fordert, als es mir immer mehr auffallend wird, daß ich alles, was ich jetzt noch bin, der Führung meines Lehrers in dieſem Zeitpunkte ſchuldig bin.“

Bezeichnend für Peſtalozzis Charakter iſt noch eine Begebenheit, die ſich auf der Reiſe, welche er nach Bern unternahm, um Iſelin zu beſuchen, ereignete. Vor den Thoren der Stadt erblickte er einen Bettler im elendeſten Zuſtande; ſelber ohne jegliche Baarmittel, ſtreifte er die ſilbernen Schnallen von den Schuhen, reichte ſie dem Darbenden und band ſich die Schuhe mit Stroh zuſammen!

Iſelin trat in den wieder erſcheinenden Ephemeriden auf das kräftigſte für Peſtalozzi auf und wies die Gegner darauf hin, daß die Arbeit des Verkannten dennoch ſegenbringend zu Ende geführt werde. Wie ſehr Peſtalozzi ſich Iſelin zum Danke verpflichtet fühlte, beweiſt der Nachruf, welchen er dem 1792 verſtorbenen Freunde im „Schweizer Blatte“ widmete: „Er war Menſch bis an ſein Ende und fand das Menſchliche, das ihn immer in jedem Fache und in jeder Ferne hinriß, bis an ſein Ende ſo leicht. Und ſo fand er am Abend ſeines Lebens auch mich und eilte zu einer Zeit warm und froh in meine Umarmung, da ſonſt die Menge derer, die mich kannten, und meine Freunde alle die Achſeln zuckten, wenn ich vorbei ging. Zu eben der Zeit, in welcher alle, die mich liebten, nur

seufzten, wenn man von mir redete, zu eben der Zeit lächelte mir Iselin Wonne und Freude und war mein Vater, mein Lehrer, meine Stütze und meine Erholung. Er war am guten heißen Arbeitstag, an dem ich meine Kräfte anscheinend umsonst anstrengte, der einzige, an dessen Herz ich, mit Schweiß und Staub bedeckt, mich noch hinlehnen durfte und in meinen Leiden Erquickung fand. O, mein Freund, vielleicht wäre ich ohne dich in meiner Tiefe gesunken und im Schlamm meines Elends verloren geblieben ... Du umarmtest mich am Abend des heißesten Tages und lächeltest da Wonne und Trost in mein Herz und leitetest mich mit Freundeshand zu einer Zeit, wo meine Sinne verwirrt, meine Kräfte erschöpft, mein Auge starr und mein Herz den Tiefen der Verzweiflung nahe war ... Ja, das Weib, das hierin seines Gleichen nicht hat, das Weib, das mich da auch innig liebte, als es mich nicht mehr kannte; das Weib, das sich mir noch opferte, als mein Thun endlich auch ihm Unsinn und rasende Thorheit schien; das Weib, das standhaft im Elend und an den Grenzen des Todes mir treu blieb und im Jammer ihrer Sorgen und niedergedrückt von unsäglichen Lasten, überall enttrüstet und mutlos, doch immer noch Mut zeigte für mich: dieses Weib danket dir, Iselin, ihren geretteten Mann, und die Stunden der Ruhe, die nach langen Verzweiflungsjahren endlich erschienen ... O, mein Iselin, der Vater im Himmel ist ein Gott, der kein zerknicktes Rohr zerbricht und keinen glimmenden Docht auslöscht, und dieser Vater im Himmel führte mich in der dunkelsten Stunde meines Lebens in deine Arme, und du warst mir Führer und Leiter, und du lehrtest mich im Zurücktreten gewinnen, welches gewiß eine größere Gabe ist, als im Vorschreiten erobern." [20]

Iselin sowie auch der Buchhändler Füßli in Zürich rieten nun Pestalozzi, zur Verbesserung seiner Lage die Schriftstellerlaufbahn einzuschlagen, und er befolgte zu seinem Glücke diesen Rat. Er faßte die Summe der in den letzten Jahren so schmerzlich gesammelten Erfahrungen zusammen und veröffent-

lichte dieselbe im Maihefte der Ephemeriden des Jahres 1780 unter dem Titel: „Abenstunde eines Einsiedlers". Diese unscheinbare, nur wenige Blätter zählende Schrift besteht aus einer Reihe von Aphorismen, welche auf den ersten Blick zusammenhanglos sind, genau betrachtet, jedoch ein wohldurchdachtes Ganzes bilden, und, wie K. v. Raumer mit Recht hervorhebt, Programm und Schlüssel der pädagogischen Thätigkeit Pestalozzis enthalten.[21] Pestalozzi redet in der „Abenstunde" von dem Vatersinn Gottes, dem Kindersinn der Menschen, dem Vatersinn des Fürsten, dem Kindersinn der Bürger und von den Quellen aller Glückseligkeit. Die Hauptbedeutung mißt Pestalozzi dem Vaterhause zu, in dem die Eltern ihre erzieherische Wirksamkeit entfalten; höher als Vater und Mutter steht aber Gott, und der Glaube an ihn ist die Quelle aller Weisheit und alles Segens. Der Glaube an Gott ist die Sicherstellung des Glaubens der Kinder an ihren Vater und an jede Pflicht, die das Haus von ihnen fordert. Einige Grundgedanken mögen zur Charakteristik des Ganzen wörtlich angeführt werden.

„Der Mensch, sowie er auf dem Throne und im Schatten des Laubdaches sich gleich ist, der Mensch in seinem Wesen, was ist er? Warum sagen's die Weisen uns nicht? Warum nehmen's die erhabenen Geister nicht wahr, was ihr Geschlecht sei? Braucht auch ein Bauer seinen Ochsen und lernt ihn nicht kennen? Forschet ein Hirt nicht nach der Natur seiner Schafe? Und ihr, die ihr den Menschen brauchet und saget, daß ihr ihn hütet und weidet, nehmt auch ihr die Mühe des Bauern für seinen Ochsen? Habt auch ihr die Sorge des Hirten für seine Schafe? Ist eure Weisheit Kenntnis eures Geschlechts und eure Güte Güte erleuchteten Hirten des Volkes? Was der Mensch ist, was er bedarf, was ihn erhebt und was ihn erniedrigt, was ihn stärkt und ihn entkräftet, das ist Bedürfnis der Hirten der Völker und Bedürfnis der Menschen in den niedrigsten Hütten. Allenthalben empfindet die Menschheit dieses Bedürfnis. Allenthalben strebet sie mit Mühe und

Arbeit und Drang empor. Darum welken ihre Geschlechter unbefriedigt dahin, und ruft das Ende der Tage der mehrern Menschheit laut, daß die Vollendung ihrer Laufbahn sie nicht gesättigt habe. Ihr Ende ist nicht die Reifung vollkommener Früchte der Jahreszeit, die nach vollendeter Bestimmung sie zur Ruhe des Winters hinabsinken läßt."

„Erhabene Bahn der Natur, die Wahrheit, zu der du führst, ist Kraft und That, Quelle, Bildung, Füllung und Stimmung des ganzen Wesens der Menschheit. Zwar du bildest den Menschen nicht im schnellen, schimmernden Wuchs, und dein Sohn, o Natur, ist beschränkt, seine Rede ist Ausdruck und Folge vollendeter Sachkenntnis. Aber wenn die Menschen dem Gange deiner Ordnung voreilen, so verstören sie in sich selbst ihre innere Kraft und lösen die Ruhe und das Gleichgewicht ihres Wesens in ihrem Innersten auf. Sie thun dieses, wenn sie eher, als sie durch die Realkenntnis wirklicher Gegenstände ihren Geist zur Wahrheit und Weisheit lenksam gebildet haben, sich in das tausendfache Gewirre von Wortlehren und Meinungen hineinwagen, und Schall und Rede und Wort, anstatt Wahrheit aus Realgegenständen zur Grundlage ihrer Geistesrichtung und zur ersten Bildung ihrer Kräfte machen. Diese künstliche Bahn der Schule, die allenthalben die Ordnung der Worte der freien, wartenden, langsamen Natur verdrängt, bildet den Menschen zum künstlichen Schimmer, der den Mangel innerer Naturkraft bedeckt und Zeiten, wie unser Jahrhundert, befriedigt."

„Alle reinen Segenskräfte der Menschheit sind nicht Gaben der Kunst und des Zufalls. Im Innern der Natur aller Menschen liegen sie mit ihren Grundanlagen. Ihre Ausbildung ist allgemeines Bedürfnis der Menschheit. Darum muß die Bahn der Natur, die sie enthüllt, offen und leicht, und die Menschenbildung zu wahrer beruhigender Weisheit einfach und allgemein anwendbar sein. Die Natur enthüllt alle Kräfte der Menschheit durch Übung, und ihr Wachstum gründet sich auf Gebrauch. Ordnung der Natur in der Bildung

der Menschheit ist die Kraft der Anwendung und Ausübung seiner Erkenntnisse, seiner Gaben und seiner Anlagen. Daher ist der Mann der Einfalt und der Unschuld, der, indem er mit reiner, folgsamer Anwendung seiner Erkenntnisse und mit stillem Fleiße jede seiner Kräfte und Anlagen übt und braucht, zur wahren Menschenweisheit von der Natur gebildet, da hingegen der Mann, der diese Ordnung der Natur in seinem Innersten zerrüttet und den reinen Sinn der Folgsamkeit seiner Erkenntnisse schwächt, für den Genuß des Segens der Wahrheit unfähig wird."

„Mensch, du selbst, das innere Gefühl deines Wesens und deiner Kräfte ist der erste Vorwurf der bildenden Natur. Aber du lebst nicht für dich allein auf Erden. Darum bildet dich die Natur auch für äußere Verhältnisse und durch sie. So wie diese Verhältnisse dir nahe sind, Mensch, sind sie zur Bildung deines Wesens für deine Bestimmung dir wichtig. Immer ist die ausgebildete Kraft einer nähern Beziehung Quelle der Weisheit und Kraft des Menschen für entferntere Beziehungen. Vatersinn bildet Regenten, Brudersinn Bürger; beide erzeugen Ordnung im Hause und im Staate. Die häuslichen Verhältnisse der Menschheit sind die ersten und vorzüglichsten Verhältnisse der Natur. Der Mensch arbeitet in seinem Beruf und trägt die Last der bürgerlichen Verfassung, damit er den reinen Segen seines häuslichen Glückes in Ruhe genießen möge. Daher muß die Bildung des Menschen für seine Berufs- und Standeslage den Endzweck der Genießungen reiner häuslicher Glückseligkeit untergeordnet werden. Daher bist du, Vaterhaus, Grundlage aller reinen Naturbildung der Menschheit. Vaterhaus, du Schule der Sitten und des Staates!"

„Gott ist die nächste Beziehung der Menschheit. Auch dein Haus, Mensch, und sein weisester Genuß beruhigt dich nicht immer. Gewalt und Grab und Tod ohne Gott zu leiden, hat deine sonst gut und fühlend gebildete Natur keine Kräfte. Gott, Vater deines Hauses, Quell deines Segens — Gott

dein Vater: in diesem Glauben findest du Ruhe und Kraft und Weisheit, die keine Gewalt, kein Grab in dir erschüttert. Glaube an Gott, Stimmung des Menschengefühls in dem obersten Verhältnis seiner Natur, vertrauender Kindersinn der Menschheit gegen den Vatersinn der Gottheit. Glaube an Gott, Quelle der Ruhe des Lebens — Ruhe des Lebens, Quelle innerer Ordnung — innere Ordnung, Quelle unverwirrter Anwendung unserer Kräfte — Ordnung in der Anwendung unserer Kräfte, Quelle ihres Wachstums und ihrer Bildung zur Weisheit — Weisheit, Quelle alles Menschensegens. Glaube an Gott, Quelle aller Weisheit und alles Segens und Bahn der Natur zur reinen Bildung der Menschheit. Glaube an Gott, du bist der Menschheit in ihrem Wesen eingegraben, wie der Sinn vom Guten und Bösen, wie das unauslöschliche Gefühl von Recht und Unrecht, so unwandelbar fest liegst du als Grundlage der Menschenbildung im Innern unserer Natur. Glaube an Gott, du bist Volksanteil in jeder Tiefe, in jedem Weltstrich; du bist Kraft der Menschheit in jeder Höhe und ihre Stärke in jeder Tiefe."

„Mensch, dein innerer Sinn ist der sichere Leitstern der Wahrheit und deiner Pflicht: und du zweifelst, da dieser Sinn so mächtig Unsterblichkeit dir zuruft? Glaube an dich selbst, Mensch, glaube an den innern Sinn deines Wesens, so glaubst du an Gott und die Unsterblichkeit. Gott ist Vater der Menschheit, Kinder Gottes sind unsterblich. Im Innersten deiner Natur, Mensch, liegt das, was Wahrheit, Unschuld und Einfalt mit Glauben und Anbetung hört. Aber Einfalt und Unschuld ist nicht das Teil aller Menschen. Vielen ist innerer Sinn der Menschennatur Spiel des Traumes, und Glauben an Gott und Unsterblichkeit, auf diesen innern Sinn gebaut, verachteter Vorwurf ihrer Kunst."

„Glaube an Gott, Scheidung der Menschheit; Mensch, Kind der Gottheit: das ist der reine Vorwurf des Glaubens. Dieser Glaube an Gott ist Stimmung der Menschheit in ihren Verhältnissen zu ihrem Segen. Vatersinn und Kindersinn,

dieſer Segen deines Hauſes, Menſch, iſt Folge des Glaubens. Der Genuß deiner Rechte, Hausvater, die wonnevolle Ergebung deines Weibes und das innige, ſeelenerhebende Dankgefühl deiner Kinder iſt Folge deines Glaubens an Gott. Mein Glaube an Gott iſt Sicherſtellung meines Glaubens an meinen Vater und an jede Pflicht meines Hauſes."

„Hang zu niederm Schimmer, Drang, Anlagen und Kräfte zu ſpiegeln und ſeine Schwäche zu bemänteln, iſt Richtung auch der niedrigſten und ſchwächſten Menſchheit, die von dieſer bildenden Bahn abgewichen iſt. Äußere und innere Menſchenhöhe auf dieſer reinen Bahn der Natur gebildet, iſt Vaterſtand und Vaterſinn gegen niedere Kräfte nach dieſem Zwecke. Vaterſinn hoher Kräfte gegen die unentwickelte ſchwache Herde der Menſchheit. O Fürſt in deiner Höhe! O Goethe in deiner Kraft! Iſt das nicht deine Pflicht, o Goethe, da deine Bahn nicht ganz Natur iſt? Schonung der Schwachheit, Vaterſinn, Vaterzweck, Vateropfer im Gebrauch ſeiner Kraft, das iſt reine Höhe der Menſchheit. O Goethe in deiner Hoheit, ich ſehe hinauf von meiner Tiefe, erzittere, ſchweige und ſeufze. Deine Kraft iſt gleich dem Drange großer Fürſten, die dem Reichsglanz Millionen Volksſegen opfern. Reiner Segen der Menſchheit, du biſt Kraft und Folge des Glaubens. O meine Zelle, Wonne um dich her! Auch du biſt Folge dieſes Glaubens."[22]

Die „Abendſtunde" blieb trotz des Reichtums an geſunden und originellen Ideen faſt gänzlich unbekannt; deſto größeres Aufſehen erregte ein umfangreiches Werk, welches in den Jahren 1781—1787 erſchien, das Volksbuch: „Lienhard und Gertrud".

Über die Entſtehung dieſes Meiſterwerkes erzählt Peſtalozzi im „Schwanengeſange" folgendes: „Buchhändler Füßli, der beinahe noch der einzige Menſch war, mit dem ich über meine Lage ein herzliches und teilnehmendes Wort reden konnte, ſagte mir in dieſem Zeitpunkte gerade heraus, meine alten Freunde halten es beinahe allgemein für ausgemacht, ich werde meine Tage im Spital, oder gar im Narrenhauſe

enden. Dieſer liebenswürdige, für mich, ach, zu frühe geſtorbene Freund nahm innigen, herzlichen Anteil an meinem Schickſale, und in eben der Stube, in der er mir dieſes ſagte, ereignete ſich in gleichem Zeitpunkte ein Umſtand, der plötzlich eine Beſſerung meiner ökonomiſchen Lage und das Ende der traurigen Verhältniſſe der Meinigen herbeizuführen geeignet ſchien. Füßli war wahrer Freund der alten bürgerlichen Anmaßungsloſigkeit und ſelber des veralteten Überreſtes der Einfachheit der Vorzeit in den Formen des öffentlichen Stadtdienſtes, und man war eben im Begriff, die krummen Wächter vor dem Rathauſe und unter den Thoren in eine, den damals erſcheinenden republikaniſch herrſchaftlichen Modeanſichten des Regierungsdienſtes angemeſſene Form umzugeſtalten. Dieſe Neuerung hatte mit dem erwachenden Modegeiſte des Militärprunks ohne Militärkraft engen Zuſammenhang und war von Einfluß habenden Perſonen unterſtützt, die an der Paradeſtellung müſſiggängeriſcher bürgerlicher und bäuriſcher Soldaten mehr Freude hatten und ihr Dekorum und ihren Prunk beſſer zu beurteilen wußten und höher ſchätzten, als den Wert des Bürgerfleißes und der Bürgerehre, von denen der häusliche Segen der Vaterſtadt von alters her ausging und ſich in der Vorzeit Jahrhunderte lang allgemein blühend erhielt. Dieſe Maßregel, wie ſie geſchah, mißfiel ſehr vielen altväteriſchdenkenden Bürgern und auch mir. Ich machte in einem launigen Augenblicke einen dieſe Neuerung ins lächerliche ziehenden kleinen Aufſatz, der eben auf Füßlis Tiſche lag, als dieſer mit ſeinem Bruder, dem Maler, der, ſo viel ich weiß, jetzt noch in hoher Achtung in London lebt, über mein trauriges Schickſal redete und bejammerte, daß er durchaus kein Mittel kenne, mir, wie ich ſei, und wie ich mich benehme, aus meiner Lage zu helfen. Der Maler nahm in eben dieſem Augenblicke die „Schnurre" über die Umgeſtaltung der krummen, ſtaubigen und ungekämmten Stadtwächter unter unſern Thoren in gerade, gekämmte und geputzte in die Hand, las ſie mehrere Male durch und ſagte dann zu ſeinem Bruder: „„Dieſer

Mensch kann sich helfen, wenn er will; er hat Talent, auf eine Art zu schreiben, die in dem Zeitpunkte, in dem wir leben, ganz gewiß Interesse erregen wird; muntere ihn dazu auf und sage ihm von meiner Seite, er könne sich als Schriftsteller ganz gewiß helfen, wenn er nur wollte"". Mein Freund ließ mich auf der Stelle zu sich kommen und jubelte, indem er mir das sagte und hinzusetzte: „„Ich kann gar nicht begreifen, wie es möglich war, daß mir das nicht von mir selbst in Sinn kam"". Mir war es, wie wenn er mir einen Traum erzählte."

„Ich hatte mich im Drange meiner Schicksale Kultur halber so vernachlässigt, daß ich bald keine Zeile mehr schreiben konnte, ohne Sprachfehler darin zu begehen und glaubte, was Füßli auch immer sagte, mich dazu gänzlich unfähig. Doch die Not, von der man sonst so oft sagt, sie sei ein böser Ratgeber, war mir jetzt ein guter. Marmontels „Contes moraux“ [23] lagen eben, als ich heim kam, auf meinem Tische; ich nahm sie sogleich mit der bestimmten Frage, ob es vielleicht möglich sei, daß ich auch so etwas machen könne, in die Hand, und nachdem ich ein paar dieser Erzählungen gelesen und wieder gelesen, schien es mir doch, das sollte nicht ganz unmöglich sein. Ich versuchte fünf oder sechs dergleichen kleine Erzählungen, von denen ich nichts mehr weiß, als daß mich keine von ihnen ansprach; die letzte war „Lienhard und Gertrud", deren Geschichte mir, ich weiß nicht wie, aus der Feder floß und sich von sich selbst entfaltete, ohne daß ich den geringsten Plan davon im Kopfe hatte, oder auch nur einem solchen nachdachte. Das Buch stand in wenigen Wochen da, ohne daß ich eigentlich nur wußte, wie ich dazu gekommen. Ich fühlte seinen Wert, aber doch nur wie ein Mensch, der im Schlafe den Wert eines Glückes fühlt, von dem er eben träumt. Ich wußte kaum, daß ich wachte; doch fing ein erneuerter Funke von Hoffnung an, sich in mir zu regen, daß es möglich sein möchte, meine ökonomische Lage auf dieser Bahn zu bessern und den Meinigen erträglicher zu machen.

Ich zeigte meinen Versuch einem Freunde Lavaters, der auch mein Freund war. Dieser fand ihn interessant, aber sagte dennoch, so wie das Buch sei, könne es nicht gedruckt werden; es sei unerträglich inkorrekt und unlitterarisch und werde durch die Umarbeitung von einem Menschen, der schriftstellerische Übung habe, sehr gewinnen, mit Hinzusetzen, er wolle es, wenn es mir recht sei, einem Freunde übergeben, den er hiezu sehr fähig glaube. Anmaßungslos, wie ein Kind, antwortete ich ihm, das sei mir sehr recht und übergab ihm die drei oder vier ersten Bogen des Buches zu einer solchen Umarbeitung auf der Stelle. Aber wie erstaunte ich, als er mir diese Bogen mit ihrer Umarbeitung wieder zurückgab. Es war eine eigentliche theologische Studentenarbeit, die das reine Naturgemälde des wahren Bauernlebens, wie es von mir in seiner nackten, aber treuen Gestalt einfach und kunstlos dargestellt war, in frömmelnde Kunstformen umwandelte und die Bauern im Wirtshause eine steife Schulmeisterssprache reden machte, die von der Eigentümlichkeit meines Buches auch keinen Schatten mehr übrig ließ. Das konnte mir nicht behagen. Der Freund, der diesem jungen Menschen den Auftrag gegeben, schämte sich jetzt des Erfolgs selber, und ich bedankte mich der weitern Umarbeitung meines Buches. Ich wollte dasselbe durchaus nicht so verkrüppelt gegen mich selbst, wie es mir in dieser Umarbeitung in die Augen fiel, in die Welt hinausschicken und entschloß mich wenige Tage nachher, nach Basel zu reisen, um mich mit Herrn Ratschreiber Iselin, den ich als Mitglied der helvetischen Gesellschaft in Schinznach kennen gelernt und über alles hoch achtete, über mein Buch und über die Art seiner Herausgabe in allen Rücksichten zu beraten. Ich warf in dieser Angelegenheit mein Augenmerk vorzüglich auch darum auf ihn, weil ich vor ihm sicher war, daß er in der Beurteilung des Tons meines Buches weniger kleinstädtische Rücksichten nehmen werde, als ich dieses von den meisten meiner übriggebliebenen Freunde voraussah und zu besorgen hatte. Aber sein Urteil und sein Benehmen übertraf dennoch alle meine

Erwartung. Der Eindruck, den es auf ihn machte, war ganz außerordentlich. Er sprach geradezu aus: „„Es hat in seiner Art noch keines seinesgleichen, und die Ansichten, die darin herrschen, sind dringendes Bedürfnis unserer Zeit; dem Mangel orthographischer Richtigkeit, setzte er hinzu, ist leicht abzuhelfen““ und übernahm die Sorge hiefür, sowie diejenige für die Ausgabe desselben und für ein anständiges Honorar, das mir dafür gebühre, sogleich selber.“

Wenden wir uns nun zunächst dem Inhalte des Werkes zu. Pestalozzi führt den Leser in lebendiger, man könnte sagen dramatischer Darstellung in das Leben und Treiben des Dorfes Bonnal. Die Bewohner desselben befinden sich auf einer tiefen Stufe sittlicher Verkommenheit, die vor allem in der Person des Vogtes (Vorstehers) Hummel zu Tage tritt. Dieser ist auf unehrliche Weise in den Besitz seiner Stellung gelangt und benutzt die ihm zustehende Machtbefugnis zum Verderben der Bauern. Hummel ist auch Besitzer des Wirtshauses von Bonnal, und es fällt ihm nicht schwer, die Familienväter zum Trinken und Spielen zu verleiten, sie der Arbeit zu entfremden und zu seinen Schuldnern zu machen. Unter diesen befindet sich auch der Maurer Lienhard, ein zwar gutmütiger, aber widerstandsloser Mann, welcher durch das Wirtshausleben seine Familie in das tiefste Elend gebracht hat. Lienhards Frau, Gertrud, hat lange Zeit trotz des Niedergangs ihrer häuslichen Verhältnisse für ihren Gatten und ihre sieben unmündigen Kinder treu und fleißig gesorgt; als aber der gänzliche Zusammenbruch ihres Hauswesens unvermeidlich erscheint, sinkt sie schmerzerfüllt unter der Last ihrer Sorgen zusammen. „Ihre Klagen brachen jetzt in lautes Schreien aus, und alle Kinder und der Säugling weinten mit der Mutter, und es war ein entsetzliches Jammergeschrei, als eben Lienhard die Thür öffnete. Gertrud lag mit ihrem Antlitz auf ihrem Bette, hörte das Öffnen der Thüre nicht und sah nicht den kommenden Vater. Auch die Kinder wurden seiner nicht gewahr; sie sah'n nur die jammernde Mutter und hingen

an ihren Armen, an ihrem Hals und an ihren Kleidern. So fand sie Lienhard. Gott im Himmel sieht die Thränen der Elenden und setzt ihrem Jammer ein Ziel." Mit dieser ergreifenden Schilderung läßt Pestalozzi die Erzählung beginnen.

Lienhard, welcher trotz seiner Fehler von Gertrud innig geliebt wurde und diese Liebe auch erwiderte, ward durch den Anblick des tiefen Jammers auf das Tiefste erschüttert und erzählt seiner Gattin weinend die Quelle all' seines Elends: „O Gertrud, Gertrud, es bricht mir das Herz, dir mein Elend zu sagen und deine Sorgen zu vergrößern, und doch muß ich es thun. Ich bin Hummel, dem Vogt, noch dreißig Gulden schuldig, und der ist ein Hund und kein Mensch gegen die, welche ihm schuldig sind. Ach, daß ich ihn in meinem Leben nie gesehen hätte! Wenn ich nicht bei ihm einkehre, so ist der Lohn meines Schweißes in seinen Klauen. Das, Gertrud, das ist die Quelle unsers Elends."

Da fällt ein Hoffnungsstrahl in die Seele des geängstigten Weibes: „O Lieber! sagte hierauf Gertrud, darfst du nicht zu Arner, dem Landesvater, gehen? Du weißt, wie alle Witwen und Waisen sich seiner rühmen. O Lieber, ich denke, er würde dir Rat und Schutz gewähren gegen diesen Mann". Als Lienhard aus Angst vor dem Vogte den Gang zu dem im benachbarten Dorfe wohnenden Gutsherrn Arner nicht wagen mag, übernimmt Gertrud selber dieses Wagnis; sie begiebt sich am frühen Morgen des nächsten Tages mit ihrem jüngsten Kinde zu dem Schlosse des Junkers. Ihr Vertrauen, das sie in den jungen, für alles Gute und Edle begeisterten Gutsherrn gesetzt hat, wird über Erwarten belohnt: „Arner fühlte die reine Höhe der Unschuld, die beschämt dasteht, wenn ihre Tugend und ihre Weisheit bemerkt wird und beschloß, dem Weibe mehr, als es bat und hoffte, Gnade zu erweisen; denn er fühlte ihren Wert, und daß unter Tausenden kein Weib ihr gleich käme". Er entläßt Gertrud huldvoll mit den Worten: „Gehe nun heim, Gertrud, morgen werde ich ohnedies in dein

Dorf kommen, und da werde ich dir Ruhe schaffen vor dem Hummel".

Arner hält Wort und überträgt dem Lienhard in Gegenwart des Vogtes und vieler Dorfbewohner den Bau einer Kirchenmauer; da aber die Kirche so nahe am Wirtshause liegt, so äußert Gertrud dem Junker ihre Bedenken: „Gnädiger Herr, mein Mann ist beim Wein leicht zu verführen, und wenn er täglich so nahe am Wirtshause arbeiten muß, — ach Gott, ach Gott, ich fürchte, er halte die Versuchung nicht aus". Arner gedenkt nun, einen entscheidenden Schlag gegen den Vogt zu führen und fordert deshalb die Frau zu einer näheren Erklärung auf. Gertrud giebt dieselbe zu Hummels größtem Schrecken: „Gnädiger Herr, bei der heißen Arbeit dürstet man oft, und wenn dann immer Saufgesellschaft vor seinen Augen auf jede Art mit Freundlichkeit und mit Spotten, mit Weinkäufen und mit Wetter ihn zulocken wird — ach Gott, ach Gott, wie wird er es aushalten können! Und wenn er dann nur ein wenig wieder Neues schuldig wird, so ist er wieder angebunden. Gnädiger Herr, wenn Sie doch wüßten, wie ein einziger Abend in solchen Häusern arme Leute ins Joch und in Schlingen bringen kann, wo es fast unmöglich ist, sich wieder herauszuwickeln!" Der entrüstete Gutsherr wendet sich nun „mit einer Stimme voll Ernst und mit einem Blicke, der durch Mark und Bein drang" an den Vogt, um sich gegen diese schwere Beschuldigung zu verantworten. Hummel leugnet in frechster Weise, aber zwei alte Männer, die still und aufmerksam und ernsthaft dastanden, bestätigten Gertruds Aussagen: „Es ist mehr als zu wahr, gnädiger Herr, aber was wollen wir arme Leute gegen den Vogt klagen?" Arner verschiebt die Untersuchung gegen Hummel auf eine spätere Zeit, kündigt ihm jedoch an, daß er, um die Armen vor Bedrückung zu schützen, die Vergünstigung, daß ein Vogt auch zugleich Wirt sein könne, aufheben werde. Während dieser Entschluß großen Jubel im Dorfe erregt, geriet der Vogt in unbeschreibliche Aufregung: „Wie ein gefangenes wildes Schwein

in seinen Stricken schnaubet, seinen Rachen öffnet, seine Augen rollt und Wut grunzet, so wütete jetzt Hummel, stampfte und tobte, sann auf Rache gegen Arner und raste über den Edlen. Dann redete er mit sich selber: „„So kommt das Land um seine Rechte. Er will mir das Wirtsrecht rauben und das Schild in der Herrschaft allein aushängen. Bei Mannesgedenken haben alle Vögte gewirtet; alle Händel gingen durch unsere Hände. Dieser läuft jetzt allenthalben selbst nach und frögelt jeden aus wie ein Dorfschulmeister. Daher trotzt jeder Bub einem Gerichtsmann und sagt, daß er selbst mit Arner reden könne. So kommt das Gericht um alles Ansehen, und wir sitzen und schweigen wie andere Schurken, da er so an uns allen Landesrechte kränkt und beugt". So verdrehte der alte Schelm die guten und weisen Thaten des edlen Herrn bei sich selbst, schnaubte und sann auf Rache". — Hummel gedenkt nun, mit seiner Rache zunächst Lienhard zu verfolgen; er besticht dessen Gesellen Joseph, schlechte Steine zum Fundamente der Mauer zu nehmen, damit dieselbe bald einstürze und „ein Säckchen voll Zeugs von einem Herrn aus der Apotheke" unter den Kalk zu mischen, auf daß der Verputz des Kirchturms in wenigen Wochen herunterfalle; der Bursche willigt ein, nachdem ihm fünf Thaler Belohnung für seine Dienste in Aussicht gestellt sind.

Während der Vogt verderbenbringende Pläne schmiedet, schreitet der Gutsherr zur Ausführung seiner humanen Bestrebungen. Der beschlossene Kirchenbau, der unter Lienhards Leitung sofort in Angriff genommen werden soll, wird nun den Armen des Dorfes zur Quelle eines lohnenden Verdienstes; Arner beauftragt Hummel, einer Anzahl geeigneter Familenväter — lauter Lumpen und Bettler, vom ersten bis zum letzten, wie der neidische Vogt im Zorne ausruft — von seiner Absicht, sie als Tagelöhner beim Kirchbau zu beschäftigen, Mitteilung zu machen. So wird der Vogt, dessen Erscheinen sonst nur Angst und Schrecken in den Hütten der Elenden

hervorrief, wider Willen der Überbringer einer Freudenbotschaft und Zeuge eines unbeschreiblichen Jubels.

Die erste Familie, welche Hummel aufsucht, ist die des Hübelrudi; die Schilderung der Verhältnisse dieses hartgeprüften Mannes gehört zu den ergreifendsten Rollen des ganzen Buches. „Hübelrudi saß eben bei seinen vier Kindern. Vor drei Monaten war ihm seine Frau gestorben, und jetzt lag seine Mutter sterbend auf einem Strohsack". Noch nie hat ihm seine Armut so weh gethan, wie jetzt, da er seiner Mutter nichts geben kann. Aber eine Mutter weiß auch auf dem Sterbebette noch Trost zu spenden: „Tröste dich, Rudi. Du warst die Freude meiner Jugend und der Trost meines Alters, und nun danke ich Gott. Deine Hände werden jetzt bald meine Augen schließen; dann werde ich zu Gott kommen, und ich will für dich beten, und es wird dir wohl gehen ewiglich. Denke an mich, Rudi; alles Leiden und aller Jammer dieses Lebens, wenn sie überstanden sind, machen einem nur wohl. Mich tröstet und mir ist heilig alles, was ich überstanden habe, so gut als alle Lust und Freude des Lebens. Ich danke Gott für die frohe Erquickung der Tage meiner Kindheit. Aber wenn die Frucht des Lebens im Herbste reifet, und der Baum sich zum Schlafe des Winters entblättert, dann ist das Leiden des Lebens ihm heilig, und die Freuden des Lebens sind ihm nur ein Traum. Denke an mich, Rudi, es wird dir wohl gehen bei all deinen Leiden."

Erschütternd ist der Augenblick, da die Sterbende ihres Enkelkindes Rudeli gedenkt, welcher dem Lienhard gebratene Erdäpfel aus Hunger entwendet hat. Der Kleine wird an das Bett der Großmutter geführt und bekennt schluchzend seine That: „Großmutter, Großmutter, ich will gewiß nicht mehr stehlen; wenn mich schon hungert, ich will nicht mehr stehlen". Ihre letzten Augenblicke werden ihr noch durch die Reue des Enkels, die Verzeihung der herbeigeeilten Gertrud und die vom Vogte überbrachte Nachricht erleichtert; sie stirbt mit der Bitte an Gertrud, sich der armen, verlassenen Kinder zu erbarmen.

Nach und nach ziehen sich immer mehr unheilverkündende Wolken über dem Haupte des Vogtes zusammen, und das Verhängnis ereilt den Schurken. Arner befiehlt ihm, die Wahl zu treffen zwischen dem Niederlegen seiner Stellung, oder der Aufgabe der Gastwirtschaft. Hummel erhält auf sein Bitten eine vierzehntägige Bedenkzeit; er gelangt jedoch nicht zur Einsicht, sondern beschließt in seiner Verblendung, Rache an dem Gutsherrn zu nehmen: er will in nächtlicher Weile ihm den Grenzstein versetzen. Inzwischen ersteht dem Vogt ein neuer Ankläger in der Person des Hans Wüst. Dieser begiebt sich, von seinem Gewissen gequält, zu dem würdigen Seelsorger des Dorfes, dem Pfarrer Joachim Ernst, und gesteht demselben, daß er als falscher Zeuge dem Vogte geholfen habe, den Hübelrudi um eine wertvolle Matte (Wiese) zu betrügen. Zu derselben Zeit begiebt sich Hummel an die Ausführung seines verbrecherischen Unternehmens. Er nimmt Pickel, Schaufel und Karst auf die Achsel und eilt im tiefen Dunkel der Nacht auf den Berg, um seinem Herrn den Markstein zu versetzen. „Aber plötzlich — noch ehe die Arbeit vollendet ist — erschreckt ihn ein Geräusch. Ein schwarzer Mann hinter dem Gesträuche kommt auf ihn zu. Um den Mann ist's hell in der finstern Nacht, und Feuer brennt auf des Mannes Kopfe. Das ist der Teufel leibhaftig, sagt der Vogt, flieht, heult entsetzlich und läßt Karst und Pickel und Schaufel, den Hut und die leere Branntweinflasche zurück. Es war Christoph, der Hühnerträger von Arnheim, der Eier in Oberhofen, Lunkofen, Hirzan und an andern Orten aufgekauft hatte und nun auf seinem Heimwege begriffen war. Er trug auf seinem Korbe das Fell von einer schwarzen Ziege und hatte eine Laterne daran hangen, um den Weg im Finstern zu finden. Dieser Eierträger erkannte die Stimme des fliehenden Vogtes, und da er dachte, daß er gewiß etwas Böses im Sinne habe, ergrimmte er bei sich selber und sprach: „„Dem verfluchten Buben will ich's jetzt machen; er meint, ich sei der Teufel"". Schnell stellte er seinen Korb ab, nimmt Karst und Pickel und Schaufel

und seinen mit Eisen beschlagenen Botenstock, bindet alles zusammen, schleppt es hinter sich her über den Felsweg hinunter, daß es fürchterlich rasselt, läuft so dem Vogt nach und ruft mit hohler, heulender Stimme: „„Oh, ah, uh! Hummel! oh, ah, uh! — Du bist mein! Wa—art! Hu—Hummel!““ Der arme Vogt läuft, was er vermag und schreit in seinem Laufen erbärmlich: „„Mordio und Helfio! Wächter, der Teufel nimmt mich!““ Und der Hühnerträger immer hinten nach: „„Oh, ah, uh! Vo—ogt! Wa—art! Du bist mein, Vo—o—ogt!““

Durch den nächtlichen Lärm werden alle Dorfbewohner aufgeweckt; nachdem der Pfarrer sich den Vorfall hat berichten lassen, geht er noch in derselben Nacht in das Wirtshaus, in der Absicht, den Schrecken des Vogts zu benutzen. Es gelingt ihm auch, Hummel zum Geständnis des an Rudi begangenen Betrugs zu bewegen, sowie auch den Grund seines nächtlichen Ganges zu erforschen. Der Pfarrer sendet darauf eine genaue Darlegung des Geschehenen an den Gutsherrn, und dieser sann still und ernsthaft dem Urteile nach, welches er über den Vogt fällen wollte. „Wie ein Vater, wenn er seinen wilden, ausartenden Knaben einsperrt und züchtigt, nichts sucht, als das Wohl seines Kindes; wie es dem Vater ans Herz geht, daß er strafen muß; wie er lieber verschonen und lieber belohnen würde; wie er seine Wehmut bei seinen Strafen so väterlich äußert und durch seine Liebe mitten im Strafen seiner Kinder noch mehr als durch die Strafe selber ans Herz greift: so, dachte Arner, muß ich strafen, wenn ich will, daß meine Gerechtigkeitspflege Vaterhandlung gegen meine Angehörigen sei.“

Arner läßt nun den Vogt nebst Joseph und Wüst ins Gefängnis führen; Josephs Schuld ist durch ein weiteres Geständnis Hummels ebenfalls an den Tag gekommen. Der Vogt hat den Tod verdient, aber der Gutsherr schenkt ihm seines Alters wegen, und weil er einen Teil der Verbrechen gegen den Richter selbst ausgeübt hat, das Leben. Er wird jedoch seines Amtes entsetzt, zu einer Gefängnisstrafe verurteilt

und in Gegenwart der Dorfbewohner vom Scharfrichter unter den Galgen von Bonnal geführt, wobei ihm die drei ersten Finger der rechten Hand wegen des Meineides mit unauslöschlicher schwarzer Farbe bestrichen worden. Den Hans Wüst verurteilt der Junker zu einer achttägigen Gefängnisstrafe; aber den Joseph, als einen Fremden, läßt er sogleich aus seinem Gebiete fortführen und ihm das fernere Betreten seines Bodens bei Zuchthausstrafe verbieten.

Arner versteht aber nicht nur zu strafen, sondern auch zu belohnen; er übergiebt dem Hübelrudi sofort die ihm vom Vogte entrissene wertvolle Matte nebst dem noch bei Hummel befindlichen Heu, schenkt ihm die schönste Kuh aus seinem Stalle, damit er das ihm unter der Regierung des alten Arner zugefügte Unrecht desto leichter vergesse und verspricht ihm das bei einem etwaigen Hausbau nötige Holz unentgeltlich zu liefern. Gertrud schließlich, welche die Sorge für die mutterlosen Kinder Rudis übernommen hat, versucht, dem Witwer in der Schwester des wohlhabenden neuen Vogts Meyer eine tüchtige Frau und den Kindern eine liebende Mutter zu verschaffen.

Mit der Bemerkung, daß auch der Hühnerträger Christoph nicht leer ausging, da er doch eigentlich mit seinem Nachtrufe alles in Ordnung gebracht hatte, schließt der erste Teil der Erzählung.

Auf die Empfehlung Iselins übernahm die Buchhandlung von George Jakob Decker zu Berlin den Verlag des Werkes (1781) und zahlte dem Verfasser ein Honorar von einem Louisd'or für den Bogen, versprach auch, wenn der Absatz des Buches eine zweite Auflage notwendig mache, für den Bogen abermals soviel zu zahlen. Pestalozzi war mit diesem Angebot unaussprechlich zufrieden: „Ein Louisd'or für den Bogen war mir in meinen Umständen viel, sehr viel". Das Buch erregte in der Schweiz und in Deutschland ein allgemeines Aufsehen; fast alle Zeitschriften und Kalender flossen von Lob über und brachten Auszüge. Die ökonomische Gesellschaft in Bern er-

kannte Peſtalozzi ein Dankſchreiben, ſowie eine große goldene Medaille zu, welche jedoch nach einigen Wochen aus Geldmangel veräußert werden mußte.

Peſtalozzi erkannte den Wert ſeines Buches ſelbſt noch gar nicht und ahnte damals auch nicht, daß es eine gelungene maleriſche Darſtellung des geſamten Umfangs der Grundſätze und Geſichtspunkte der Elementarbildung ſein könnte, die er in ſpäterer Zeit als das Fundament aller naturgemäßen Erziehungs- und Unterrichtsmittel zu erkennen anfing und praktiſch auszuüben verſuchte. „Ich dachte nicht einmal — bekennt Peſtalozzi im „Schwanengeſange“ — daß es ein wirklich geratenes Gemälde des Ideals und der innern Grundſätze und Geſichtspunkte des Erziehungsverſuchs angeſehen werden könnte, den ich lange, ehe ich dieſes Buch geſchrieben, auf meinem Gute unternommen, aber höchſt unglücklich ausgeführt habe. Ich kannte damals das Wort: „Idee der Elementarbildung“ gar nicht und hatte es mit Bewußtſein noch nie ausſprechen hören. Aber das Weſen dieſer Idee, wie ſie im niedern, gemeinen Volk beim faſt gänzlichen Mangel aller nötigen Kunſtmittel allein ausgeführt werden kann, und wie ich es ſchon damals, aber freilich wörtlich unbewußt, in mir trug, iſt im Bilde der Gertrud in ſeiner Vollendung dargeſtellt.“

Aber weniger noch als Peſtalozzi ahnten ſeine Freunde und Bekannten den innern Wert und die innere Tendenz des Buches; ſie ſahen es als einen die Leſeſucht des Publikums lebhaft anſprechenden Roman an und äußerten, das Werk zeige klar, daß er einige Anlagen für das Romanſchreiben beſitze, die ihn vielleicht in den Stand ſetzen könnten, ſeine Stellung in der Vaterſtadt, die er ſo ſchmählich verloren habe, wieder zu erlangen.

Peſtalozzi ſah ſich jedoch außer ſtande, dieſen Rat zu befolgen. Er wollte mehr, er wollte mit ſeiner Thätigkeit auf den Zuſtand der Volkskultur Einfluß erlangen. Nur Lavater verſtand ihn und ſagte einmal zu Frau Peſtalozzi: „Wenn ich ein Fürſt wäre, ich würde Peſtalozzi in allem, was das

Landvolk und die Verbesserung seines Zustandes betrifft, zu Rate ziehen". Lavaters Urteil blieb jedoch vereinzelt; seine Stimme verscholl, wie die eines Rufenden in der Wüste.

Die fortgesetzten Lobeserhebungen, die dem Buche zu teil wurden, entsprangen hauptsächlich aus der unbegründeten Annahme, die Quellen des wachsenden sittlichen und bürgerlichen Verderbens unter dem Landvolke seien ausschließlich in den Dorfvorgesetzten à la Hummel zu suchen. „Dieser Ton — bemerkt Pestalozzi im „Schwanengesange" — wollte in diesem Zeitpunkte allgemein einreißen und wirkte selbst für den Augenblick dahin, einigen gutmütigen, aber schwachen Volksfreunden die höhern Ursachen, ohne deren kraftvollern Einfluß gar keine Hummel auf den Dörfern aufkommen konnten, aus den Augen zu rücken. Nichts konnte meinem Herzen und dem innern Streben meiner selbst mehr zuwider sein, als diese Folgen des verkrüppelten Beifalls meines Buches."

Um diesen einseitigen Eindruck schnell wieder zu verwischen, schrieb Pestalozzi im Winter 1781—1782 ein zweites Volksbuch: „Christoph und Else", in welchem er „den Zusammenhang der höhern aber auch dadurch hochbemäntelten und hochverschleierten Ursachen des Volksverderbens mit den nackten, unbemäntelten und unverschleierten Ursachen derselben, wie diese sich auf den Dörfern in den schlechten, hummelartigen Vorgesetzten aussprechen und offenbaren, dem kultivierten Publikum seines Vaterlandes und selber den gradsinnigen und in ihrer Art aufgeklärten Landleuten desselben in die Augen fallen machen wollte". Der Inhalt des Buches ist folgender: Christoph, ein treuer Hausvater und einer der angesehensten Bauern des Dorfes, hat Pestalozzis „Lienhard und Gertrud" gelesen; das Buch hat ihm so wohl gefallen, daß er es neben der Bibel, dem Gesangbuche und Iselins Schriften in seiner Wohnstube aufbewahrt, um dasselbe in den langen Winterabenden im Kreise seiner Familie und Hausgenossen eingehend zu besprechen. Christophs Frau, Else, die Kinder, der Knecht Joost und die Mägde befinden sich, mit einer ländlichen Arbeit

beschäftigt, in der Wohnstube und jedes von ihnen äußert unumwunden seine Gedanken, die ihm beim Lesen dieses Buches aufgestiegen sind.

Pestalozzi wollte das Buch — wie er in der Vorrede zur ersten Ausgabe bemerkt — als den Versuch eines Lehrbuches zum Gebrauch der allgemeinen Realschule der Menschheit, der Wohnstube, betrachtet wissen; keine Zeile desselben ist für die „Zeitleserwelt" geschrieben, der es vielmehr vom ersten bis zum letzten Worte unerträglich sein wird. Des Verfassers Wunsch, daß es in den Strohhütten gelesen werde, ging aber nicht in Erfüllung; Pestalozzi bekennt in der Vorrede zur zweiten Ausgabe (1824), daß es gar nicht in die Hände des Volks gekommen sei. Es ist in meinem Vaterlande, selbst im Kanton meiner Vaterstadt und sogar im Dorfe, in welchem ich wohnte, so fremd und unbekannt geblieben, als wenn es nicht in der Welt gewesen wäre. Der Geist, der im Zeitpunkte, in dem es geschrieben worden, in Rücksicht auf die Pädagogik und den ganzen Umfang ihrer Mittel, vorzüglich in meinen nächsten Umgebungen, herrschte, war dem Sinn desselben zu sehr entgegen. Man steigerte die Mittel des unnützen Wissens und vermehrte die Lehr- und Schulbücher, die mit dergleichen Schulkenntnissen angefüllt waren, ins Unendliche. Selbst die Kalender wurden dahin benutzt, um die Neigung des Volks zu dieser Art von Kenntnissen immer mehr zu beleben, und mein Buch hatte auch nicht einen Schatten von etwas, das dieser Zeitneigung hätte Nahrung geben können. Es lehrte das Volk nichts dergleichen; es regte nur das in ihm an und belebte nur das in ihm, was es vorher schon selbst wußte, was es sich selbst sagte und was also schon zum voraus in ihm selbst lag. Ich suchte die Erweiterung der menschlichen Kenntnisse beim Volke durch die Erweiterung der wichtigen Kenntnis seiner selbst und seiner Verhältnisse solid zu begründen."

Das Buch mißfiel hauptsächlich aus dem Grunde, weil die lebendige Handlung durchaus fehlte und die lang-

atmigen Gespräche den Leser ermüdeten. Auch fühlten sich die Vornehmen und Hochgestellten in ihrer Ehre gekränkt, da Pestalozzi sich bemühte, nachzuweisen, daß es auf den Dörfern keine Hummel geben könne, wenn ihnen nicht die höheren Stände in den Städten die Vorbilder lieferten. Daß jedoch auch wirklich gelungene Stellen nicht mangeln, beweist unter anderem die vierzehnte Abendstunde: (Joost): „Das was Eltern die Kinder lehren können, ist und bleibt immer die Hauptsache fürs menschliche Leben, und das versäumen die Eltern den Kindern in ihrer Wohnstube zu geben, und bauen auf Wörter, die ihnen ein Schulmeister vorsagt, die zwar wohl recht und gut sind und viel Schönes und Braves bedeuten, aber immer doch nur Wörter sind und aus einem fremden Munde kommen und den Kindern nie so ans Herz gehen, wie ein Vater- und ein Mutterwort. Es kommt bei einer guten Auferziehung eines Kindes immer am meisten darauf an, daß er für sein Haus recht gezogen werde; es muß die Sachen, die ihm durch sein Leben Brot und Ruhe schaffen, vorzüglich kennen, thun und angreifen lernen, nun dünkt mich doch, falle in die Augen, daß ein jeder Vater und eine jede Mutter ihrem Kinde ihm das in ihrer Wohnstube ohne alle Vergleichung leichter und besser zeigen können, als irgend ein Schulmeister dieses in seiner Schulstube im stande ist. Es fällt in die Augen, daß die Wohnstube mit dem ganzen Umfang ihrer menschlichen Mittel unendlich mehr geeignet ist, als die in Rücksicht auf diese Verhältnisse leere Schulstube. Der Schulmeister sagt da in seiner Schulstube dem Kinde, sei fromm, folge dem Vater und der Mutter, denn es ist Gottes Wort, aber das Kind versteht wenig von dem, was er sagte und vergißt es gemeiniglich, ehe es nach Hause kommt. Aber wenn der Vater daheim ihm Brot und Milch giebt, und die Mutter ihren Bissen spart und ihn ihm giebt, dann merkt und fühlt und versteht das Kind, daß es Gottes Wort, daß es seinem Vater, der ihm Brot giebt und seiner Mutter, die ihren Bissen mit ihm teilt, gehorsam sei, und es

vergißt das Wort des Vaters, der es täglich auch an dieſes Wort Gottes mahnt, nicht, wie das leere Wort des Schulmeiſters."

„Ebenſo iſt's, wenn dieſer in der Schule dem Kinde ſagt, ſei mitleidig und liebe deinen Nächſten, ſo höret das Kind das ſchöne Sprüchlein und erbauet ſich vielleicht einige Tage damit, ehe die guten Worte ſeinem Gedächtniſſe wieder entſchlüpfen; aber daheim in ſeiner Wohnſtube kommt die arme elende Nachbarin zu ſeiner Mutter, klagt über Hunger und Elend, über Mangel und Blöße; ſie ſtehet da im Angeſichte des Kindes abgezehrt, eingeſchrumpft, entkräftet und zitternd, ein Bild des Hungers und Elends; das Kind ſieht die Elende, ſein Herz erbebt, ſeine Augen ſind naß; es hebt ſein Angeſicht wehmütig und angſtvoll zu ſeiner Mutter empor, wie wenn es ſelber hungerte; die Mutter läuft und ſucht, was ſie hat, ihre Nachbarin zu erquicken — das Kind ſieht im Auge der Elenden jetzt Troſt und wieder lebende Hoffnung — — ſein Herz bebet nicht mehr, ſeine Thränen laſſen nach — es hebt jetzt lächelnd ſein Antlitz zu der Elenden empor — die auf die Hülfe ſeiner Mutter wartet — jetzt kommt die liebe Mutter zurück — ſein Herz bebet wieder — ſein Auge weint von neuem — es hört das Schluchzen der dankenden Elenden — und ſiehet das Beben der zitternden Hand, mit der ſie die Wohlthat empfing, die das Schmachten ihres Lebens erleichtert. Da iſt dann die wirkliche Wahrheit, die ohne Worte das Kind unterrichtet; es iſt die Sache ſelber, die ihm die Lehre der Wahrheit darſtellt, und es iſt das allerverſtändlichſte und unzweideutigſte Wort Gottes, mit welchem er zu den Menſchen geredet, ehe denn Abraham war."

„O, es iſt ein heiliger Ort um die Wohnung des Menſchen, da kennt, da verſteht man einander; da geht einem ſo alles ans Herz; da ſoll man einander lieb ſein, wie man ſonſt nirgend in der Welt einander lieb iſt; da iſt es ſo ſtill; da iſt nichts Fremdes und kein Schulgewühl. Da ſchneidet ein Sohn Rüben und rechnet mit dem Vater; da ſpinnt die

Tochter und lernt im Spinnen die Lieder alle, die ihre Mutter neben ihr singt. Da hält man keine Hand still um des Lernens willen, und für das Landvolk ist das, keine Arbeitszeit beim Lernen verlieren und keine Hand beim Lernen stille halten, das allerwichtigste. Auch wenn ich Zeit und Geduld hätte und Schulmeister auf meinem Dorfe sein könnte, so würde ich Spinnräder und Webstühle in meine Schulstube nehmen, und meine Bauernkinder müßten mir einmal reden und reiten mit einander lernen. Ich würde ihnen so laut, wie ein Lieutenant, der das erste Mal mustert, das, was sie lernen müßten, vorsprechen. Ich würde mit großen, weißen Buchstaben Lehr und Rechnung an die schwarze Wand kreiden, und so müßten wir nach seinen Lehren, mitten im Spinnen und Weben, und um deswillen keine Hand still halten; denn arbeiten ist für das Landvolk das nötigste. Darum müßten mir die Landschüler das nötigste am meisten üben, und darum würd' ich dann das weniger Nötige den Kindern auch so leicht und kurz als immer möglich in Kopf zu bringen suchen."

„In der Stadt möchte mir dann meinethalben diese Ordnung ganz nicht die rechte sein; denn da sucht und findet man Brot und Zuckerbrot vielseitig mit Sitzen und Staunen und braucht dazu den schweren Karst und die schwere Schaufel gar nicht, sondern den Federkiel und viele andere Mittel, die so leicht sind als er. Darum muß man ihnen denn auch solche Mittel nicht im Scherz und Spaß, sondern ganz im Ernst als Bildungsmittel ihrer Arbeitsamkeit und Thätigkeit beizubringen suchen. Denn der Mensch lernt das, was einst seine Berufs- und seine Tagesarbeit sein soll, auf keine Weise im Scherz und im Spaß."

Im Jahre 1782 begann Pestalozzi, um seine materiellen Verhältnisse günstiger zu gestalten, auf Iselins Rat eine Wochenschrift herauszugeben unter dem Titel: „Ein Schweizer Blatt".

Die in dem Blatte befindlichen Aufsätze verbreiteten sich über wichtige Fragen aus den Gebieten der Politik und Päda-

gogik und rührten meist von Pestalozzi her. Das „Schweizer Blatt" sollte „von Allem, Klein und Großem, was zum Hausbrauch gut ist" reden, um dadurch eine heilsame Einwirkung auf das gesamte Volk hervorzurufen. Pestalozzi brachte in den ersten Nummern vorzugsweise in der Form von Dialogen Schilderungen des Lasters, besonders Darstellungen eines unheilvollen Einflusses der höheren Stände auf die niederen. Er hält das Auftragen der stärksten Farben für unerläßlich, denn „das überwägende Wahre der rohen Zeichnungen mache oft einen Eindruck, den ein zärtrer Pinsel nicht erreichen könne". Als ihm aber Iselin den Vorhalt machte: „Was Sie auch darüber sagen, mein Freund, so ekeln mir diese Bilder", hatte Pestalozzi nicht mehr das Herz, so lange jener lebte, „einen ähnlichen Zug zu wagen".

In bezug auf den Leserkreis giebt sich Pestalozzi keinen Illusionen hin; er weiß, daß er bei den „gebildeten Lesern" keinen Beifall finden werde, denn er verschmähe es, „sich aufzuputzen, eine Perücke aufzusetzen, könne auch nicht den Doktortitel aufweisen und sei auch nicht im stande, wenn er jemand etwas abstehle, denselben als einen zu behandeln, der weit unter ihm sei". Es sei vielmehr sein Vorsatz, ein Kind bis ans Grab zu bleiben. „Es sei einem so wohl, ein wenig Kind zu sein, zu glauben, zu trauen, zu lieben, zurückzukommen von Fehlern, Irrtum und Thorheit, besser und einfältiger zu sein, als alle Schelme und durch ihre Bosheit zuletzt dann auch weiser werden wie sie. Es ist eine Lust, trotz allem, was man sieht und hört, immer das beste glauben vom Menschen, und ob man sich täglich irrt, doch täglich wieder ans Menschenherz zu glauben und Weisen und Thoren, die einen beiderseits irre führen, verzeihen."

Die wertvollsten Artikel des „Schweizer Blattes" handeln von dem Zustande des Volkes und seiner Bildung; auf diesem Gebiete fühlte sich Pestalozzi wie kein andrer zu Hause, und bei der wunderbaren Kraft und Lebendigkeit der Ideen tritt sogar seine unorthographische Schreibweise, sowie auch seine

mundartliche Formlosigkeit in den Hintergrund. In diesen Aufsätzen herrscht durchweg der sittlich-politische und staatswirtschaftliche Standpunkt vor, während der pädagogische nur an den Stellen, welche der Volksbildung gewidmet sind, betont wird. So hebt Pestalozzi in dem Artikel: „Über den Bauern" den Einfluß des ökonomischen Zustandes auf den sittlichen hervor und stellt als „Resultat seiner Erfahrungssätze" fest: „Der künstlichere Broterwerb fordere höhere Kultur der Menschheit, und ein Land werde durch einen erhöhten Verdienst und durch ausgedehntere Lebensgenießungen nur in dem Maße glücklicher, als es vorher gebildet worden". In bezug auf die Obrigkeit und die Unterthanen werden folgende Grundsätze aufgestellt: „Der Mächtige hat die Treue des Volkes und das Volk den Schutz und die Pflege des Mächtigen nötig, und allenthalben beruht der wahrhaft gesicherte Nationalwohlstand auf der übereinstimmenden Befriedigung dieses gegenseitigen Bedürfnisses der Herrschaft und des Volkes". — Am allermeisten ist der dienstbare Stand Gefahr und Elend ausgesetzt, wo Gottes- und Menschenverachtung und Unglauben gegen ein zweites Leben den herrschaftlichen Stand ansteckt. Der Fortschritt der Frömmigkeit und Erleuchtung der obern Stände ist also das Fundament des Wohlstandes der Bauern. — Der Bauer ist Mensch, und sein Herr ist schuldig zu sorgen, daß er's bleibe, das heißt, daß seine Anlagen nach dem Verhältnisse seiner Umstände entwickelt und seine Bedürfnisse nach dem Verhältnisse seiner Lage befriedigt werden, und die erste Pflicht der Macht ist diese, zu sorgen, daß die Staatsbedürfnisse befriedigt werden, ohne daß der Bauer in seinen Naturbedüfnissen gekränkt werde. — Man muß durchaus dem Volke nahe sein, wenn man es recht regieren will. Von oben herab alles über einen Leisten schlagen wollen, geht nicht an; so lange der Mensch ungleiche Füße hat, muß er auch ungleiche Schuhe haben. — Die ganze Thätigkeit einer weisen Regierung lenkt sich zur Emporhebung und Besserung der Jugend." —

Beherzigenswert sind Pestalozzis Ansichten über die Volkserziehung, deren Grundton ist, daß man die Kinder nicht über den Stand und die Verhältnisse erziehe. „Die Knaben in unsern Schulen bekommen große Begriffe von der Bestimmung des Menschen, von den Rechten des Bürgers, von der Liebe zum Vaterlande u. s. w. Was ist das alles im Bubenmunde und in unserm Zeitalter und im Verderben unsers häuslichen Lebens! Lehr' deinen Knaben, Vater und Mutter folgen, arbeiten, zu dem Seinen schauen, auf Gott hoffen und in Demut einherwandeln, so hast du den Bürger gebildet, der das thut, wovon unsere Knaben jetzt sprechen, und den Weisen, der in Befolgung der wichtigsten Warheiten glücklich ist, und den Hausvater, der seine Kinder mit dem nährt und ruhig setzt, mit dem die Schwätzer unserer Tage ihren Kindern von allen fünf Sinnen nur die Ohren befriedigen". An einer andern Stelle sagt Pestalozzi treffend: „Allenthalben ist der gemeine ordentliche Mann für sich und seine Lage besser erzogen, als die höheren Leute und Leutchen, die unter die Hände der Heerscharen der philosophierenden Knaben geraten, und ob ihrem Studieren, ob ihrem Abstrahieren und ob ihrem Empfinden täglich mehr alles Sehen und Hören verlieren."

Mit bezug auf die Erziehung seines Sohnes Jakob äußert Pestalozzi folgende Rousseausche Grundanschauungen: „Ich rede mit meinem Kinde von sehr wenig Dingen. Ich gewöhne es, in aller Einfalt zu sehen und zu hören, was um es her ist; ich gehe mit ihm ohne anders in der Ordnung, in welcher ihm alle Sachen, in welcher es lebt, von dem lieben Gott, der, wie ich glaube, diese Ordnung gemacht hat, nahe oder ferne gestellt sind. — Von urteilen lassen und aus den Sachen Schlüsse ziehen, ist bei uns noch keine Rede. Er muß in seinem Kindesalter nur sehen und hören, wann er dann einst von irgend einer Sache hierin erfüllt sein wird, so wird das Schließen- und Urteilen-können von selbst kommen und nachfolgen. — Es hat gar keine Gefahr, daß das Schließen und Urteilen den Menschen allzuspät verwandle; aber die Gefahr

ist sehr groß, daß diese Liebhaberei ihn anwandle, ehe er reif dazu ist. — Des nahen sind mir auch die Fundamente unseres Erziehungsjahrhunderts, das frühe Lesen und Schreiben der Kinder, wodurch ihr unzeitiges und unweises Urteilen gleichsam gebrütet wird, gar nicht so schätzbare Gesundheits-Arkana, als sie einem der allgemeinen Übung nach scheinen sollten. — Mein Bube ist bei wenigen Tagen zwölf Jahre alt und kann weder das eine noch das andere, und ich bin über diesen Mangel gar ruhig. Ich erkenne zwar, daß der gute Knabe bei meiner Manier auf keine Weise brillieren kann, und daß er in allen Examen hinter allen seinen Zeitgenossen auch zurückstehen würde. Aber das beunruhigt mich nicht; ich lasse ihn gar nicht examinieren, weil es mir lieb ist, daß er ungekränkt lebe, und mir ist grad gleichgültig, ob jedermann findet, daß er gar ungeschickt und daß das, was er weiß, gar nichts zu bedeuten habe." [24]

Mit einem Urteile über Rousseau möge die Reihe der Citate aus dem „Schweizer Blatt" beschlossen werden, „Tausenden geht das Leben höchst armselig vorüber, weil in ihren Jugendjahren ihnen genügsamer häuslicher Genuß und genügsame häusliche Bildung mangelten. Von den Heerscharen, die in den akademischen Sümpfen ersticken bis auf den Träumer, der in den Armen der Frau von Warens das Pflichtgefühl für ein ordentliches Leben und einen häuslichen Beruf in sich selbst verdunkelte und hiemit die Grundlagen des Leidens seines Lebens legte, bis auf ihn hinauf, auf den in seinen Anlagen so edlen und großen, aber vom Mangel gänzlicher häuslicher Ausbildung so sehr in seinem Innersten erniedrigten, zerschlagenen, gekränkten, unbefriedigten, unrettbaren und in jeder Höhe seines Lebens so unaussprechlich tief leidenden Rousseau: bis auf ihn hinauf redet die Geschichte der Menschlichkeit allenthalben laut: wer nicht in seiner Jugend in den festen Schranken eines ordentlichen Hauses gewandelt und nicht von seinen Eltern zu seinem Nahrungserwerbe sorgfältig angeführt, vorbereitet und ausgebildet worden, der wird sich

mit allem Guten und allen Anlagen, die er haben mag, auf einen mißlichen Fuß in diese arme Welt hineingeworfen sehen."

Die Wochenschrift war wegen der in ihr enthaltenen überall passenden Artikel kein Schweizer Blatt im eigentlichen Sinne des Wortes; sie ging daher nach Jahresfrist auch wieder ein. „Das in dieser Beziehung allein Bemerkenswerte ist der schon erwähnte Nachruf von Isaak Iselin, worin Pestalozzi sein persönliches Verhältnis zu diesem eröffnet und ihn als seinen Retter feiert".[23] Er ruft diesem im Jahre 1782 gestorbenem Freunde nach: „In meiner Tiefe wäre ich erlegen, hätte mich nicht Iselin aufgerichtet; er machte mich fühlen, daß ich doch etwas Bleibendes gethan in meinem so bald zerstörten Armenhause."

Das „Schweizer Blatt" ist in der Cottaschen Gesamtausgabe der Werke Pestalozzis leider nicht zum Abdruck gebracht.

Im Jahre 1780 entstanden zwei weitere Schriften aus Anlaß von Preisfragen; die erstere war von der „Aufmunterungsgesellschaft" in Basel auf Betrieb eines eifrigen Patrioten gestellt worden und lautete:

> „Inwiefern ist es schicklich, dem Aufwande der Bürger in einem kleinen Freistaate, dessen Wohlfahrt auf die Handelschaft gegründet ist, Schranken zu setzen?"

Pestalozzi hält eine gesetzliche Beschränkung des Luxus für unzulässig, da ein solches Verbot das Prinzip der persönlichen Freiheit vernichte; er bekämpft denselben mit großem Ernste, da er „entnervend, entsittlichend und die Freiheit zerstörend" wirke und fordert zur Bescheidenheit und häuslicher Ordnung auf. Schließlich lenkt er den Blick auf die Maßnahmen der Gesetzgeber und Gewalthaber des Altertums, um die Verkehrtheiten der Gegenwart zu geißeln: „Die alten Regierungen verhüteten durch die Kraft der Sitten und reinen Weisheit tausend Verirrungen und Narrheiten der Bürger; die neue Staatskunst in aller Welt reizt zu allen Lüsten und

ſucht den Kappzaum und das Fenſtergitter für ihre Narren. Würde ſie doch lieber keine machen; würde man doch mit der halben Kraft, mit der man gegen Narrheit und Verirrung geſetzlich einſchreitet, reine häusliche Weisheit und Vaterlandstugend beim gemeinen Manne wieder emporzuheben ſuchen, ſo würde er gewiß wieder glücklich und auch im Aufwande weiſe und gerecht ſein."

Peſtalozzi hatte die Abhandlung im Juli des Jahres 1780 vollendet; ſie wurde nebſt derjenigen des Profeſſors Meiſter in Zürich mit dem erſten Preiſe gekrönt, für welchen dreißig Dukaten ausgeſetzt waren.

Die zweite Preisfrage hatte folgenden Wortlaut: „Welches ſind die beſten ausführbaren Mittel, dem Kindermorde Einhalt zu thun?" Peſtalozzi gab jedoch der Abhandlung den Titel: „Über Geſetzgebung und Kindermord". Peſtalozzi hatte in ſeiner Armenanſtalt auf dem Neuhofe in reichem Maße Gelegenheit gehabt, das Elend, dem uneheliche Kinder ſowie deren Mütter faſt ausnahmslos verfallen, zu beobachten.

Die hier gemachten Erfahrungen, welche ſchon in „Lienhard und Gertrud" eingehend dargelegt worden waren, „das Volk auf dem einfachen Wege des häuslichen Lebens zu erziehen und zu veredeln", mußten ihn verhindern, ohne weiteres den Stab über jene Unglücklichen zu brechen, in deren Herzen die Mutterliebe erloſchen ſchien. Nach Peſtalozzi iſt der Kindesmord eine Verirrung, deren Urſachen in der Entartung der Mutter und beſonders in der verhärteten bürgerlichen Geſellſchaft liegen. Er mißt dem Staate die Verpflichtung zu, die Kinder geeigneten Landleuten zur gewiſſenhaften Auferziehung zu übergeben und den Müttern eine ſchonende Behandlung zu teil werden zu laſſen. Ein weiterer Vorſchlag geht dahin, „Gewiſſensräte" zu ernennen, deren Aufgabe darin beſtehe, den Gefallenen mit Rat und That zur Seite zu ſtehen. Peſtalozzi wünſcht in dieſer Beziehung „eine öffentliche Bekanntmachung, daß dieſe Gewiſſensräte alles ihnen Anvertraute bei Ehre und Eid verſchweigen, daß ſie gänzlich nur

zum Rat und zur Hülfe da sind und zu keiner Ahndung, Bestrafung oder Ausforschung ein Recht haben, auch daß ein jedes schwangere Mädchen, das sich bei ihnen gemeldet, vor aller weiteren Gefahr und Verantwortung geschützt und gesichert sein soll."

Mit Nachdruck fordert alsdann Pestalozzi die Abschaffung aller Gesetze, welche auf bloße unzüchtige Handlungen entehrende und tief kränkende Strafen setzen: „Ein Mädchen, welches die Handlung eines schwindlichten Augenblicks mit Zuchthausstrafen, mit Gefängnis büßen muß; ein Mädchen, das spöttische Gaukelspiele, Schellenwerk, Karren, Strohkränze 2c. als die Strafe seiner Sünde und seiner Armut zusammen genommen voraussieht, muß fühlen, daß ihm zuviel geschieht, und gute Gesetze sollen in jedem Falle auch das Gefühl der Fehlenden also schonen, daß selbige nie leicht in ihrem Herzen glauben könnten, es geschehe ihnen zu viel." Die Abschaffung solcher unmenschlichen, harten und die armen Fehlenden selber dem Gaukelspiel dargebenden Gesetze ist deshalb dringend erforderlich.

In bezug auf den Vater des unehelichen Kindes schreibt Pestalozzi den Gewissensräten folgendes Verhalten vor: „Sie sollen mit der möglichsten Sorgfalt selbst nachspüren, wer wahrscheinlich der Vater des Kindes sein möchte und dann solche Beweggründe zum Geständnis des Vaters anzubringen suchen, die auf den Personalcharakter und die Personallage des Jünglings schicklich, ohne ihn zu nennen. Wenn das Mädchen den Vater angegeben, so hat der Gewissensrat denselben durch einen stillen, vertrauten Drittmann zu sich zu berufen und gegen denselben also zu Werke zu gehen. Er fängt zuerst nicht mit der Aussage des Mädchens an, sondern berichtet mit liebreicher Güte diesem Menschen, wie schonend und väterlich die Gesetze für Leute, die in diesen Fehler gefallen, gegenwärtig seien, und wie ein armer Mensch, der vor Zeiten um deswillen um Ehr' und Gut und oft um die ersten Bedürfnisse seines Lebens gebracht worden, jetzt von der

Obrigkeit keine Strafe zu befürchten habe, wenn er nur selber sich keiner Ungerechtigkeit und keiner mutwilligen, unmenschlichen Unbarmherzigkeit und keiner unnatürlichen Hartherzigkeit schuldig machen wolle. Er zeigt ihm, wie die Landesgesetze den Fehlenden diesfalls mit Rat und Liebe an die Hand gehen. Er nennt ihm nicht einmal den Namen der Klägerin. Er redet ihm nur warm ans Herz, macht ihm den Kopf über die Ungefährlichkeit des Bekenntnisses heiter und zeigt ihm klar und deutlich, daß alles, was er allfällig hier reden würde, bei Ehr' und Eid verschwiegen bleiben müsse. Ehe dann der Jüngling antwortet, sobald er gerührt scheint, giebt der Gewissensrat dem Mädchen ein Zeichen; diese dringt plötzlich in die Stube, setzt sich neben den Knaben; Todesstille herrscht im Zimmer, und der Gewissensrat bittet den Jüngling um Gottes, um der Stunde seines Todes, um des guten Herzens willen, das in seiner Brust schlägt, sein Fleisch und Blut vor den Augen des Mädchens, das er umarmt, und vor den Augen Gottes, dem er Rechenschaft schuldig, nicht zu verleugnen, sondern ihm und dem Kinde alle Treue und Hülfe, die er ihnen vor Gott schuldig sei, zu erweisen. So redet der Mann. Niemand antwortet. Er entfernt sich, und das unterwiesene Mädchen vollendet mit seinen Thränen das, was der Gewissensrat suchte."

Das Schicksal, dem die Kindesmörderinnen nach dem damaligen Standpunkte der Rechtspflege verfielen, erregt in Anbetracht der Strafloſigkeit ihrer Verführer Pestalozzis größte Entrüstung; er verlangt gebieterisch die Abschaffung der Todesstrafe für das Verbrechen des Kindesmordes.

„Verhülle dein Antlitz, Jahrhundert, beug' dich nieder Europa! Die Antwort deiner Richterstühle erschüttert die Menschheit! Barbaren im Orient, Barbaren im Norden, Barbaren im Westen und Süden haben Richterstühle, in denen namenlos ist dieser Greuel deiner Richterstühle! Europa! Was bringt deine Gebärerin zum Morde ihres Kindes? Woher quillt die Verzweiflung im Busen des Mädchens, daß

es, o Gott! vor der Stunde des Gebärens erbebt und im Fieber seiner Schmerzen ausstreckt die Hand der Wut und erwürgt das Kind seiner Schmerzen?! Bei seinen Sinnen tötet ein Mensch sein Fleisch und Blut nicht, und ein Mädchen, das bei seinen Sinnen ist, streckt seine Hand nicht aus gegen sein Kind und würgt nicht seinen Gebornen am Halse, bis er erblasset. Steck' ein das Schwert deiner Henker, Europa! Es zerfleischt die Mörderinnen umsonst! Ohne stilles Rasen, ohne innere, verzweifelnde Wut würgt kein Mädchen sein Kind, und von den Rasenden, Verzweifelnden allen fürchtet keins dein Schwert. Keine, keine von allen erspiegelt sich am Blute, das auf deinen Gerüsten herabfließt, o Gott! oft von dem Halse der Betrogenen, Verführten, die vor wenigen Monaten noch unmündig scherzten und im Taumel gereizter Lüste umarmten einen Jüngling, der ihnen Treue, ewige Treue, Brod und Freuden und Seide und Geld zuschwur beim Eide Gottes und nichts zu halten im Sinne hatte. Vergebens fließt das Blut deiner Kindermörderinnen, Europa! Laß deine Herrscher aufheben die Ursache ihrer Verzweiflung, so wirst du ihre Kinder erretten!"

Die Abhandlung wurde erst im Jahre 1783 auf Kosten des Verfassers gedruckt und erschien „in Kommission bei der Buchhandlung der Gelehrten". Demnach scheint Pestalozzi den Preis, welcher auf hundert Dukaten festgesetzt war, nicht erhalten zu haben.[26] — —

Pestalozzi hatte mit seiner schriftstellerischen Thätigkeit auf dem Neuhofe wenig Glück; mit Ausnahme von „Lienhard und Gertrud" blieben seine Schriften unbeachtet. Die große Beliebtheit, deren sich das letztere Werk in der Schweiz und in Deutschland fortgesetzt erfreute, riefen bald nach der Abfassung „der Broschüre über Gesetzgebung und Kindermord" in ihm einen neuen Plan wach, der dann auch bald zur Ausführung gelangte. Pestalozzi berichtet hierüber im „Schwanengesange" folgendes: „In diesem Zeitpunkte entfaltete sich in mir der Gedanke, ich könnte die Gesichtspunkte, die, sowie ich

sie in „Christoph und Else" darzustellen gesucht habe, so sehr mißfielen, durch einen Versuch der geschichtlichen Fortsetzung von „Lienhard und Gertrud" selber besser erreichen. Die drei späteren Teile von diesem Buche sind als eine bestimmte Folge dieses Vorsatzes und, in dieser Rücksicht in Verbindung mit dem ersten Teile, als eigentlich für die kultivierten Stände geschrieben anzusehen, da hingegen der erste Teil an sich von mir immer als ein von den andern gesondertes, in die Hand der gemeinen Haushaltungen gehörendes Volksbuch betrachtet und behandelt worden ist". Die drei erwähnten Teile wurden in der Zeit von 1783 bis 1787 vollendet. Aus dem reichen Inhalt des Werkes mögen die Hauptmomente am Faden der Erzählung Erwähnung finden.

Zu denjenigen Personen, welche die humanen Bestrebungen des Gutsherrn nach Kräften unterstützten, gehörte in erster Linie der ehrwürdige Pfarrer Ernst. Noch ehe die Strafe an dem verbrecherischen Vogte vollzogen war, als die Bewohner von Bonnal noch ganz unter dem Eindruck, den die Entlarvung des Elenden auf sie ausübte, standen, begann er seine Arbeit an den Seelen der Gemeindemitglieder. Ergreifend redet er in der Kirche zu ihren Herzen: „Meine Kinder! Seht jetzt die Gerechtigkeit der Welt und zittert! Die Gerechtigkeit der Erde zermalmet, zerknirschet und tötet. Weinet über den Elenden und über alle Menschen, die in die Hand der Gerechtigkeit fallen und bittet Gott, daß sich die Fürsten je länger, je mehr dieser Armen und Elenden erbarmen und ihre Leiden nie größer machen, als es die Not erfordert. — Und, meine Kinder, werdet selber je länger, je menschlicher, schonender, gewissenhafter gegen solche Unglückliche. Aber thut noch mehr. Wirket euer eigen Heil mit Furcht und Zittern. So wie die Sünde in euch ist, kann auch euch alles weltliche und äußere Unglück der Sünde treffen. Täuschet euch nicht. Der Fluch der Sünde kann über euch und über eure Kinder kommen, wie er über diesen Mann gekommen, der vor wenig Tagen noch äußerlich blühte wie ein Baum, der an den

Wasserbächen gepflanzet ist. Ziehet eure Kinder auf in der Furcht und Ermahnung des Herrn."

Die Rettungsarbeit der beiden Verbündeten stößt aber anfänglich auf hartnäckigen Widerstand. Arner beabsichtigt zunächst, eine gerechtere Weideverteilung in der Gemarkung vorzunehmen; aber die reichen Bauern suchen aus Eigennutz diesen Plan zu hintertreiben und benutzen bei ihren Verhandlungen mit dem Gutsherrn den einfältigen und furchtsamen Untervogt Meyer. Da jedoch Arner durch die seelsorgerische Thätigkeit des Pfarrers an dem im Gefängnis befindlichen Hummel Kenntnis erhalten hat, daß die Widerstrebenden sich während der Regierung seines Großvaters durch unrechtmäßige Besitznahme von Gegenständen, die das Eigentum der Schloßherrschaft waren, bereichert hatten, so weiß er ihren Widerstand schnell und gründlich zu brechen. Eine rühmliche Ausnahme macht der Bauer Renold, der allerdings um das Treiben der Bauern gewußt hat, aber dem Gutsherrn offen gesteht, es sei unter dem alten Arner unmöglich gewesen, über alle diese Unordnungen zu klagen, wenn man nicht mutwillig in sein eigenes Unglück habe hineinrennen wollen. —

Wie sah es nun in dieser Zeit in Lienhards Familie aus? „Die einzige Hütte, die an der Unruhe und an den Mühseligkeiten dieses Thorenlebens keinen Teil nahm, war die Hütte der Gertrud. Zu erklären, wie das möglich war, muß ich sagen: Diese Frau war eine Ausnahme in Bonnal und hatte eine gleichsam von allem Kot dieses Dorfes unbefleckte Seele. In der höchsten Einfachheit und Unschuld hatte sie eine Festigkeit des Willens und eine Reinheit des Herzens, die ihr in allem ihren Thun eine selbständige Kraft gab. Merkwürdig ist, wie sie nach alter Großmutterart vielerlei Sprüchlein hatte, mit denen sie sich selbst und anderen Leuten immer leicht den rechten Weg weisen konnte.

Zu allem schweigen, was einen nicht angeht.
Von dem den Mund nicht aufthun, was man nicht wohl versteht.
Beiseits gehen, wo man zu laut oder zu weise redet.

Das wohl lernen, was man notwendig brauchen muß.
Mit Kopf und Herz immer am rechten Orte sein und nie an gar vielen auf einmal, aber immer bei sich selber.
Und denen, so man schuldig und denen, die man liebt, mit Leib und Seele dienen.

Solche kleine Sprüche waren dieser Frau ein Leitfaden zu einer häuslichen und bürgerlichen Weisheit, über die sich Bücher schreiben ließe. Aber ihre Weisheit ist nicht die Weisheit unsers Volkes und unserer Tage. Selber die Dorfmeisterweiber und überhaupt alles, was im Dorfe pfiffig war und etwas zu bedeuten hatte, verachteten ihre Sprüchlein und lachten sie darob aus, und unser Zeitgeist verachtet die Manier dieser Sprüchlein allgemein und von Herzen. Sie sind viel zu kraftvoll für das Spinnengewebe seines Maulbrauchens und seiner Herzlosigkeit. Er will alles nur erklären und wörtlich klar machen, ohne es zu Herzen zu nehmen, und solche Sprüchlein passen gar nicht in die Wortbrühen, Weitläufigkeiten und Kunstformen dieser herzlosen Erklärungssucht, welche die Lebensquelle des reinen Mutterwitzes, der das Wesen aller Anschauungseindrücke so geist- und kraftvoll ausdrückt, untergraben und abschwächen und den Menschen zu dem in stiller Lebendigkeit herrschenden Geist, der sich in der Gertrud und in ihren Sprüchen ausspricht, eigentlich unfähig machen. Ihr waren sie Leitfaden zu einer häuslichen Weisheit und Kraft, die täglich in wirklich erhabenen Zügen hervortrat. Im Sturme des aufgebrachten und verwirrten Dorfes entging ihr kein einziges Wort, das man nur hätte mißdeuten können, keines, bei dem man sie ins Spiel hineinziehen, um dessenwillen man sie hassen, keines, bei dem man sie nur auslachen könnte.

Des Rudis Kinder waren jetzt fast alle Tage bei ihr und lernten täglich mehr auf sich selber und auf alles, was um sie her ist, Achtung geben und Sorge tragen.

Bei ihrem Spinnen und Nähen lehrte sie die guten Kinder auch noch zählen und rechnen. Zählen und rechnen ist der Grund aller guten Ordnung im Kopfe. Das war eine

der Meinungen, die Gertrud am eifrigsten behauptete, und die in ihrer Erziehung einen großen Einfluß hatten. Ihre Manier war: Sie ließ die Kinder während des Spinnens und Nähens ihre Fäden und Nadelstiche rückwärts und vorwärts zählen und mit ungleichen Zahlen überspringen, zusetzen und abziehen. Die Kinder trieben einander bei diesem Spiele gar gerne selber, welches am geschwindesten und sichersten darin fortkomme. Zwischenhinein sangen sie Lieder. Am Morgen und am Abend las sie ein Kapitel aus der Bibel und betete mit ihnen, und wenn eine Stelle in diesem Kapitel sie vorzüglich rührte, so sprach sie dieselbe ihnen den Tag über während des Arbeitens so oft vor, bis sie selbige auswendig konnten. Ihr liebstes Gebet und das, so sie die Kinder zuerst lehrte, heißt:

„O Gott, du frommer Gott,
Du Brunnenquell aller Gaben!
Ohn' den nichts ist, das ist,
Von dem wir alles haben!
Gesunden Leib gieb mir,
Und daß in solchem Leib
Ein' unverletzte Seel'
Und rein Gewissen bleib!"

Einer solchen Frau konnte es auch nicht schwer fallen, ihren auf Abwegen geratenen Mann wieder zur Pflicht zurückzuführen. Anfänglich hatte jedermann geglaubt, Lienhard werde, da er jetzt am Kirchenbau Geld verdiene, schnell in sein altes lasterhaftes Leben zurückfallen; aber es war nicht so. Er betrieb seine Arbeit mit allem Fleiß und beschäftigte neun Gesellen und acht Tagelöhner; das Wirtshaus mied er fortan, und am Ende der Woche brachte er mit freudigem Herzen den vollen Verdienst der Gertrud.

Die Zustände im Dorfe haben zwar eine entschiedene Wendung zum Bessern genommen, erfordern aber noch immer die unausgesetzte Aufmerksamkeit der am Rettungswerke beteiligten Personen; es muß noch viel geschehen, um die sittliche und materielle Hebung der Bewohner völlig zu erzielen;

und dazu sind neue Kräfte nötig. Es treten nun ein Lieutenant Glülphi [27] und ein Fabrikant Meyer, gewöhnlich der Baumwollenmeyer genannt, auf den Schauplatz der Erzählung. Glülphi hatte den Soldatenstand infolge einer im Feldzuge erhaltenen Wunde verlassen müssen und war nach einem wechselvollen Wanderleben schließlich als Feldmesser und Schreiber in den Dienst des alten Arner getreten; bei seinen nicht zu unterschätzenden Kenntnissen und einem tadellosen Charakter hatte er das volle Vertrauen des Junkers und des Pfarrers gewonnen. Der Baumwollenmeyer war durch eisernen Fleiß und große Umsicht ein wohlhabender Mann geworden; mit scharfem Verstande begabt, hat er die Schäden im Leben der Landbevölkerung längs erkannt, und er ist bereit, an seinem Teile zur Beseitigung derselben mitzuwirken. So reichen sich vier Männer die Hände, um eine dauernde Besserung der Verhältnisse in Bonnal herbeizuführen.

Glülphi und der Baumwollenmeyer haben ihr Augenmerk besonders auf die Umgestaltung der trostlosen Schulverhältnisse gerichtet und geben in beredten Worten dem Junker ihre Ansichten kund. „Alles, was Sie thun werden — äußert Meyer — auch das Herz der bessern Leute im Dorfe zu gewinnen, wird nicht im stande sein, befriedigend dahin zu wirken, wohin Sie zielen, wenn nicht der Nachwelt und der Jugend durch die Schulen besser Vorsehung gethan wird. Es ist nicht genug, recht thun zu wollen, man muß es auch können, und dazu kommt man durchs Lernen, und die Schulen, wie wir sie jetzt bei uns allgemein haben, sind beinahe so viel als Mistbeete und Treibhäuser von allen den Fehlern, gegen die wir in Bonnal Hilfe suchen müssen." Glülphi pflichtet dem bei: „Die wesentlichsten Fehler, gegen deren Folgen wir in Bonnal zu kämpfen haben, finden in unseren Dorfschulen, wie sie jetzt sind, Nahrung, wie die Pflanzen in den Treibhäusern, oder, wenn Sie lieber wollen, wie giftige Schwämme auf den Misthaufen." „Es ist unstreitig, daß ein großer Teil unserer Schulen in einem den ersten Bedürfnissen des häuslichen Lebens ganz

entgegengesetzten Sinne auf unsere Kinder einwirken. Die Heterogenität dessen, was in denselben gelernt, und die Art, wie es darin gelehrt wird, ist mit dem, was das häusliche Leben bedarf und der Art, wie dies den Kindern gegeben werden sollte, im eigentlichen Gegensatz des ewigen, unabänderlichen Fundaments aller wahren Bildung unseres Geschlechts, vermöge dessen jeder Schritt dieser Bildung die Menschennatur in ihrem ganzen Umfange an Seele und Leib mit Herz, Geist und Hand zu ergreifen geeignet sein soll. Dieses Ergreifen der Bildungsmittel in dem ganzen Umfange der Kräfte der Kinder, das sich im häuslichen Leben so einfach, so vielseitig und so leicht gibt, mangelt in den gemeinen Schulen, wie sie jetzt sind, so viel als ganz. Es ist aber auch ebenso unleugbar, daß alle isolierten, einseitigen und oft noch öden Unterrichtsgegenstände, wie sie ohne dies Eingreifen in die Gesamtheit der Kräfte und Anlagen der Kinder betrieben werden, gar leicht auf die Untergrabung und Zerstörung der Harmonie der Gesamtheit der menschlichen Kräfte und Anlagen einwirken. Aller Unterricht, folglich auch aller Schulunterricht, der nicht Herz, Geist und Hand zugleich ergreift, steht insoweit nicht mit dem bildenden Geiste und Wesen des häuslichen Lebens in Übereinstimmung; er steht im Gegenteil insoweit mit demselben in Widerspruch. Aller Unterricht und aller Schulunterricht, der den Widerspruch mit dem bildenden häuslichen Leben verhüten und im Gegenteil in Übereinstimmung mit demselben gebracht werden soll, muß darum auch die Mittel dazu in Übungen suchen, die, indem sie das Herz, den Geist und die Hand des Kindes zugleich ergreifen, geeignet sind, das reine Fühlen, das richtige Denken und das vollendete Können, das der Unterricht bezweckt, gemeinsam zu erzielen und dem Kinde durch das Leben selber habituell und gleichsam zur andern Natur zu machen. Es liegt nur in der Kraft dieses Lebens selber, was in jedem Augenblicke unser ganzes Sein und den ganzen Umfang unserer Kräfte ergreift und belebt, und man muß die Mittel zu dieser Ergreifung und Belebung des Ganzen im Menschen wesentlich

in der Thatsache des menschlichen Fühlens, Denkens und Handelns und nicht in der Erkenntnis, noch viel weniger in der Trauersucht über das menschliche Fühlen, Denken und Handeln suchen. Alles, was immer einzelne Kräfte gleichsam außer dem Kreise der Wahrheit, die in uns selbst und in unseren Umgebungen liegt, ergreift und festhält, wirkt in einem, dem reinen Einflusse des menschlichen Lebens und den göttlich und ewig gegebenen Grundlagen der naturgemäßen Entfaltung unserer Kräfte entgegengesetzten Sinne, und alle Schul- und Unterrichtsübungen, die in diesem Sinne auf die Menschennatur wirken, sind wesentlich fehlerhafte Erziehungsmittel, die, indem sie das, was Gott innig vereinigt, gewaltsam trennen und zur Herzlosigkeit in Geistesübungen, zur Geistlosigkeit in Herzensübungen, sowie zur Seelenlosigkeit in den Anstrengungen der physischen Kräfte hinführen und dadurch in sittlicher, geistiger und Kunsthinsicht die tierische Abrichtung unserer Natur einseitig beleben und dem innern, heiligen Wesen der wahren, menschlichen Bildung in allen drei Rücksichten tötlich entgegenwirken."

Es entstand nun die Frage: Kann eine Schule in Bonnal eingerichtet werden, die, aus dem häuslichen Leben hervorgehend, auf den ganzen Umfang der Kräfte der menschlichen Natur einwirken würde? Arner, der Pfarrer und Glülphi zweifeln, aber der Baumwollenmeyer weist auf Gertrud hin und behauptet, daß nach dem Muster ihrer Wohnstube eine Schule in Bonnal mit Erfolg sich herstellen lasse. Der Junker war erstaunt und erhob lebhaften Widerspruch: „Ich kenne diese Frau, und wenn je die Anbahnung von Endzwecken, die so weit führen, als die unsrigen, von einem Bauernweibe zu erwarten wäre, so würde ich an Gertrud denken; aber zu dem, was wir suchen und wollen, brauchen wir einen Mann, und einen Mann, wie du bist, Meyer."

Aber der Baumwollenmeyer versteht es, sein Urteil zu begründen: „Es kommt in Rücksicht auf die Einrichtung einer Schule, wie wir eine wünschen, auf Erfahrungen und Fertig-

keiten an, für welche eine gute Frau, wie Sie, Junker, Gertrud ſelber erkennen, weit mehr Sinn hat, als irgend ein Mann, und ich tauge hierfür gar nichts. Ich bin ein ſchon ziemlich alter, eingefleiſchter Berufsmann, der nun über zwanzig Jahre vom Morgen bis an den Abend faſt nichts in ſeinem Kopfe herumſchleppte, als ſein Baumwollenweſen und was mit dieſem zuſammenhängt; Gertrud hingegen hat ſich faſt ebenſolange mit nichts, als mit der Erziehung ihrer Kinder beſchäftigt und unter den Umſtänden, in denen ſie ihres Mannes und des Dorfes halber lebte, Erfahrungen gemacht und ſich Fertigkeiten erworben, die ſie dahingebracht, in der Erziehung ihrer Kinder das Unglaubliche zu leiſten. Ihr Herren, ich verſichere Euch, ſie hat ihre Baumwollenſtube für ihre Kinder zu einer Schulſtube gemacht, wie ich noch keine geſehen und mir nicht leicht eine beſſere denken und wünſchen kann; aber Sie müſſen dieſe Stube ſehen und dann werden Sie bald ſelber gewahr werden, ob ſie oder ich beſſer im ſtande ſei, zu der Einrichtung einer guten Dorfſchule Rat und Handbietung zu leiſten."

Meyer hat jedoch die Zweifler noch nicht bekehrt; ſie wollen ſich erſt durch den Augenſchein überzeugen; Glülphi wünſcht überdies vorher das Weſentliche und Eigentümliche der Erziehungskunſt dieſer Frau zu erfahren. Meyer verſucht, auch dieſen Wunſch zu erfüllen: „Ich kann's durchaus nicht ſagen, aber ihre Wirkung ſpringt in die Augen. Ihre Kinder ſind lebendig, froh, heiter, thätig. Was ſie ſagen, iſt verſtändig, überlegt, geradſinnig und liebreich. Was ſie arbeiten, kann man nicht beſſer wünſchen, als ſie es machen. Sie beten mit Andacht. Sie ſingen mit Jubel. Sie leſen die Bibel mit Glauben. Sie antworten in der Kirche, Herr Pfarrer, das wißt Ihr ſelber, wie keines im Dorfe. Jedes von ihnen iſt in ſeinem Alter, in ſeiner Lage und in ſeinen Verhältniſſen, was es ſein kann und ſein ſoll. Das in der Wiege iſt das beſte Wiegenkind, das ich kenne. Das zweijährige, das vierjährige, das ſiebenjährige, jedes iſt was es für ſein Alter und

für seine Lage sein kann und sein soll und zwar in dem Grade, daß mir wenigstens, wenn sie meine Kinder wären, ihrethalber nichts zu wünschen übrig bliebe. Wie sie jetzt aber das mache, und wie sie dahinkomme, dafür müßte ich mir mein ganzes Baumwollengewerbe aus dem Kopfe schaffen, um auch nur dahin zu kommen, mir selber in etwas darüber Rechenschaft geben zu können, und Euch, Ihr Herren, etwas darüber in den Tag hinein zu schwatzen, wovon ich mir selber nicht Rechenschaft geben kann, das mag ich so wenig an mich kommen lassen, als ich es an mich kommen ließe, mit einem Kaufmanne über einen Handlungsartikel, den ich nicht selber führe und nicht wohl kenne, in den Tag hinein zu schwatzen."

Da ward nun von den Dreien der Beschluß gefaßt, am folgenden Tage gemeinsam Gertrud zu besuchen. „Es war noch frühe, als sie zur Gertrud kamen. Diese war eben mit ihrer gewohnten Hausordnung beschäftigt und ahnte gar nicht, daß ein Fremder zu ihr in ihre Stube komme, will geschweigen drei solche Herren. Sie war auch im Anfang bei ihrem Eintreten etwas betroffen; denn ihre Stube war noch nicht in Ordnung, wie sie es auch nur eine Stunde später gewesen wäre. Da sie kaum ihre Morgensuppe gegessen, so lagen ihre Teller und Löffel noch auf dem ungereinigten Tische. Aber die Herren waren ganz freundlich und sagten: Das ist eine rechte Ordnung; man kann die Teller und Löffel ja nicht vom Tische wegnehmen, bis man gegessen hat. Dann halfen alle Kinder der Gertrud, Teller und Löffel vom Tische wegnehmen und ihn reinigen. Sobald sie das aber gethan hatten, setzte sich ein jedes von ihnen ohne Säumnis an seinen Arbeitsplatz, und die Herren baten Gertrud noch einmal, sie solle doch in ihrer Ordnung fortfahren, wie wenn sie nicht da wären. Es war auch bald alles in Ordnung. Die Kinder setzten sich sämtlich an ihre Arbeit, und die Herren nahmen alle drei in einer Ecke, in der ein Tischchen stand, miteinander Platz, redeten weiter kein Wort, nur nahm der Lieutenant das Schreibzeug, das er beständig bei sich führte, hervor und

zeichnete zu Zeiten etwas auf, ohne ein Wort dazu zu reden. Gertrud that nach der ersten halben Stunde, in der sie sich etwas verlegen fühlte, völlig, wie wenn kein fremder Mensch in der Stube wäre. Nachdem die Kinder sich alle an ihre Arbeit setzten, sangen sie ihre gewohnten Morgenlieder. Eins davon lautet:

Wir stehen am Morgen früh auf,
Wir beten früh morgen zu Gott,
Wir leren früh morgen sein Wort;
Wir glauben, wir glauben sein Wort.
Es segnet und stärket uns alle,
Es heiligt uns alle sein Wort.

Dann nahm Gertrud ihre Bibel, las ihnen ein Kapitel daraus vor, und die Kinder mußten es ihr während ihrer Arbeit von Wort zu Wort nachsprechen und die lehrreichsten und rührendsten Stellen davon so lange wiederholen, bis sie selbige auswendig konnten. Aber Gertrud erklärte sie ihnen nicht. Sie glaubte, das Lesen der Bibel und das Auswendiglernen ihrer erbaulichsten Stellen gar nicht geeignet, als Verstandes- oder Sprachübung für ihre Kinder zu dienen, sondern als eine Handlung der innern Erhebung ihres Herzens durch die Vorstellungen von Gegenständen, die sie glauben und über die sie nicht grübeln sollen.

Ihr ältestes Mädchen machte in dieser Frühstunde in der Nebenkammer bei der offenen Stubenthüre die Betten der Kinder schnell und sorgfältig zurecht. Glülphi und die Herren bemerkten von dem Platze aus, auf dem sie saßen, daß es das, was die Kinder laut vorsagten, bei sich selber während dieser Arbeit still nachsprach und die Stubenthür gegen die Kammer nur deswillen offen gelassen hatte. Dann ging es in den Garten, brachte einen Zuber voll Kraut in die Stube und sagte dann mit den andern Kindern die Bibelsprüche nach, die die Mutter ihnen vorsprach, indem es sein Kraut zum Mittagessen reinigte. Es war den Kindern etwas Neues, so drei Herren in einem Stubenwinkel bei sich zu sehen; sie

blickten bei ihrem Spinnen gar oft gegen sie hin. Gertrud sah es, winkte und sagte zu ihnen: Es dünkt mich, ihr sehet mehr auf diese Herren, als auf euer Garn. Aber der Heirli, der die Augen am meisten auf die Herren warf, antwortete: Nein, nein, wir spinnen brav, du wirst sehen, du bekommst heute noch schöneres Garn als sonst. Sobald Gertrud sah, daß einem ihrer Kinder etwas am Rade oder an der Baumwolle fehlte, stand sie von ihrer Arbeit auf, machte ihm zurecht, was fehlte und setzte sich wieder an ihre Arbeit. Die Kleinsten, die noch nicht spinnen konnten, saßen um sie herum, zerteilten mit ihren kleinen Fingern die Baumwolle, um sie zum Karden vorzubereiten und lasen das Unreine aus derselben mit einer Gewandtheit heraus, welche die Herren in Verwunderung setzte. Gertrud besaß in einem hohen Grade die wichtige Gabe, die Arbeitsgattungen ihrer Kinder in geordnete Reihenfolgen zu bringen, die so vom Leichtern zum Schwerern vorschreiten, daß nicht nur eine jede Arbeitsgattung dem Alter, in dem sie dem Kinde zugemutet ward, angemessen, sondern noch dazu einerseits geeignet war, dasselbe auch in diesem Alter anzusprechen und ihm wirkliches Vergnügen zu gewähren, andrerseits aber dasselbe zu der zunächst auf diese Stufe folgenden Arbeitsgattung vorzubereiten. Sie war diesfalls in den beschränkten Umständen, in denen sie lebte, wirklich zum Verwundern erfinderisch und zwar einerseits darin, daß sie auch den kleinsten Kindern solche Vorbereitungsübungen für mehrere Arbeitsgattungen zur Hand brachte, die an sich selbst Reiz für sie hatten, andrerseits darin, daß diese Übungen alle vorzüglich geeignet waren, ihre Sinne zu schärfen und die Gewandtheit ihrer Hände und Finger mit der erzielten Schärfe ihrer Sinne in Übereinstimmung zu bringen."

So sehr sie sich aber auch Mühe gab, die Arbeitsfertigkeiten ihrer Kinder frühe in ihnen zu entwickeln, so wenig beeilte sie sich, sie frühe lesen und schreiben, wohl aber, sie frühe recht und bestimmt reden zu lehren. Sie meinte, das Reden sei das erste, das man sie lehren müsse und sprach in aller

Unſchuld und Einfalt ihrer Baumwollenſtube das weitführende Wort aus: Was nützt es dem Menſchen, ſchreiben und leſen zu können, wenn er nicht reden kann? Das Leſen und Schreiben iſt ja nur eine künſtliche Art des Redens; das natürliche Reden muß ihm alſo vorhergehen. Und wie die Armut allgemein gute Köpfe und beſonders gute Mutterköpfe für ihre Kinder erfinderiſch macht, ſo ging es auch hier der Gertrud. Sie hatte ein altes ABC-Buch, das ihr für ihre Kinder in dem Alter, in dem man dasſelbe gewöhnlich braucht, nicht dienen konnte; aber da der ganze Umfang der deutſchen Silben in gehörig geordneten Reihenfolgen in demſelben zuſammengeſtellt war, ſo brauchte ſie dasſelbe, um ihre Kinder dieſe Reihenfolgen der deutſchen Silben in ihrem ganzen Umfange ausſprechen zu machen und ſie alſo durch eben die Mittel reden zu lehren, durch die man ſie gewöhnlich, und nur zuerſt, ehe ſie recht reden können, leſen lehrt. Sie ſagte: Wenn ſie dann ein paar Jahre ſpäter, nachdem ſie nicht bloß die Töne ihrer Mutterſprache alle richtig und geläufig ausſprechen gelernt, ſondern ſich auch über alles, was ſie wirklich wiſſen, mit Beſtimmtheit und Deutlichkeit ausſprechen, d. h. wenn ſie eigentlich reden können, dann wird das Leſenlernen dieſer Silben für ſie eine Arbeit von wenigen Stunden ſein, indem es dann nichts Andres erfordern wird, als die Einübung der nämlichen Töne durch den Sinn des Auges, die ſie ſich ſchon durch den Sinn des Ohres geläufig gemacht haben. So beſtimmt ſie indeſſen das Redenlehren vor dem Leſenlehren betrieb und ihm in dieſer Rückſicht alſo den Vorzug gab, ſo war ihr dennoch auch dieſes auf eine Art eine Nebenſache, die ſich mehr durch ſich ſelber, als durch das Lernen ergeben ſollte.

Das Leben ſelber in ſeinem ganzen Umfange, wie es auf ihre Kinder wirkte, wie es ſie ergriff, wie ſie ſich dareinfügten und es benutzten: das war eigentlich das, wovon ihre Lehre ausging und wovon das Redenlernen als ein untergeordneter Gegenſtand gleichſam nur hineinfiel. Sie redete außer ihren Einübungen der Sprachtöne und der ſich daraus bildenden

einfachen Wörter so viel als kein Wort mit ihren Kindern in der bloßen einseitigen Absicht, sie reden zu lehren, auch nicht in der Absicht, ihnen durch das eigentliche Redenlehren Kenntnisse beizubringen. Sie gab sich sogar nicht einmal Mühe, den Kindern die Namen der Gegenstände, die sie schon kannten, als eigentlichen Unterrichtsstoff einzuüben, und sie ihnen dafür vor die Ohren zu bringen. Sie redete über ihnen bekannte Gegenstände eigentlich nur dafür und darum mit ihnen, um die Thatsache des Lebens, die Eindrücke seiner Anschauungen und die Folgen seiner Erfahrungen in Rücksicht dieser Gegenstände nach ihren Verhältnissen auch durch die Sprache zu fördern. Von diesem Gesichtspunkte geleitet, führte sie mit ihren Kindern der Sprache halber nie die Sprache des Unterrichts oder der unterrichtenden Mutter; sie sagte ihrem Kinde nie: Kind, das ist dein Kopf, das ist deine Nase, das ist deine Hand, das ist dein Finger ꝛc., auch nicht: wo hast du dein Auge? wo hast du dein Ohr? wo hast du dein Haar? Im Gegenteil, sie führte der Sprache halber die Sprache der Besorgnis, die Sprache der besorgenden Mutter und sagte, vom Bedürfnis des Kindes angeregt und in der Thatsache seiner Besorgung lebend: Komm, Kind, ich will dein Händchen waschen; ich will dir dein Haar kämmen; ich will dir die Nägel an deinen Fingern abschneiden ꝛc. Ihr Redenlehren war in keinem Augenblicke ein leeres Geschwätzwerk über irgend etwas, das in diesem Augenblicke der Lage, den Umständen, dem Bedürfnisse und der Pflicht des Kindes, folglich der Behelfung der Menschen, fremd war. Jedes Wort, das sie mit ihrem Kinde redete, war im innigsten Zusammenhange mit der Wahrheit seines Lebens und seiner Umgebungen und in dieser Rücksicht selber Geist und Leben. Der wirkliche Unterricht verschwand gleichsam in dem Geiste und Leben ihres wirklichen Thuns, aus dem der Unterricht immer hervorging, und zu dem er immer hinführte. Jeder Handdruck, den sie ihrem Kinde gab, jeder Blick, den sie ihm zuwarf, ergriff sein Herz, belebte seinen Geist und machte seine Hand thätig zu allem, was not

that und frommte. Es war, wie wenn ein unsichtbarer Geist sie, ihrer selbst unbewußt, innerlich zu der Wahrheit und Kraft der Stufenfolgen erhob, mit der die Natur die Kräfte unsers Geschlechts in uns selber entfaltet, mit der unser Kunsteinfluß in dem Grade in Übereinstimmung stehen sollte, als er leider durch unser Zeitverderben mit derselben im Widerspruche steht. Daher aber kam es auch, daß jedes ihrer Kinder auf der Stufe seines Alters bestimmt in dem Grade und auf die Weise überlegt, gewandt und thätig war, wie es auf dieser Stufe sein sollte, und wie es von ihm gefordert werden kann, daß keines naseweis, keines in den Lüften schwebend, alle voll Frohsinn und unermüdet, zwar in vielem, das in den Schulen gelehrt wird, unwissend, aber in allem, was sie konnten und mußten, auf der Stufe, auf der sie standen, vollendet waren.

Was sie wissen, wissen sie nicht halb, sie wissen es, wie es ihnen in ihren Umgebungen durch gereifte Anschauungen und ihre Kräfte entfaltende Übungen zum klaren Bewußtsein gebracht worden, und da sie alles, was sie konnten, auch belebte, konnten sie sich über das, was sie mußten, zwar einfach, aber ebenso bestimmt und kraftvoll ausdrücken. So einfach, als sich ihr Inneres bildete, so kunstlos erschienen sie auch äußerlich. Außer spinnen und nähen und allen Hausgeschäften, die sie meisterlich konnten, und einigen Anfängen im Zeichnen und Schreiben, konnten sie wenig, und von allem dem, was man eigentlich Kunstbildung heißt und was eigentliche Fertigkeiten im Künstlichen sind, gar nichts. Dabei aber waren die Grundkräfte aller Kunst allgemein und lebendig in ihnen angeregt; ihr Augenmaß war genau, ihre Hand fest, ihre Einbildungskraft war rege und bewegte sich vielseitig um biblische Gegenstände, und ihr Schönheitsgefühl, da es mit dem göttlich Hohen ihres innerlich belebten Glaubensgefühls übereinstimmend war und wesentlich von ihm ausging, zum Hohen und Erhabenen hingelenkt. Das Leben ihrer weisen und frommen Mutter ging in der ganzen Fülle seiner Wahrheit und seiner inneren Höhe in sie hinüber. Sie gab ihnen alles, was sie

mußte, hatte und konnte. Es war in ihrer Armut äußerst wenig, aber auch das Kleinste, das Geringste, das sie ihnen gab, war durch die Art, die Kraft und die Liebe, mit der sie es ihnen gab, bildend und groß. Jedes einzelne Wort ihres Unterrichts wirkte, als gleichsam aus dem Ganzen ihres mit dem Leben ihrer Kinder verwobenen Lebens hervorgehend, nicht als ein einzelnes Wort, sondern als etwas, das, aus dem Ganzen ihres mütterlichen Seins und Verhältnisses hervorgehend, durch die Innigkeit der Verbindung, in der sie mit ihr lebten, in seinen Keimen gleichsam schon zum Voraus in ihren Kindern selbst lag. Ihre Kunst war ihr Leben, und ihre Kunstbildung ging ganz aus diesem Leben hervor. Darum war aber auch der Ersatz jedes ihrer Worte kraftvoll und ein ganz anderer, als er gewesen wäre, wenn ihre Worte nicht in dem lebendigen Zusammenhange ihres Lebens mit dem Leben ihrer Kinder gestanden hätten. Sie ergriffen deswegen aber auch alles, was sie ihnen zeigte, wie wenn sie nichts lernten, wie wenn es schon vorher in ihnen gelegen hätte. Es war aber auch so. Ihr Lernen legte eigentlich nichts in sie hinein; es entfaltete nur die Kräfte, die in ihnen selbst lagen und durch welche sie das, was sie äußerlich erkannten, in sich selbst aufnahmen und als einen reinen Erwerb ihrer selbst und ihrer eignen Kraft, und nicht als etwas fremdartig in sie Hineingelegtes in sich selbst liegend, erkannten.

So wie ihr Redenlernen mit ihrem Leben verbunden war, also ging auch ihr Rechenlernen aus demselben hervor und war ganz mit der Wirklichkeit ihres Lebens verbunden. Sie zählte mit ihnen, wie viel Schritte ihre Wohnstube habe, und da zufälligerweise in einem ihrer Fenster an jeder Reihe nur fünf Scheiben waren, wie an der Hand fünf Finger, so nahm sie auch am Fenster zwei Reihen zusammen und konnte dann dadurch in der Anschauung der zehn weiter fortfahren als an den Fingern. Auch die Fäden beim Spinnen konnten sie zählen und die Umgänge an der Haspel, wenn sie das Garn zu Strängen aufwanden. Sie zeigte ihnen die Grundformen

des Meßens in der Verdeutlichung der Anſchauungen für kurz und lang, für ſchmal und breit, für ſpitz und ſtumpf, für rund und eckig. Sie machte ſie auf die Erſcheinungen der Natur, wie ſie im häuslichen Leben, in der Küche, in der Stube, im Stalle, im Garten, im Holze und im Felde ihnen vorlagen, auf die vielſeitigſte Weiſe aufmerkſam und zwar nicht als Unterricht, ſondern als Teilnahme an dieſen Erſcheinungen, wie ſie in den Vorfällen, Pflichten, Freuden und Bedürfniſſen ihres Lebens ſelber ihnen vorlagen. So wie ſie ihr halfen, die Speiſen bereiten, das Feuer anmachen, Holz und Waſſer zutragen ꝛc., ſo lernten ſie an ihrer Seite durch die einfache, aber genaue Anſchauung der Gegenſtände, zu der ſie die Beſchäftigung mit denſelben gleichſam nötigte, die Wirkungen des Feuers, des Waſſers, der Luft, des Windes, des Rauchs, die Veränderungen des Waſſers im ſtillſtehenden Zuber, im laufenden Brunnen, ſeine Verwandlung in Eis, Regen, Schnee, Rieſel, Hagel, ſeinen Einfluß auf die Auflöſung des Salzes, auf das Löſchen des Feuers ꝛc. erkennen, ebenſo die Veränderungen des Holzes in Kohlen und Aſche und ſeinen Übergang in Fäulnis. Alles dieſes aber lernten ſie nicht durch vieles Reden über dieſe Gegenſtände, ſondern durch Feſthaltung ihrer Aufmerkſamkeit auf das, wie ihnen die Gegenſtände vor ihren Sinnen lagen und ſich vor ihren Sinnen veränderten. In Rückſicht auf alles dieſes überließ ſie ihre Kinder vollends dem Eindrucke, den dieſe Gegenſtände auf ihre freilich gebildete Anſchauungskraft und Aufmerkſamkeit durch ſich ſelber machten und dachte nicht daran, ſie hierin durch irgend einen Schatten von Unterricht einen Schritt weiter zu führen, als ſie darin durch ſich ſelbſt hinkamen; aber das Wenige, worin ſie ſie wirklich unterrichtete, das, was ſie wirklich lernen mußten, mußten ſie denn auch vollkommen lernen. Sie ſprach es beſtimmt aus, nur das Vollendete iſt brauchbar, nur das Vollendete führt weiter. Das Bewußtſein der Kraft, die dem Menſchen alles, was er vollenden kann, in allem ſeinen Thun und Laſſen giebt, war auch in einem hohen Grade lebendig in

ihren Kindern und zeigte sich ganz besonders darin, wenn die Mutter ihren ganz Kleinen etwas vorsprach oder zeigte, so sprangen die Ältern gar oft von selbst zu ihr hin und baten sie: Mutter, laß du mich meinem Brüderchen, meinem Schwesterchen das zeigen; ich kenne es ja wie du. — Die Mutter ließ sie das auch recht gern, wenn sie nämlich das vollkommen recht konnten, was sie den Kleinen zeigen wollten. Welche Freude, welche Wonne war es denn für die Kinder, wenn sie ihnen das erlaubte! Und wie froh, wie herzlich, wie kindlich, wie brüderlich fingen sie dann an, ihren kleinen Geschwistern vorzusprechen oder vorzuzeigen, was ihnen die Mutter erlaubte!

Eben jetzt, da die Herren da waren, saß der Jonas in der Mitte zwischen zwei Kleinen und sprach ihnen die Silben des ABC-Buches, durch welche Gertrud sie nicht lesen, wohl aber reden lehrte, und die sie noch nicht aussprechen konnten, vor, und später zeigte er ihnen auch den Unterschied der ersten zehn Zahlen, die sie noch nicht kannten. Indem er sie ihnen so zeigte, umschlang er sie mit beiden Händen um den Hals, sprach ihnen die Namen der Zahlen vor und machte die Arme von diesem lieblichen Umschlingen seiner Geschwister nicht los, außer wenn sie ihre Augen nicht fest auf die Bahnen hinhielten, woran er sie zählen lehrte; dann waren die Hände geschwind von dem Halse des lieben Brüderchen weg, und er zeigte mit den Fingern, worauf sie mit ihren Augen hinschauen sollten. Ebenso setzte das Liseli sich mit dem Spinnrade zu zwei jüngern Geschwistern hin, sang ihnen, während dem beide, sie und es, fortspannen, Lieder vor, deren Worte sie schon auswendig konnten und probierte, während dem es immer fortarbeitete, mit Ruhe und Geduld, ob sie die verschiedenen Töne nachsingen könnten. Der Eifer der ältern Kinder, die Kleinen zu lehren, was sie konnten, war so groß, daß sie ihnen oft selber beim Essen etwas vorsprachen und sie in den Freistunden auf den Schoß nahmen, sie etwas nachsprechen zu machen.

Auch wirkte dieser gegenseitige häusliche Unterricht so bildend auf die Kinder durch den Glauben und die Liebe, aus der er hervorging und durch die Freude, mit der er gegeben und ausgeführt wurde, als jeder gegenseitige Kinderunterricht, der nicht also aus Liebe hervorgeht und nicht mit dieser Freiheit gegeben und empfangen wird, verbildet und durch Verbildung zu allen den Fehlern und zu aller Verhärtung des Geistes, des Herzens und der Kunst hinlenkt, und wohin auch alle Abrichtungskünste des Menschengeschlechts hinführen. Das, was auch ein Unterricht der Gertrud abrichtend war (wie denn einige Teile des Unterrichts und der Bildung nur dadurch eingeübt werden können) war in dem Benehmen der Kleinen, wie in demjenigen der Mutter, durch Liebe und Glauben geheiligt und veränderte dadurch gleichsam seine Natur; der Eindruck der harten, aus dem tierischen Wesen unsrer Natur hervorgehenden und ihr wesentlich anpassenden Abrichtungskünste war menschlich gemildert und der Eindruck dieser Künste dem Höhern des Bildenden und Erhebenden in der Erziehung untergeordnet und durch diese Unterordnung unschädlich gemacht.

Das war indessen in der Lage der Gertrud und bei dem Baumwollenspinner, worauf sich das meiste ihres Abrichtungseinflusses bezog, nichts weniger als leicht. Das Baumwollenspinnen ist in Rücksicht auf das wenige, unbedeutend Bildende, das in ihm liegt, und hingegen auf das höchst Einseitige, Kunst-, Kraft- und Geistlose der Abrichtungsfertigkeiten, die es erfordert, eine, ich möchte fast sagen, Leib und Seele so erlahmende Arbeitsgattung, daß nicht leicht in der Welt eine so elende und Leib und Seele erlahmende Arbeit sein kann, und doch wurden die Kinder der Gertrud alle dabei so geistig und gemütlich belebt, so kraftvoll und gesund, so frohsinnig, so heiter, als wenn sie den ganzen Tag kein Baumwollenrad in die Hand genommen hätten. Sie zeichneten sich selber in einigen Schulkenntnissen an Schulgewandtheit und Schulfertigkeiten aus, eben wie die andern Spinnerkinder sich in

der Schule ſelber an ſchlechtem Benehmen, Unwiſſenheit und Unſchicklichkeit auszeichneten.

Der Junker und Glülphi wunderten ſich im Anfange ſelber, wie dieſes möglich, aber ſie ſahen es jetzt. Die Kinder der Gertrud fürchteten Gott. Sie beteten täglich mit der Mutter um ſeinen guten, heiligen Geiſt. Sie liebten die Mutter. Sie ſahen ſie von Kindheit auf oft weinen. Sie ſahen ſie oft Mangel leiden und voll Sorgen und Kummer einhergehen. Sie wußten, daß das Spinnen ihnen Brod gebe und der Mutter ihre Sorgen mindern. Sie ſpannen alſo nicht gedankenlos und herzlos und auch nicht gedankenlos und herzlos gezwungen; die Liebe zur Mutter und das Bewußtſein, daß ſie mit ihrem Spinnen die Not des Hauſes erleichterten, machte ſie ihre Kräfte gern anſtrengen. So verlor ſich auch an dieſer Arbeitsgattung durch Liebe und Glauben die Wirkung der Elendigkeit, die in der Natur des einſeitig ins Auge gefaßten Baumwollenſpinnens liegt, und des verderblichen Einfluſſes, den es unter anderen Umſtänden auf die Menſchennatur hat und haben muß. Es konnte dieſen Einfluß in der Gertrud Wohnſtube nicht haben. Dieſe war mitten in ihrer höchſten Armut und ſelber durch ſie ein Heiligtum Gottes, in der keine Verhärtung der Menſchennatur ſtattfinden kann. Ihre Kinder lebten und arbeiteten darin im Glauben und in der Liebe, in Freiheit und Freude, und Arbeit und Anſtrengung aus Liebe und Glauben ſtärkt, erheitert, belebt, erhebt und ſegnet in eben dem Grade, als Arbeit und Anſtrengung in Liebloſigkeit und Unglauben, in Unmut und Zwang abſchwächt, verhärtet, erniedrigt, vergiftet und tötet. Die Kinder der Gertrud ſangen und lachten, ermüdet von Arbeit bei Waſſer und Brot, mehr als die Kinder der Dorfmeiſter, die in der böſen Ruhe des Müſſigganges und in der Niederträchtigkeit ſtolzer Anmaßungen die, ſo mit Waſſer und Brot verlieb nehmen, verachten und in Freude ihr Geld ſpiegeln und zu Schlechtigkeiten gebrauchen, alle Einſichten, alle Fertigkeiten und alle Luſt, einen ſegensreichen, gottesfürchtigen Gebrauch davon zu machen, verlieren."

Als die Herren Gertruds Wohnung verließen, ſagten ſie ihr noch beim Abſchiede, ſie würden am folgenden Tage wieder kommen; aber jene ſprach: „Warum das? Ihr werdet morgen und immer wieder nur das nämliche finden“, Darauf erwiderte Glülphi: „Du könnteſt dich und dein Thun nicht beſſer rühmen, als mit dieſem Worte“. Gewiß, denn „das, was ſich immer gleich bleibt, nähert ſich dem, was ewig bleibt, ebenſo das, was ſich immer verändert, dadurch auffallend macht, daß es nichtig und vergänglich iſt.“

Gertrud errötete in ihrer Unſchuld über Glülphis Worte, ſchlug tief die Augen nieder und ſtand verlegen da, jene aber konnten nicht ſatt werden, von dem Eindrucke zu reden, den ſie ſoeben empfangen hatten. „Sie ſahen, daß in allem, was ihre Kinder vom Morgen bis an den Abend thaten, ihr Kopf, ihr Herz und ihre Hand, folglich die drei Grundkräfte, von denen alles Fühlen, Denken und Handeln der Menſchen ausgeht, gemeinſam und in Übereinſtimmung unter ſich ſelbſt angeſprochen, belebt, beſchäftigt und geſtärkt werden. Sie ſahen und überzeugten ſich ganz, daß alles Thun der Gertrud, indem es von Glauben und Liebe ausgehe und zum Glauben und zu der Liebe hinführe, geeignet ſei, ihre Kinder durch Seelenruhe und Geiſtesfreiheit in lieblicher Anmut zu den erſten Früchten des Glaubens, zu den Kräften der Anſtrengung, des Gehorſams und der Selbſtüberwindung zu erheben, zu denen die Wahrheit ihrer Verhältniſſe gegen Gott und Menſchen für Zeit und Ewigkeit ſie auffordert. Sie ſahen alle, daß das unabänderliche und allgemeine Ziel aller Menſchenerziehung, nämlich die Kinder zu gottesfürchtigen, menſchenliebenden, verſtändigen, ihrer Beſtimmung gewachſenen, der nötigen Thätigkeit und Anſtrengung gewohnten Menſchen zu machen, von allen Seiten in ihnen begründet und belebt ſei. Sie fanden einſtimmig und ſprachen es aus, das Weſen des Unterrichts und der Lehre dieſer Frau ſind nicht Worte, es iſt ihr Thun, es iſt ihr Leben ſelber. Dieſes Leben, ſagten ſie alle, iſt vom Morgen bis an den Abend nichts Andres, als thatſächlicher

Ausdruck ihrer Sorgfalt und Liebe für ihre Kinder. Sie lernen wesentlich dadurch, daß sie besorgt werden und sich selber besorgen müssen. Das Wort der Lehre ist gleichsam nur der tote Schall des innern Geistes ihrer Mutterſorge, aus welchem die Lehre so natürlich und einfach herausfließt, daß sie dem Kinde selber ganz eigentlich als Sorgfalt und nicht als Lehre ins Auge fällt. Es erhob das Herz aller drei, da Glülphi es aussprach: So wie ihre Mutterſorge und ihre Muttertreue, die ihr jedes Wort der Lehre in den Mund giebt, so geht auch jedes Wort ihrer Lehre als Mutterſorge und als Muttertreue in die Seele der Kinder hinüber, und das ganze Rätsel, warum es als Lehre so außerordentlich wirkt, ist dadurch aufgelöst."

Der Eindruck, welchen Gertruds Thätigkeit in ihrer Wohnstube auf die drei Männer ausgeübt hatte, sollte für Bonnal von der weittragendsten Bedeutung werden. Am meisten war Glülphi ergriffen worden: ihm stand jetzt das höchste Ziel der Volkserziehung aufgelöst vor den Augen. „Er war schon durch Meyers Unterredung zur glühenden Sehnsucht, dem Zustande Bonnals helfen zu können, erhoben, aber der Anblick der Wohnstube Gertruds ergriff ihn, daß nicht wohl ein Mensch durch irgend eine Ansicht des Lebens tiefer ergriffen werden kann. Er saß da, neben Arner und dem Pfarrer, in sich selbst gekehrt. Was diese sagten, machte nur wenig Eindruck auf ihn. Er hörte es kaum. Es drang ihn in seinem Innersten, allein zu sein und sich mit dem zu beschäftigen, was er gesehen und gehört. Ein einziger Gedanke ergriff ihn jetzt und verschlang seine Seele: was ist zu thun? was ist zu thun? Er mußte von ihnen weg, eilte auf seine Stube, und sowie er hineintrat, sprach er das Wort aus: Ich muß Schulmeister werden in Bonnal!"

Bei dieser Wendung der Dinge zwingt es Pestalozzi mit unwiderstehlicher Gewalt, darzuthun, daß Glülphis Anschauungen auch die seinen sind: „Leser! Hier steht der Alte von Bonnal, der dir alles erzählt, eine Weile still. Er ist von den Gedanken des Glülphi ergriffen, wie dieser von der Wohnstube der Gertrud. Der Gedanke erhebt mein Herz, welch ein Segen,

wenn Glülphi es durchsetzt und eine Schule einzurichten vermag, die in diesem Geiste anfängt, dem tiefen Verderben, in welches das Strohfeuer unserer Träumerzeit, die Eisberge unserer Selbstsucht und die Bodenlosigkeit unserer Vielwisserei den Geist unseres Erziehungswesens hinabgestürzt, in seinen Fundamenten entgegenzuarbeiten. Welch ein Segen, wenn es geschieht und die Edlen der Nachwelt die Quelle des Verderbens unserer Zeit im Mangel der heiligen Kräfte der Wohnstuben des Volkes erkennen und alle Kräfte aufbieten werden, den Grundübeln unserer Tage durch Wiederherstellung und Wiederbelebung ihrer heiligen Kräfte ein Ziel zu setzen."

Glülphis Entschluß ist unwandelbar und findet auch die Billigung Arners, des Pfarrers und der Gertrud. Er wird an Stelle des alten unbrauchbaren Schulmeisters Lehrer in Bonnal und beginnt sein schweres Werk, unterstützt durch Gertruds reiche Erfahrungen, mit Freuden. Nachdem der Junker so die Erziehung der Jugend in die richtige Bahn geleitet hat, giebt er auch dem Dorfe ein geeignetes Oberhaupt in der Person des bewährten Baumwollenmeyer.

So reifen denn die reformatorischen Bestrebungen Arners und seiner Freunde der Vollendung entgegen; sie haben schon zu tief Wurzeln geschlagen, um noch durch eine Verwandte des Junkers — Sylvia von Arnheim — deren adelsstolzes Gemüt von Verachtung gegen das Volk erfüllt ist, erschüttert zu werden. Zwar wird eine Zeit lang die Ausführung der hochherzigen Ideen durch eine schwere Erkrankung Arners in Frage gestellt, aber das Triumphgeschrei der wieder hervordringenden bösen Elemente muß verstummen; der Junker wird unter der sorgsamen Behandlung des herzoglichen Leibarztes gerettet.

Um das Werk Arners zu krönen, greift auch der Herzog selber thatkräftig ein. Er hat schon längst durch seinen Minister Bylifsky, einen Studienfreund des Junkers, von all den Vorgängen in Bonnal gehört, dieselben gründlich untersuchen und in bezug auf ihre Anwendbarkeit für den gesamten Staat prüfen lassen. Der Fürst kehrt wieder zu seinen optimistischen

Ideen, die durch frühere Enttäuschungen getrübt worden waren, zurück, besucht in Person Bonnal — jedoch in Abwesenheit der vier Menschenfreunde — und sieht seine kühnsten Erwartungen übertroffen. Während dieser Zeit sind jene im Auftrage des Herzogs im Zuchthause zu Sklavenheim mit großem Erfolge thätig gewesen, und als der Herzog auch hier durch den Augenschein sich überzeugen will, werfen sich die Armen, Waisen und Gefangenen zu seinen Füßen mit der dringenden Bitte, die Männer ihnen zu lassen. Als jetzt der tief erschütterte Herzog ihnen verkündet: „Euer Geschick liegt von nun an in ihren Händen", da jubeln alle vor Freude, „und der Ahnungen größte hob aller Herzen empor." [28]

In der Zeit, als Pestalozzi an der Vollendung seines Werkes „Lienhard und Gertrud" arbeitete, hatte die französische Revolution immer mehr an Ausdehnung gewonnen, und ihr Einfluß auf die Schweiz war unabwendbar. Da fühlte sich Pestalozzi bei seiner großen „Volks-, Vaterlands- und Freiheitsliebe" getrieben, seinen Landsleuten „die tierischen Ansichten und Ansprüche der Menschennatur, in welcher großen oder kleinen Tiergestalt sie zum Vorschein kommen, allgemein als dem Heile des Menschengeschlechts und seiner hohen Bestimmung entgegenwirkend" vor die Seele zu führen. Zu diesem Zwecke schrieb er in den Jahren 1780—1790 eine Anzahl von Fabeln und Parabeln, welche mit bezug auf das „ABC-Buch der Realschule der Menschheit" (d. i. „Lienhard und Gertrud") den Titel führten: „Figuren zu meinem ABC-Buche oder zu den Anfangsgründen meines Denkens".

Das Büchlein erschien erst im Jahre 1797; eine zweite Auflage, welche den veränderten Titel „Fabeln" erhielt, ward 1803 notwendig. Die Fabeln trugen dem Verfasser bei ihrer Ungeschminktheit viel Feindschaft ein; er hatte dies, wie die Vorrede bekundet, vorausgesehen: „Du wirst sie aber auch hassen, wenn die Beschränktheit eines Kopfs ohne Grundsätze und ohne ausgedehnte Erfahrungen dich verleiten wird, das, was ich für das Menschengeschlecht mehr fand, für etwas

anzusehen, das ich eigens von der Nase deines Herrn Vetters oder deiner Frau Base abkopiert habe."

In der Gesamtausgabe der Schriften Pestalozzis (Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta, 1823, Bd. X.) ist die Schrift wieder unter der ersten Bezeichnung aufgeführt und durch zahlreiche Zusätze vermehrt worden. Der Verfasser begründet die letzteren in der Vorrede folgendermaßen: „Ich habe, ohne demjenigen im geringsten vorgreifen zu wollen, was ein jeder beim Lesen dieser Schrift gerne selber denkt, dennoch gut befunden, in dieser neuen Ausgabe hie und da einen Wink zu geben, in welcher Ausdehnung oder Beschränkung ich meine Figuren selber ins Auge gefaßt habe. Zu diesem Endzwecke, und auch damit diejenigen meiner Leser, die in diesen Figuren gar nichts zu denken finden möchten, wenigstens auf eine, wenn auch einseitige Ansicht dessen, was sich dabei denken läßt, hingeführt worden, habe ich gut befunden, fast einer jeden dieser Figuren nach dem Zeichen = einen meist ganz kleinen Zusatz beizufügen, der den Leser wenigstens von einer Seite auf das Wesentliche des Gesichtspunktes, den ich bei jeder Figur selber im Auge hatte, aufmerksam zu machen, geeignet ist!"

In betreff des Wertes der Fabeln läßt sich mit Recht behaupten, daß sie fast durchweg den besten Partien aus „Lienhard und Gertrud" an die Seite zu stellen sind; ihre Sprache ist fließend, ausdrucksvoll und erinnert nicht selten durch Geist und Witz an die klassische Schreibweise Lessings.

Pestalozzi bezeichnet sich in der ersten Fabel als „Menschenmaler": „Er stand da — sie drängten sich um ihn her, und einer sagte: Du bist also unser Maler geworden? Du hättest wahrlich besser gethan, uns unsere Schuhe zu flicken. Er antwortete ihnen: Ich hätte sie euch geflickt, ich hätte für euch Steine getragen, ich hätte für euch Wasser geschöpft, ich wäre für euch gestorben; aber ihr wolltet meiner nicht, und es blieb mir in der gezwungenen Leerheit meines zertretenen Daseins nichts übrig, als malen zu lernen."

Aus der Zahl der 237 Fabeln verdienen folgende angeführt zu werden:

Das Feuer und das Eisen.

„Das Feuer sagte zum Eisen: Ich bin dein rechtmäßiger Herr. Das Eisen antwortete: Ich kenne deine Gewalt über mich; aber ich achte sie nie weniger für rechtmäßig, als wenn du mich schmelzest. Diese Antwort mißfiel der hochfahrenden Flamme; sie knisterte, rauchte und sprach: Der mich schuf, gab mir meine Gewalt über dich. Das Eisen erwiderte: Es sind indessen doch nur Menschenhände, die mich in die Esse und in den Tigel legen. Ein Prachtgeländer von Eisen, das dieses Gespräch hörte, erwiderte: Ich lobe mir das Feuer, das mich schmelzt; ich lobe mir die Zange, die mich in die Esse legt und die Menschenhand, die mich schmiedet, sonst wäre ich noch elendes Erz, deren es Berge voll hat, und auf das niemand achtet." =

„So verschieden sind die Ansichten über den nämlichen Gegenstand, wenn sie von verschiedenen Standpunkten ins Auge gefaßt werden."

Der Kutscher, wie es deren viele giebt.

„Ich will es durchsetzen und den Wagen auf diesem, keinem andern Wege an seine Stelle bringen — also spricht Nilson und fährt eine Weile zwischen Wand und Wellen einher. Er drängt sich fest an den Felsen; aber die Pferde sind wund, und der Wagen leidet not. Doch es geht. Jetzt muß er schwenken, der entscheidende Augenblick ist da; es geht nicht; der Wagen muß zu tief in den Strom; ich sehe es, es geht nicht; ich sehe es, bei Gott, er schwenkt nicht einmal gut; der Wagen ist hin — und er — thut, was gut ist und frommt, um nicht zu ertrinken." =

„Was sollte er anders? Der Wagen war ja nicht sein, er war ja nur Kutscher und hatte einen guten Herrn. Er ging so naß, als er aus den Wellen kam, heim; sein Herr hatte Mitleiden mit ihm, und er bekam seinen Abschied, wie

viele, die als Staatskutscher mit ihren Staatswagen stark und frech einherfahren und lange durchsetzen, aber am Ende überschwenken und dennoch oft nicht einmal ihren Abschied begehren müssen."

Löwenschwäche, Stierenart und Fuchsenlist.

„König Löwe wollte einmal allein brüllen und verbot allem Vieh und namentlich den Stieren, jemals einen Laut, der dem seinigen gleich scheinen könnte, von sich hören zu lassen. Aber es war den Stieren nicht möglich, den alten Laut ihres Rachens zu unterdrücken; wo sie immer glaubten, der Löwe sei nicht um den Weg, da brüllten sie forthin, wie sie von Alters her thaten, und wie es ihre Natur mitbringt. Darüber zürnte der Löwe; er faßte ein Paar der stärksten beim Horn und warf sie in eine dunkle Grube. Aber als die Gefangenen heilig versprachen, nicht mehr zu brüllen, hatte der Löwe Mitleiden mit ihnen und wollte sie loslassen. Aber der Fuchs mißriet ihm das und sagte: Du kannst den Stieren das Brüllen unmöglich ganz abgewöhnen, ohne sie durch das Entsetzen deiner Standhaftigkeit überall stummen zu machen. Der Fuchs hatte diese Worte kaum ausgesprochen, so erwachte in der wilder gewordenen Seele des Löwen der alte, böse Sinn der blinden Regierungsstandhaftigkeit, den Fuchsenseelen ihm schon in seiner Unmündigkeit eingeflößt haben. Und die armen Stiere mußten in Gefolge dieser bösen Regierungsstandhaftigkeit im Loche verrecken." =

„Es ist ewig Schade, wenn brauchbare Tiere um solcher, von Füchsen herkommenden Einflüsterungen in Löchern verrecken müssen."

Die undankbare Henne.

„Fresse ich dich, so bin ich morgen wieder nüchtern; lasse ich dich leben, so legst du mir täglich ein Ei — also sprach Reinecke, der schlaueste der Füchse, da er eine Henne gefangen. Er raufte ihr nun das Gefieder aus den Flügeln, und zeichnete sie ein wenig mit einem Biß am Beine; dann ließ er

sie leben und fütterte sie reichlich. Aber es war der Henne nicht wohl beim Futter des Fuchsen; sie legte wenig Eier, brütete keine Jungen und hing täglich den Kopf; ihre federlosen Flügel machten sie traurig, und der Biß am Beine machte sie hinken. Ein Esel, der in der Freiheit herumging und die Henne also im Fuchshofe den Kopf hängen sah, sagte zu ihr: y—ah—y—ah— du bist doch ein unglückliches und undankbares Geschöpf, daß du so wenig Zutrauen zeigst zu deinem Wohlthäter und väterlichen Erhalter! y—ah—y—ah— es ist auf der ganzen Erde nicht möglich, daß ein Fuchs edelmütiger an einer gefangenen Henne handle, als Reinecke an dir thut. Die Henne erwiderte: Ich glaube wohl, jeder Esel, den ein Fuchs in seiner Hofstatt wie dieser mich fütterte, würde gar wohl damit zufrieden sein; ich aber bin kein Esel. Ich möchte jährlich gerne eine Schar Junge auferziehen und lasse meine Eier mir nicht gern alle Morgen im Neste auffressen. =

„Die Henne hatte wahrlich recht, und ein Esel ist ganz sicher kein guter Richter über die Dankbarkeit, die eine Henne dem Fuchse, der sie in der Gefangenschaft füttert, schuldig ist."

Hühner, Adler und Mäuse.

„Die Hühner rühmten ihr Gesicht und sagten selber zum Adler: Auch das kleinste Korn liegt heiter vor unsern Augen. — Arme Hühner! erwiderte dieser, das erste Kennzeichen eines guten Gesichts ist dieses, von allem dem nichts zu sehen, was euch in die Augen fällt. — Also sagten auch die Maulwürfe: Die schreckliche Sonne ist der Tod alles Lichts, und es ist nur unter dem Boden recht heiter. — Alle Mäuse gaben ihnen Beifall, und eine jede betet täglich zum großen Jupiter: Bewahre uns vor dem Blendwerk der Sonne und erhalte uns das milde Licht unserer Löcher von nun an bis in Ewigkeit." =

„Die vielerlei Arten von Menschen, die bei der Nacht und bei dem Nebel, der sie umhüllt, mit Blendlaternen herumgehen und dabei glauben, ihre Blendlaternen seien helles

Sonnenlicht, kommen zu Zeiten auch in den Fall dieser Maulwürfe und Fledermäuse."

Zwei Schäfer.

„Der eine hütete die Schafe mit einem Hunde, der ohne Not keinen Laut gab, aber stark war und Wolf und Fuchs bis in ihre Höhlen verfolgte. Der andere hütete sie mit einem, der, wenn sein Meister flötete, ihm tanzte, und wenn er schlief, unter der Herde herumsprang und die Zucht und Unzucht aller ihrer Ecken und Winkel auskundschaftete. Das war freilich für die Kurzweile und die Trägheit des Schäfers gut ausgedacht, aber die Herde hielt diesen Hund für ihren Teufel, und Fuchs und Wolf sagten unter einander: Wir haben auf hundert Stunden keinen bessern Freund, als diesen Hund." =

„So habe ich oft Bauern in den Schenkhäusern von ihren Vorgesetzten, die viel und oft in das Oberamt laufen und daselbst an den Gaukeleien der Schloßdienstleute teilnehmen und nebenbei, was in allen Häusern im Dorfe gethan und geredet wird, ins Schloß tragen, sagen hören, sie seien wahre Dorfteufel. Hingegen freut es sie, und sie danken Gott für jeden Vorgesetzten, der ohne Not und ohne Befehl nie ins Oberamt läuft und hingegen den ganzen Tag stille seinem Dienst abwartet und in jeder Not und Gefahr, die dem Dorfe oder jedem von ihnen aufstößt, mit Rat und That für sie bei der Hecke und zu Hause ist."

Das kranke Bäumchen.

„Sein Vater hatte es gepflanzet — es wuchs mit ihm auf; er liebte es wie eine Schwester und wartete seiner wie seiner Kaninchen und seiner Schäfchen. Aber das Bäumchen war krank; täglich welkten seine Blüten. Das gute Kind jammerte, riß ihm täglich die welkenden Blüten von seinen Zweigen und goß denn auch täglich gutes, nährendes Wasser auf seine Wurzeln. Aber einmal neigte das leidende Bäumchen seinen Gipfel gegen das liebende Kind und sagte zu ihm: Mein Verderben liegt in meinen Wurzeln; wann du mir hilfst, so

werden meine Blätter von selbst wieder grünen. Da grub das Kind unter das Bäumchen und fand ein Mäuseneſt unter ſeinen Wurzeln." =

„Wo das Volk ſerbt (ſiecht) und leidet, da ſucht nur ein Thor ihm dadurch zu helfen, daß er die äußern Zeichen ſeines Elendes den Augen oberflächlicher Beobachter entrückt. Wer nicht Thor iſt, der gräbt in jedem Falle, wo er das Volk leiden ſieht, den Mäuſen nach, die ihre Neſter gern ins Dunkle unter den Boden eingraben und ungeſehen an den zarten Wurzeln des Volksſegens nagen und ſie verderben."

Untreue Schafhirten im Sumpflande.

„Im Lande . . . trieben arme und geizige Schäferknechte ihre Herden ins ſumpfige Thal, ſetzten ſich da ins Rohr, ſchnitten Pfeifen, fiengen Fröſche und trieben Handel. Wer durch ihr Thal ging, ſagte ihnen: Treibet doch eure Herden ins Trockne; ſie gehen im Sumpflande zu Grunde. Das verdroß die Schäfer im Rohre. Sie ſagten unter einander: Was ſich doch fremde Leute anmaßen, über unſere Ordnung zu richten! Wir allein wiſſen, was uns die Pfeifen, was uns die Fröſche und was uns die Schafe eintragen. Damit ſie aber dennoch auch vor den Fremden in einem guten Lichte zum Vorſcheine kommen mochten, antworteten ſie dieſen: Wie ſollten wir es wagen, mit ſo kränklichen Herden auf die Berge zu treiben? Wartet, bis unſere Schafe alle wieder hergeſtellt ſind; wir wollen dann gewiß nicht ſäumen, ſie auf geſundere Weiden zu treiben! =

„Es giebt Staatsleute, die, wenn von unwiderſprechlich vorteilhaften Landesverbeſſerungen, die aber ſich mit ihrem ſelbſtſüchtigen Privatintereſſe nicht wohl vertragen, die Rede iſt, eben wie dieſe Schäfer im Sumpflande unter ſich ſelber und durch ihre Verbindungen alles thun, was ihnen möglich iſt, um dieſe Verbeſſerungen zu hintertreiben und das Alte verderben, dem dadurch abgeholfen werden ſollte, mit aller Kunſt und aller Gewalt feſtzuhalten und für immer beſtehen

zu machen, äußerlich aber den Fremden und Einheimischen die laute Versicherung geben, sie wollen diese guten und nützlichen Verbesserungen ganz gewiß bewerkstelligen, sobald die Umstände dafür günstig seien. Aber sie wissen zum voraus, daß diese Umstände nie eintreffen werden, weil es vollkommen in ihrer Hand ist, es zu verhindern."

Pestalozzi hatte nun fast achtzehn Jahre einsam und vergessen von seinem Volke auf dem Neuhofe zugebracht. All sein Denken und Sinnen war einzig auf die Verbesserung der Menschheit gerichtet gewesen; aber er konnte sich zuletzt der Erkenntnis nicht verschließen, tauben Ohren gepredigt zu haben. Da raffte er sich noch einmal mit Aufgebot aller seiner Kräfte empor, um den Zeitgenossen seine Erfahrungen und Ansichten über die bürgerlichen und sittlichen Zustände vor Augen zu führen. Es geschah dies in dem Werke:

„Meine Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts."

Pestalozzi selbst sagt über den Anlaß zur Abfassung dieser Schrift folgendes: „Ich schrieb drei Jahre lang mit unglaublicher Mühseligkeit an derselben wesentlich in der Absicht, über den Gang meiner Lieblingsideen mit mir selbst einig zu werden, und meine Naturgefühle mit meinen Vorstellungen vom bürgerlichen Rechte und von der Sittlichkeit in Harmonie zu bringen. Aber auch dieses Werk ist mir selbst wieder nur ein Zeugnis meiner innern Unbehülflichkeit — ein bloßes Spiel meines Forschungsvermögens, einseitig, ohne verhältnismäßige Kraft gegen mich selbst und leergelassen von genügsamem Streben nach der praktischen Kraft, die ich zu meinen Zwecken so notwendig hatte. Die Unverhältnismäßigkeit meiner Kraft mit meinen Einsichten stieg nur desto mehr und machte in mir die Lücke immer größer, die ich zur Erzielung meines Zweckes ausfüllte und immer weniger ausfüllen konnte." [29]

Herder nennt jene Abhandlung die Geschichte eines großen Kampfes und Zwiespalts, der nicht in einzelnen Auftritten und zwischen wenigen Personen, sondern in sämtlichen Zuständen unseres Geschlechts und bei jedem Menschen in der Folge seiner Verhältnisse und Lagen stattfindet. Den Knotenpunkt findet Herder im menschlichen Herzen, im reichen Keime der Kräfte und Anlagen, deren „Schlaf und Wachen, deren verschiedener Gebrauch und Mißbrauch im fortgeleiteten Bande der Gesellschaft allenthalben neue Knoten schlägt, neue Keime des Guten und Bösen fördert.“ [30]

Pestalozzi faßt die Widersprüche in der menschlichen Natur und Gesellschaft scharf ins Auge, indem er sich fragt: „Was bin ich, und was ist das Menschengeschlecht? Was hab' ich gethan, und was thut das Menschengeschlecht? Ich will wissen, was der Gang meines Lebens, wie es war, aus mir gemacht hat; ich will wissen, was der Gang des Lebens, wie er ist, aus dem Menschengeschlechte macht. Ich will wissen, von was für Fundamenten mein Thun und Lassen, und von was für Gesichtspunkten meine wesentlichsten Meinungen eigentlich ausgehen und unter den Umständen, unter denen ich lebe, eigentlich ausgehen müssen. Ich will wissen, von was für Fundamenten das Thun und Lassen meines Geschlechts, und welchen Gesichtspunkten seine wesentlichsten Meinungen eigentlich ausgehen — und unter den Umständen, unter denen es lebt, eigentlich ausgehen müssen.“

Pestalozzi geht in seiner Untersuchung nicht von irgend einem philosophischen Grundsatze aus, sondern richtet seine Aufmerksamkeit auf die Wahrheit, die in ihm liegt, auf die Resultate, zu denen die Erfahrungen seines Lebens ihn hingeführt haben. Er ist überzeugt, daß die Mehrzahl der Menschen die Fundamente seiner Wahrheit und seiner Irrtümer in ihrem Busen trägt: „Ich bin überzeugt, meine Wahrheit ist Volkswahrheit, und mein Irrtum ist Volksirrtum.“ — Der Mensch kann unter einem dreifachen Gesichtspunkte betrachtet werden, als Werk der Natur, der Gesellschaft und

seiner selbst. Als Werk der Natur ist der Mensch ein Werk der Notwendigkeit, das gleiche tierische Wesen, das nach Jahrtausenden kein Haar auf seinem Haupte und keine, auch die leiseste Neigung seines Wesens in sich selbst auszulöschen vermöchte. Als solches lenkt ihn die Natur, ohne Kunde der Verhältnisse, die ihn selber erschaffen, als lebte er im schuldlosen tierischen Zustande, mit dem Gesetze ihrer Allmacht zum Sinnengenusse hin. Als Werk der Gesellschaft (seines Geschlechts, der Welt) ist der Mensch ein Tropfen, welcher von der Spitze der Alpen in einen Bach fällt. Unsichtbar, als ein nichtiges Wesen fällt der Tropfen mit dem Staub seines Mooses vom Felsen, glänzt bald in den silbernen Strahlen der Sonne, fließt bald im Dunkel der Höhlen, fällt aus Sümpfen und Seen dann wieder in das Treiben der Flüsse und schwimmt in der Gewalt ihrer Wogen bald hell, bald trübe, bald zwischen reinen Gefilden, bald zwischen gräßlichen Ufern dahin, bis er endlich in den ewigen Meeren seine Auflösung findet. Als Werk seiner selbst gräbt sich der Mensch in sich selbst ein; sein Werk ist unveränderlich — keine Welle spühlt ihn von seinem Felsen, und keine Zeit löscht die Spur seines Werkes aus, das er als sittliches Wesen in sich selber vollendet hat.

Diese drei Verschiedenheiten sind nichts Andres, als einfache und notwendige Folgen der drei verschiedenen Arten, alle Dinge dieser Welt zu betrachten, deren die Natur des Menschen fähig ist. Als Werk der Natur fühlt sich der Mensch in der Welt, frei zu thun, was ihn gelüstet, und berechtigt zu thun, was ihm dienlich ist. Als Werk seines Geschlechtes fühlt er sich in der Welt als durch Verhältnisse und Verträge gebunden, zu thun und zu leiden, was diese Verhältnisse ihm zur Pflicht machen. Als Werk seiner selber fühlt er sich unabhängig von der Selbstsucht seiner tierischen Natur und seiner gesellschaftlichen Verhältnisse, gleich berechtigt und verpflichtet zu thun, was ihn heiligt und seine Umgebungen segnet.

Der Mensch hat daher als Werk der Natur eine tierische, als Werk des Geschlechts eine gesellschaftliche und als Werk

seiner selbst eine sittliche Vorstellung von der Welt ihrer Wahrheit und ihrem Rechte, sowie von ihrer Täuschung und ihrem Unrechte. Der Instinkt macht ihn zum Werk der Natur, der gesellschaftliche Zustand zum Werk seines Geschlechts und das Gewissen endlich zum Wecker seiner selbst.

Als Werk der Natur besitzt der Mensch physische Kraft, Tierkraft und Tiergewandtheit für tierische Ansprachen. Als Werk seines Geschlechts besitzt er gesellschaftliche Kraft, Gemeinkraft, Geschicklichkeit und Gewandtheit für das gesellschaftliche Recht. Als Werk der Natur sträubt er sich gegen das Werk seines Geschlechts und gegen das Werk seiner selbst, das heißt, er hat als solches kein Gewissen und er kennt als solches kein Recht. Als Werk seiner selbst erhebt er sich über den Irrtum und das Unrecht seiner selbst, insofern er ein Werk der Natur und ein Werk des Geschlechts ist, das heißt, er erkennt durch die Kraft des Gewissens das Unrecht seiner tierischen Natur und seiner gesellschaftlichen Verhärtung. Als Werk des Geschlechts steht er schwankend und von beiden Seiten gedrängt zwischen dem Werke seiner Natur und demjenigen seiner selbst, das heißt, im gesellschaftlichen Zustande mangelt ihm sowohl die Reinheit seines tierischen Wohlwollens, als auch diejenige seines unverhärteten Gewissens.

Durch das Werk seiner selbst ist der Mensch sittliche Kraft, Tugend. Als reines Werk der Natur, als tierisches Geschöpf, ist er im unverdorbenen Zustande ein friedliches, gutmütiges und wohlwollendes Wesen. Seine Kraft steht in diesem Zustande mit seiner Begierde im Gleichgewichte; er lebt in völliger Harmonie mit sich selbst.

Als Werk des Geschlechts, als gesellschaftlicher Mensch, als Bürger, lebt der Mensch in vollkommener Anerkennung des Mißverhältnisses seiner tierischen Kraft mit seiner tierischen Begierde, folglich ohne Harmonie seiner Selbstsucht mit seiner Begierde. Nur als Werk seiner selbst vermag er diese Harmonie wieder herzustellen. Es kommt hierbei nur auf den Willen an, auf den Ruinen der zertrümmerten tierischen Har-

monie das Wohlwollen der Natur auf die Unterjochung der Selbstsucht unter die sittliche Kraft zu gründen, also mitten im Verderben eines Zustandes, der die Selbstsucht wesentlich verhärtet, sich wieder zu dem friedlichen, gutmütigen und wohlwollenden Geschöpf zu machen, das der Mensch als Werk der Natur nicht bleiben und als Werk des Geschlechts nicht werden kann.

Als Werk der Natur, als Tier, ist der Mensch vollendet und spürt in diesem Zustande nicht einmal, daß er als Mensch unvollendet ist. Als Werk seines Geschlechts strebt er auf einem Wege nach Vollendung seiner Natur, auf welchem diese nicht erreichbar ist. Als Werk seiner selbst strebt er durch Belebung des Göttlichen und Ewigen, das in seiner Natur liegt, auf einem Wege nach seiner Vollendung, den die tierische Natur nicht kennt und der sein gesellschaftliches Verhältnis als solches nicht sucht und nicht bedarf.

„Die Natur hat ihr Werkgang gethan, also thue auch du das deine. Erkenne dich selbst und baue das Werk deiner Veredelung auf inniges Bewußtsein deiner tierischen Natur, aber auch mit vollem Bewußtsein deiner innern Kraft, mitten in den Banden des Fleisches göttlich zu leben. Wer du auch bist, du wirst auf diesem Wege Mittel finden, deine Natur mit dir selbst in Übereinstimmung zu bringen. Willst du aber dein Werk nur halb thun, da die Natur das Ihre ganz gethan hat? Willst du auf der Zwischenstufe deines tierischen und deines sittlichen Daseins, auf welcher die Vollendung deiner selbst nicht möglich ist, stehen bleiben, so verwundere dich daran nicht, daß du ein Schneider, ein Schuhmacher, ein Scheerenschleifer und ein Fürst bleibst und kein Mensch wirst. Verwundere dich dann nicht, daß dein Leben ein Kampf ist ohne Sieg, und daß du nicht einmal das wirst, was die Natur ohne dein Zuthun aus dir gemacht hat, sondern gar viel weniger, ein bürgerlicher Halbmensch."

Aus diesen Grundanschauungen zieht Pestalozzi nun folgende Schlüsse: „Der gute Zustand meiner selbst als Werk

der Natur ruht auf dem vollen Leben des Instinkts. Der gute Zustand meiner selbst als Werk des Geschlechts ruht auf der Kraft meines tierischen Gedankens gegen meinen Instinkt, oder vielmehr auf der Kraft meines durch diesen Gedanken erhöhten und gebildeten Tiersinnes. Der gute Zustand meiner selbst als Werk meiner selbst ruht auf der Reinheit und Stärke meines Willens, die Kraft meines Gedankens nicht zur Verfeinerung meines Tiersinnes, sondern zur Veredelung meiner selbst gegen meinen Tiersinn zu gebrauchen.

Ich erhalte mich selbst als Werk der Natur in dem besten Zustande, in welchem ich als solches zu leben vermag, durch tierische Kraft. Ich erhalte mich als Werk des Geschlechts in dem besten Zustande, in welchem ich als solches zu leben vermag, durch gesellschaftliche Kraft. Ich erhebe mich als Werk meiner selbst durch meine sittliche Kraft zu der höchsten Würde, deren meine Natur fähig ist. Die Unschuld meiner Natur thront an den Grenzen aller dieser Beschaffenheiten meiner selbst. Auf der ersten Stufe meines Daseins stehe ich ihrem Bilde am meisten, aber in kindlicher Schwäche und nur träumend, nahe.

Durch mein tierisches Verderben entferne ich mich von ihr ins Unendliche. Im gesellschaftlichen Zustande verstärkt sich auf der einen Seite mein tierisches Verderben durch die rohe Härte der Gewalts- und Massenformen desselben, auf der anderen Seite bringt mich derselbe durch die höhere Sicherung meines häuslichen Verhältnisses durch Treue und Glauben, die dieser Zustand, wenn auch nur gesellschaftlich begründet, dem tierischen Wohlgefallen meiner unverdorbenen Natur wieder näher. Durch Sittlichkeit erhebe ich mich zu der obersten Höhe, zu der sich meine Natur, nach ihrer Vollendung strebend, zur Kinderunschuld empor, zu der göttliche Kräfte und göttliche Gnaden meine Natur fähig machen.

Erziehung und Unterricht müssen diesem Gange der Natur folgen. Sie müssen ihm das tierische Wohlwollen durch das häusliche Leben zu einem menschlichen Wohlwollen umwandeln

und selbiges durch die Treue und den Glauben, die der gesellschaftliche Zustand entspricht, mitten in der Gewaltsamkeit, mit welcher der gesellschaftliche Zustand auf das Verderben dieses Zustandes einwirkt, dasselbe dennoch zu erhalten suchen. Sie müssen ihn endlich durch Selbstverleugnung zu der Kraft emporheben, durch die er allein im stande ist, das Wesen der Unschuld in sich selbst wieder herzustellen und sich selbst durch seine sittliche Kraft wieder zu dem friedlichen, gutmütigen und wohlwollenden Geschöpfe zu machen, das er in der Unverdorbenheit seines tierischen Zustandes auch ist."

So ist denn Pestalozzi wieder auf demselben Punkte angelangt, den er zur Richtschnur all seines Strebens machte.

Pestalozzi setzte auf diese Schrift große Hoffnungen; aber die nicht selten geschraubte Darstellung, welche durch die sich oft wiederholende Dreiteilung der Gedankenabwickelung hervorgerufen wurde, vereitelte dieselben. Er gesteht dies selber wehmütig ein: „Die Wirkung meines Buches um mich her war mir die Wirkung all meines Thuns; es verstand mich bald niemand, und ich fand in meiner Nähe nicht zwei Menschen, die mir nicht halb zu verstehen gaben, daß sie das ganze Buch für einen Galimathias ansehen. Und noch neulich, noch jetzt, drückte sich ein Mann von Bedeutung, der mich sonst liebt, mit schweizerischer Traulichkeit so aus: Aber nicht wahr, Pestalozzi, Sie fühlen doch jetzt selber, daß sie damals, als Sie dieses Buch schrieben, nicht recht wußten, was Sie wollten?" [31]

Anstoß erregten auch verschiedene Stellen, in denen Pestalozzi seine Gedanken über die Religion entwickelte. „Die Religion ist mir selbst ein Werk der Natur, ein Werk des Geschlechts und ein Werk meiner selbst. Göttlich ist die Religion einem jeden Menschen nur insoweit, als sie ihm selbst ein Werk seiner selbst ist. Das Christentum ist ganz Sittlichkeit, darum auch ganz die Sache der Individualität des einzelnen Menschen. Es ist auf keine Weise das Werk meines Geschlechts, auf keine Weise eine Staatsreligion oder ein Staatsmittel

zu irgend einem Gewaltzwecke. Wenn es das wäre, so müßte es in Eiferglauben ausarten und blind werden gegen alles Unrecht des Staates und gegen allen Betrug derer, die es für ihren Vorteil achten, die bürgerlichen und religiösen Irrtümer der Völker bis in alle Ewigkeit aufrecht zu erhalten. Darum haben wir auch als Staaten, als Nationen noch kein Christentum und werden und sollen als Nationen keines haben. Die Nationalreligionen, die den Fischerring und das Kreuz zu den Staats- und Standesinsignien erwählt haben, diese Christentümer sind nicht die Lehre Jesu. Alles Äußere des Christentums, Hostie, Taufe, Priesterweihe, Prozessionen, Gelübde sind wie das Kreuz und der Fischerring Folgen der Religion, insofern sie nur ein Werk der Natur und ein Werk des Geschlechts ist. Das wirkliche Christentum scheint immer noch durch eben das Unrecht und durch eben die Irrtümer verdrängt zu werden, die ihm bei seinem Ursprunge im Wege standen."

Unverkennbar spricht aber auch mit diesem Werke Pestalozzis ernstes Ringen nach Wahrheit und sein unermüdliches Streben, den Zustand des menschlichen Geschlechts zu verbessern; mit Wehmut gesteht er am Schlusse derselben das Scheitern aller seiner Pläne: „Tausende gehen als ein Werk der Natur im Verderben des Sinnengenusses dahin und wollen nichts mehr. Zehntausend erliegen unter der Last ihrer Nadel, ihres Hammers, ihrer Elle und ihrer Krone und wollen nichts mehr. Ich kenne einen Menschen, der mehr wollte; in ihm lag die Wonne der Unschuld und ein Glaube an die Menschen, den wenige Sterbliche kennen; sein Herz war zur Freundschaft geschaffen, Liebe war seine Natur und Treue seine innigste Neigung. Aber er war kein Werk der Welt, er paßte in keine Ecke derselben. Und die Welt, die ihn also fand und nicht fragte, ob durch seine Schuld oder die eines andern, zerschlug ihn mit ihrem eisernen Hammer, wie die Maurer einen unbrauchbaren Stein zum Lückenfüllen zwischen den schlechtesten Brocken. Noch zerschlagen, glaubte er an das Menschengeschlecht

mehr als an ſich ſelber, ſetzte ſich einen Zweck vor und lernte unter blutigem Leiden für dieſen Zweck, was wenige Sterbliche können. Allgemein brauchbar konnte er nicht mehr werden, und er wollte es auch nicht; aber für ſeinen Zweck wurde er es mehr als irgend einer; er erwartet jetzt Gerechtigkeit von dem Geſchlechte, das er noch immer harmlos liebte. Er erhielt ſie nicht. Leute, die ſich zu ſeinen Richtern aufwarfen, ohne ein einziges Verhör, beharrten auf dem Zeugniſſe, er ſei allgemein und unbedingt unbrauchbar. Das war das Sandkorn auf der ſtehenden Wage ſeines Elends. Er iſt nicht mehr; du kennſt ihn nicht mehr; was von ihm übrig iſt, ſind zerrüttete Spuren ſeines zertretenen Daſeins. Er fiel; ſo fällt eine Frucht, wenn der Nordwind ſie in ihrer Blüte verletzt, und nagende Würmer ihre Eingeweide zerfreſſen, unreif vom Baume. Wanderer, weihe ihr eine Zähre; ſie neigte noch im Fallen ihr Haupt gegen den Stamm, an deſſen Äſten ſie ihren Sommer durchkrankte und liſpelte, dem Horchenden hörbar: Ich will dennoch auch in meinem Vergehn ſeine Wurzeln noch ſtärken. Wanderer, ſchone der liegenden, ſich auflöſenden Frucht und laß den letzten Staub ihres Vergehens die Wurzeln des Baumes noch ſtärken, an deſſen Äſten ſei ihren Sommer durchkrankte."

Aber dennoch ſollte die Sonne des Glückes, wenn auch ſpät, dem Dulder aufgehen; das Sehnen ſeines Herzens wurde über Erwarten erfüllt. So konnte er denn in einer ſpäteren Ausgabe dieſer Abhandlung hinzufügen: „Der Mann, der damals dieſes Klagelied angeſtimmt, lebt noch, und die Leiden, über die er klagte, dauerten in verſchiedenen Geſtalten noch lange fort; aber ſie ſind ihm zum hohen Segen geworden, und er ſchreitet jetzt erheitert, wie er es nie mehr hoffen zu dürfen glaubte, dem Ziele ſeiner Lebensbeſtrebungen entgegen."

6. Peſtalozzis häusliches und politiſches Leben in der Zeit von 1780 bis 1798.

Peſtalozzi verlebte nahezu zwei Jahrzehnte auf dem Neuhofe, einſam, verachtet, beſtändig mit Mangel und Elend kämpfend. Seine Frau teilte Armut und Not mit ihm; ſie war häufig leidend, einmal ſogar ſchwer und lange krank. An ſeinem Sohne erlebte er wenig Freude; kurz, die Verhältniſſe geſtalteten ſich von Jahr zu Jahr immer drückender. In dieſer Zeit der größten Trübſal ſtand ihm ſeine treue Magd wie ein guter Genius in aufopferndſter Weiſe zur Seite. Sie war nicht nur Dienerin und Pflegerin, ſie nahm auch mit Eifer und Verſtändnis teil an allen ſeinen Beſtrebungen; in ihr finden wir das Urbild der Gertrud. Wie ſie in böſen Tagen nicht von Peſtalozzi wich, ſo ließ auch er nicht von ihr, als die Sonne des Glückes über ſeinem Hauſe aufgegangen war. In der „Rede an mein Haus" — gehalten den 12. Januar 1818 — rühmt er ſie ſeinem Großſohne Gottlieb gegenüber mit beredten Worten: „Nur ich und dein zweiter Vater ſind dir noch übrig geblieben und deine treue Gotte, die innige Freundin deiner edlen Großmutter und Mutter, die edle, treue Pflegerin deines ſo lange kranken Vaters, die treueſte, kraftvollſte und unerſchüttert ſich über dreißig Jahre in aufopferndem Dienſt hingebende Stütze meines Hauſes, ſie allein lebt noch."

Nur ſelten entfernte ſich Peſtalozzi vom Neuhofe; nur einmal, im Sommer des Jahres 1792, unternahm er auf Veranlaſſung ſeiner Schweſter eine Reiſe nach Deutſchland. Es war ihr vergönnt, in perſönliche Beziehung zu Goethe zu treten, ſowie die Bekanntſchaft Klopſtocks, Wielands, Herders und Jacobis zu machen. Es trieb ihn auch, verſchiedene deutſche Unterrichtsanſtalten, beſonders Lehrerſeminare, zu beſuchen; er war jedoch von deren Einrichtung, Zielen und Erfolgen nicht ſonderlich befriedigt. Er erhielt auch von dem Dichter Jens

Baggesen eine Einladung nach Dänemark; jedoch kam diese Reise nicht zu stande. Pestalozzi trat auch, wie Blochmann berichtet, um diese Zeit in den vom Professor Adam Weishaupt gegen das Wirken der Jesuiten gerichteten Illuminatenorden, und war zuletzt das Haupt desselben in der Schweiz. „Aber er wurde bald enttäuscht und trat, als ihm die Schuppen von den Augen zu fallen begannen, sofort wieder aus demselben heraus."

Von großer Wichtigkeit wurde es im Laufe der Zeit für Pestalozzi, daß er mit Männern in Berührung trat, welche seine Bedeutung als Denker und Schriftsteller wohl zu würdigen verstanden. Unter diesen sind folgende hervorzuheben. Wie Pestalozzi im „Schwanengesange" berichtet, stand er schon seit langer Zeit mit dem Grafen Karl von Zinzendorf, dem Finanzminister Josephs II., in Verbindung, der gleichfalls die Wiederherstellung der häuslichen Volkserziehung als das einzige Mittel ansah, der immer steigenden Volksverwilderung und des damit innig verbundenen Volksunglückes mit Erfolg entgegenwirken zu können.[32] Viel versprach sich Pestalozzi von der Bekanntschaft mit dem Grafen von Hohenwart in Florenz, der Minister des Großherzogs Leopold von Toskana war. „Dieser nahm — erzählt Pestalozzi im „Schwanengesange" — ein ganz außerordentliches Interesse an meinen Ansichten für die Volksbildung und selber an den in meiner Hand und auf meinem Gute gescheiterten Versuchen. Meine Briefe wurden auf seinen Befehl immediat an Se. Kais. Königl. Hoheit selbst adressiert und und regelmäßig vom Herrn Grafen von Hohenwart an mich beantwortet. Meine Aussichten zu einer praktischen Anstellung für meine Zwecke waren groß und schienen mir nicht mehr zu fehlen. Ich sollte aber meinen definitiven Plan der Ausführung einer Anstalt nach meinen Ansichten an den Großherzog einsenden, als das Schicksal ihn auf den kaiserlichen Thron versetzte, womit dieses Verhältnis seine Endschaft erreichte." (1790).

Auch in Frankreich hatte man die Augen auf Pestalozzi geworfen. Mitglieder der französischen Nationalversammlung

hatten ihre Überzeugung dahin ausgesprochen, „er möchte fähig sein, dem französischen Volke in diesem Sturme der Leidenschaften die Wahrheit, die es jetzt beherzigen sollte, mit Erfolg zu sagen.“ Er wurde auch wie Klopstock, Schiller und Campe für würdig erachtet, in die Zahl der französischen Bürger aufgenommen zu werden und sogar eingeladen, nach Paris zu kommen, um daselbst seine Erfahrungen auf dem Gebiete des Erziehungswesens praktisch zu verwerten. Pestalozzi war auch anfänglich geneigt, wie aus seinen Briefen an Emanuel von Fellenberg hervorgeht, dieser Einladung zu folgen, „um über mehrere Teile der Gesetzgebung für Frankreich zu arbeiten“, aber doch er gab zu seinem Glücke diesen Plan auf, da er inne wurde, daß man von Frankreich aus alle Hebel in Bewegung setzte, die Unzufriedenheit und das Mißtrauen der Schweizer gegen ihre Regierungen zu schüren. — Im Jahre 1791 machte Pestalozzi die folgenreiche Bekanntschaft des späteren preußischen Staatsrats Nicolovius. Dieser, damals in holsteinischen Diensten stehend, begleitete den Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg auf einer Reise durch Deutschland, die Schweiz und Italien. Sie sahen sich zuerst in Zürich, und Nicolovius folgte gern einer Einladung nach dem Neuhofe. Graf Stolberg berichtet hierüber in seinen Reisebriefen folgendes: „Wir haben hier Pestalozzi kennen gelernt, den Verfasser des trefflichen Volksbuches „Lienhard und Gertrud“. Er ist ein Zürcher Bürger, bewohnt aber im Kanton Bern ein Landgut, dessen Früchte dem vieljährigen Schweiße seines Angesichts entwachsen und trefflich gediehen sind. Einfalt, Kraft und bescheidenes Selbstgefühl bezeichnen diesen merkwürdigen Mann, welcher, in ernster Erfahrung Schule reifend, das Recht erhielt, neue Wege der Volksbildung zu zeigen. Nicolovius hat ihn besucht, hat durch Aug' und Ohr sich noch fester, als er schon war, davon überzeugt, daß Arbeiten und Leiden diesen von der Natur zu seinem edlen Berufe ausgerüsteten Mann zum Lehrer und Wohlthäter des Volkes eingeweihet“.[33] Nicolovius selbst sagt über diese erste Begegnung: „Ich habe mit

einem Manne Bekanntschaft gemacht, der wirklich in jedem Sinne ein Mann ist, geläutert durch die Höllenfahrt der Selbsterkenntnis und mit apostolischem Geiste erfüllt. Lavater ehrt ihn, wie jeder ihn ehren muß, zählt ihn aber unter die beinahe incorrigiblen Menschen, die da glauben, man könne der Menschheit auf einmal helfen und sie erleuchten". Welchen Eindruck endlich Nicolovius auf Pestalozzi gemacht hatte, ergiebt sich aus einer Stelle eines Briefes an die Gräfin Reventlow: „Freundin, es ist eine große Last um ein verlorenes Leben. Aber ich habe Nicolovius gefunden und glaube mein Leben nun nicht mehr verloren. Seine Freundschaft erhebt mein Herz und Hoffnungen leben wieder in meiner Brust, welche die Lügen der Welt in mir sinken gemacht."

Von gleich hoher Bedeutung war die Bekanntschaft Pestalozzis mit dem Philosophen Johann Gottlieb Fichte, welche im Jahre 1793 erfolgte. Fichte war schon in der Zeit von 1788—1790 als Hauslehrer in Zürich thätig gewesen und hatte sich mit der Tochter des dortigen Wagenmeisters Rahn, einer Nichte Klopstocks, und Freundin von Pestalozzis Gattin, verlobt; die Heirat fand jedoch erst 1793 statt. Pestalozzi befand sich zu dieser Zeit gerade in Richterswyl, und an diesem Orte wurde der Freundschaftsbund geschlossen, der beide Männer fortan zu gemeinsamem Streben vereinte.

Nicht unerwähnt darf die Bekanntschaft Pestalozzis mit dem schon genannten von Fellenberg (1771—1844) bleiben, welcher einer reichen Berner Patrizierfamilie entstammte und wie Jakob Pestalozzi das Pfeffelsche Institut in Colmar besucht hatte. Da Pestalozzi mit Fellenbergs Vater sich in Erziehungsfragen eins wußte, auch häufig dessen Gast war, so flößte er schon frühe dem ernst angelegten Sohne die größte Achtung ein. Pestalozzi blieb mit dem durch eifriges Studium und vieljährige Reisen hochgebildeten Manne in beständigem Gedankenaustausche und versuchte sogar zweimal, mit ihm gemeinsam seine Ideen zu verwirklichen (1804 und 1817).

Um Pestalozzis Stellung zu der französischen Revolution und der durch dieselbe hervorgerufenen Neugestaltung der schweizerischen Verfassung zu verstehen, ist ein Rückblick auf die thatsächlichen Verhältnisse unumgänglich. In der Schweiz war schon seit langer Zeit die Regierung der einzelnen Kantone in den Händen reicher Patrizierfamilien; diese hielten nicht nur beständig die Bürgerschaft in Stadt und Land eifersüchtig von jeder Mitwirkung an der Regierung fern, sondern behandelten dieselben nach und nach in rigoroser Weise als Unterthanen. Sehr drückend wurde dieses Verhältnis in Bern empfunden, woselbst seit geraumer Zeit die Ratsherrn nur aus bestimmten Familien hervorgingen. Diese dehnten ihre angemaßte Machtbefugnis über den ganzen Kanton und sodann über den Aargau, wie auch über das Waadtland aus, dessen Bewohner an Sprache und Gesinnung sich zu Frankreich neigten. Die Waadtländer benutzten nun die ihnen günstigen Zeitverhältnisse, um mit Hülfe der Franzosen das Joch der Berner von sich abzuschütteln. Es entstanden zunächst demokratische Volksbewegungen, welche von Frankreich geflissentlich unterstützt, schließlich sich zu einer offenen Auflehnung gegen das bestehende Regiment gestalteten.

„Es war ein demokratischer Gegenschlag des Volkes gegen die entartete Aristokratie, der Unterthanenlande gegen die Hauptstädte, des Nationalgeistes gegen die lockere Bundesverfassung." Als die Berner den Abfall der Waadtländer mit Gewalt zu verhindern suchten, riefen diese den Schutz der französischen Regierung an, welch letzterer dadurch eine bequeme Handhabe geboten wurde, ihre in bezug auf die Schweiz längst gehegten Pläne zur Ausführung zu bringen.

Mit Hülfe eines schnell herbeigeeilten französischen Heeres machte sich nun auch im Februar 1798 das Waadtland von der Herrschaft Berns frei. Da jedoch in den stattgefundenen Gefechten etliche Franzosen ihren Tod gefunden hatten, so veranlaßte dies den General Brune, Bern zu besetzen und zu plündern. Ähnliche Verhältnisse wie in Bern, herrschten auch

und selbiges durch die Treue und den Glauben, die der gesellschaftliche Zustand entspricht, mitten in der Gewaltsamkeit, mit welcher der gesellschaftliche Zustand auf das Verderben dieses Zustandes einwirkt, dasselbe dennoch zu erhalten suchen. Sie müssen ihn endlich durch Selbstverleugnung zu der Kraft emporheben, durch die er allein im stande ist, das Wesen der Unschuld in sich selbst wieder herzustellen und sich selbst durch seine sittliche Kraft wieder zu dem friedlichen, gutmütigen und wohlwollenden Geschöpfe zu machen, das er in der Unverdorbenheit seines tierischen Zustandes auch ist."

So ist denn Pestalozzi wieder auf demselben Punkte angelangt, den er zur Richtschnur all seines Strebens machte.

Pestalozzi setzte auf diese Schrift große Hoffnungen; aber die nicht selten geschraubte Darstellung, welche durch die sich oft wiederholende Dreiteilung der Gedankenabwickelung hervorgerufen murde, vereitelte dieselben. Er gesteht dies selber wehmütig ein: „Die Wirkung meines Buches um mich her war mir die Wirkung all meines Thuns; es verstand mich bald niemand, und ich fand in meiner Nähe nicht zwei Menschen, die mir nicht halb zu verstehen gaben, daß sie das ganze Buch für einen Galimathias ansehen. Und noch neulich, noch jetzt, drückte sich ein Mann von Bedeutung, der mich sonst liebt, mit schweizerischer Traulichkeit so aus: Aber nicht wahr, Pestalozzi, Sie fühlen doch jetzt selber, daß sie damals, als Sie dieses Buch schrieben, nicht recht wußten, was Sie wollten?" [31]

Anstoß erregten auch verschiedene Stellen, in denen Pestalozzi seine Gedanken über die Religion entwickelte. „Die Religion ist mir selbst ein Werk der Natur, ein Werk des Geschlechts und ein Werk meiner selbst. Göttlich ist die Religion einem jeden Menschen nur insoweit, als sie ihm selbst ein Werk seiner selbst ist. Das Christentum ist ganz Sittlichkeit, darum auch ganz die Sache der Individualität des einzelnen Menschen. Es ist auf keine Weise das Werk meines Geschlechts, auf keine Weise eine Staatsreligion oder ein Staatsmittel

zu irgend einem Gewaltzwecke. Wenn es das wäre, so müßte es in Eiferglauben ausarten und blind werden gegen alles Unrecht des Staates und gegen allen Betrug derer, die es für ihren Vorteil achten, die bürgerlichen und religiösen Irrtümer der Völker bis in alle Ewigkeit aufrecht zu erhalten. Darum haben wir auch als Staaten, als Nationen noch kein Christentum und werden und sollen als Nationen keines haben. Die Nationalreligionen, die den Fischerring und das Kreuz zu den Staats- und Standesinsignien erwählt haben, diese Christentümer sind nicht die Lehre Jesu. Alles Äußere des Christentums, Hostie, Taufe, Priesterweihe, Prozessionen, Gelübde sind wie das Kreuz und der Fischerring Folgen der Religion, insofern sie nur ein Werk der Natur und ein Werk des Geschlechts ist. Das wirkliche Christentum scheint immer noch durch eben das Unrecht und durch eben die Irrtümer verdrängt zu werden, die ihm bei seinem Ursprunge im Wege standen."

Unverkennbar spricht aber auch mit diesem Werke Pestalozzis ernstes Ringen nach Wahrheit und sein unermüdliches Streben, den Zustand des menschlichen Geschlechts zu verbessern; mit Wehmut gesteht er am Schlusse derselben das Scheitern aller seiner Pläne: „Tausende gehen als ein Werk der Natur im Verderben des Sinnengenusses dahin und wollen nichts mehr. Zehntausend erliegen unter der Last ihrer Nadel, ihres Hammers, ihrer Elle und ihrer Krone und wollen nichts mehr. Ich kenne einen Menschen, der mehr wollte; in ihm lag die Wonne der Unschuld und ein Glaube an die Menschen, den wenige Sterbliche kennen; sein Herz war zur Freundschaft geschaffen, Liebe war seine Natur und Treue seine innigste Neigung. Aber er war kein Werk der Welt, er paßte in keine Ecke derselben. Und die Welt, die ihn also fand und nicht fragte, ob durch seine Schuld oder die eines andern, zerschlug ihn mit ihrem eisernen Hammer, wie die Maurer einen unbrauchbaren Stein zum Lückenfüllen zwischen den schlechtesten Brocken. Noch zerschlagen, glaubte er an das Menschengeschlecht

geführten — im Herzen gewiß nichts weniger als allgemein Böswilliger — aber in ihren Thaten als unverbesserliche Landesaufwiegler und Landesverräter zum Vorschein kommenden Verbrecher werdet erkaufen müssen. Trauert, Bürger! Das Blut eines jeden Schweizers sei euch heilig; aber das Wohl des Vaterlandes sei euch heiliger, als das Blut der Aufrührer; es sei euch heiliger als euer eigenes."

Doch wenden wir uns hinweg von diesem traurigen Bilde. Pestalozzi, welcher in seiner Vertrauensseligkeit glaubte: „Die französische Armee wird nach Hause zurückkehren, und in drei Monaten sehen wir hier keinen französischen Soldaten mehr, bis wir sie selbst zu unserm Schutze herbeirufen! — erkannte frühe genug seinen verhängnisvollen Irrtum. Er ward inne, daß er sich am Rande eines Abgrundes befand, der ihn zu verschlingen drohte. In seiner tiefen Beschämung über diese Verirrungen, wagt er mit keinem Worte in seinen späteren „Bekenntnissen" dieser Ereignisse zu gedenken!

Pestalozzi hielt zur rechten Zeit noch Einkehr in sich selbst; es gelang ihm, sich hindurchzuringen zu der Klarheit, welche ihn der Weg schauen ließ, auf dem er allein zum Ziele komnen konnte. Vor seine Seele trat wieder, wie in längst entschwundenen Tagen, das Bild des in Armut und Unwissenheit versunkenen Volkes, das noch immer vergeblich auf einen Retter wartete, und so reifte in ihm der Entschluß, seine vor achtzehn Jahren verloren gegebene Arbeit wieder aufzunehmen. Ich will Schulmeister werden, sprach der an der Schwelle des Alters stehende Mann mit dem Mute eines Jünglings und stellte sich sofort der Regierung zur Verfügung.[34] Zwei Mitglieder derselben, die Minister Albert Stapfer und Lukas Legrand, kannte er persönlich, und der erstere trug sich mit dem großen Plane, die Schulen des Landes, besonders die Dorfschulen, ihrem traurigen Zustande zu entreißen. Da jedoch Stapfer zur Zeit nicht anwesend war, so teilte Pestalozzi dem Justizminister Meyer seinen Entschluß in folgendem Schreiben mit:

Bürger Minister!

Überzeugt, daß das Vaterland eine wesentliche Verbesserung der Erziehung und der Schulen für das niederste Volk dringend bedarf — und gewiß, daß durch drei- bis viermonatliche Versuche hierin die wichtigsten Resultate bewiesen werden können, wende ich mich in Abwesenheit des Bürger Minister Stapfer an den Bürger Minister Meyer, um durch ihn dem Vaterlande meine diesfälligen Dienste zu anerbieten und ihn zu bitten, bei dem Direktorio diejenigen Schritte zu thun, welche zur Erzielung meiner vaterländischen Zwecke notwendig sein mögen.

Mit republikanischem Gruß!

Aarau, den 21. Mai 1798.

Pestalozzi.

Die Regierung beschloß alsbald auf Stapfers und Legrands Veranlassung, Pestalozzis Anerbieten anzunehmen und ihm Gelegenheit zu verschaffen, seine Pläne zur Ausführung zu bringen. Diese gingen darauf hinaus, wiederum eine Armenanstalt zu begründen, genau nach den Grundsätzen, welche seiner Zeit in den „Ephemeriden" und in „Lienhard und Gertrud" entwickelt worden waren. Schnell ward eine Summe von 3000 Franken für das Unternehmen bewilligt und Umschau nach einem geeigneten Orte gehalten. Schon hatte Pestalozzi sich für den Aargau entschieden, als jene blutigen Kämpfe in Nidwalden stattfanden, welche am 9. September 1798 den Kanton verwüsteten und dessen Hauptort Stanz einäscherten. Dieser Tag ward zum Wendepunkte im Leben Pestalozzis. Wie der Minister Rengger amtlich bekundete, fanden 259 Männer, 102 Frauen und 25 Kinder den Tod; über 700 Gebäude lagen in Trümmern. An Waisen waren 169 vorhanden, und weitere 237 Kinder waren wegen gänzlicher Armut der Eltern dem bittersten Elende preisgegeben. Das Direktorium beschloß nun am 18. November, in Stanz ein Waisenhaus zu errichten und betraute unterm 5. Dezember

Peſtalozzi mit der Leitung desſelben. Dieſer trat ſchon am 7. Dezember ſein Amt an.

7. Peſtalozzi in Stanz.

Peſtalozzi erhielt das Nebengebäude des Urſulinerinnenkloſters — der Kanton zählt meiſt katholiſche Einwohner — angewieſen; dies mußte jedoch erſt wohnbar gemacht werden. Aber dazu gehörte Zeit, und die Kinder drängten ſich herzu, ehe die notwendigſten Einrichtungen getroffen waren. Peſtalozzi mußte anfänglich die Kinder aus Mangel an Betten des Abends teilweiſe heimſchicken; ſie kamen dann des Morgens mit Ungeziefer beladen wieder zurück. Den Zuſtand derſelben überhaupt beſchreibt er mit folgenden Worten: „Die meiſten dieſer Kinder waren, da ſie eintraten, in dem Zuſtande, den die äußerſte Zurückſetzung der Menſchennatur zu ſeiner notwendigen Folge haben muß. Viele traten mit eingewurzelter Krätze ein, daß ſie kaum gehen konnten, viele mit aufgebrochenen Köpfen, viele hager, wie ausgezehrte Gerippe, gelb, grinzend, mit Augen voll Angſt und Stirnen voll Runzeln des Mißtrauens und der Sorge, einige voll kühner Frechheit, des Bettelns, des Heuchelns und aller Falſchheit gewöhnt; andere vom Elend erdrückt, duldſam, aber mißtrauiſch, lieblos und furchtſam. Zwiſchen hinein einige Zärtlinge, die zum teil ehemals in einem gemächlichen Zuſtande lebten; dieſe hielten zuſammen, warfen auf die Bettel- und Hausarmen-Kinder Verachtung, fanden ſich in dieſer neuen Gleichheit nicht wohl, und die Beſorgung der Armen, wie ſie war, war mit ihren alten Genießungen nicht übereinſtimmend, folglich ihren Wünſchen nicht entſprechend. Träge Unthätigkeit, Mangel an Übung der Geiſtesanlagen und weſentlicher körperlicher Fertigkeiten waren allgemein. Unter zehn Kindern konnte kaum eins das ABC. Von anderem Schulunterrichte war noch weniger die Rede.“ [85]

Der gänzliche Mangel an Schulbildung beunruhigte Peſtalozzi wenig; er ſetzte ſein Vertrauen auf die Kräfte der menſchlichen Natur, welche Gott auch in die ärmſten und vernachläſſigſten gelegt hat, und die ſich auch mitten zwiſchen Roheit und Verwilderung entfaltet. Er irrte ſich auch nicht: „Ehe die Frühlingsſonne den Schnee unſerer Berge ſchmelzte, kannte man meine Kinder nicht mehr.“

Peſtalozzi wollte in Stanz darthun, daß die Vorzüge, welche die häusliche Erziehung beſitzt, von der öffentlichen nachgeahmt werden müſſen, daß letztere nur durch die Nachahmung der erſteren Wert für das Menſchengeſchlecht erlange. Denn, ſagt er treffend aus, „Schulunterricht ohne Umfaſſung des ganzen Geiſtes, den die Menſchenerziehung bedarf, und ohne auf das ganze Leben der häuslichen Verhältniſſe gebaut, führt in meinen Augen nicht weiter, als zu einer künſtlichen Verſchrumpfungs-Methode unſeres Geſchlechts. Jede gute Menſchenerziehung fordert, daß das Mutterauge in der Wohnſtube täglich und ſtündlich jede Veränderung des Seelenzuſtandes ihres Kindes mit Sicherheit in ſeinem Auge, auf ſeinem Munde und ſeiner Stirn leſe. Sie fordert weſentlich, daß die Kraft des Erziehers reine und durch das Daſein des ganzen Umfangs der häuslichen Verhältniſſe allgemein belebte Vaterkraft ſei.“ [36]

Wie Peſtalozzi ſeine Erziehungsthätigkeit ausübte, läßt ſich am beſten aus ſeinen eigenen Worten erſehen. „Ich war vom Morgen bis Abend ſo viel als allein in ihrer Mitte. Alles, was ihnen an Leib und Seele Gutes geſchah, ging aus meiner Hand. Jede Hülfe, jede Handbietung in der Not, jede Lehre, die ſie erhielten, ging unmittelbar von mir aus. Meine Hand lag in ihrer Hand, mein Aug' ruhte auf ihrem Aug'. Meine Thränen floſſen mit den ihrigen, und mein Lächeln begleitete das ihrige. Sie waren außer der Welt, ſie waren außer Stanz, ſie waren bei mir, und ich war bei ihnen. Ihre Suppe war die meinige, ihr Trank war der meinige. Ich hatte nichts; ich hatte keine Haushaltung, keine Freude, keine Dienſte um

mich; ich hatte nur sie. Waren sie gesund, ich stand in ihrer Mitte; waren sie krank, ich war an ihrer Seite. Ich schlief in ihrer Mitte. Ich war am Abend der letzte, der ins Bett ging und am Morgen der erste, der aufstand. Ich betete und lehrte noch im Bette mit ihnen, bis sie einschliefen; sie wollten es so. Alle Augenblicke mit Gefahren einer gedoppelten Ansteckung umgeben, besorgte ich die beinahe unbesiegbare Unreinlichkeit ihrer Kleider und ihrer Personen. Dadurch aber war es denn freilich auch allein möglich, daß sich die Kinder allmählich, und einige innigst und soweit an mich anschlossen, daß sie dem, was sie Dummes und Verächtliches selber von ihren Eltern und Freunden gegen mich hörten, widersprachen. Sie fühlten, daß mir unrecht geschah, und ich möchte sagen, sie liebten mich doppelt dafür. Aber was hilfts, wenn die Küchlein in ihrem Neste ihre Mutter lieben, wenn der Raubvogel, der ihnen allen den Tod droht, täglich mit seiner Gewalt ob ihrem Neste schwebt?"

„Ich habe meinen Kindern unendlich wenig erklärt; ich habe sie weder Moral, noch Religion gelehrt; aber wenn sie still waren, daß man eines jeden Atemzug hörte, dann fragte ich sie: Werdet ihr nicht vernünftiger und braver, wenn ihr so seid, als wenn ihr lärmet? Wenn sie mir an meinen Hals fielen und mich Vater hießen, fragte ich sie: Kinder, dürft ihr eurem Vater heucheln? Ist es recht, mich zu küssen, und hinter meinem Rücken zu thun, was mich kränkt? Wenn von dem Elende des Landes die Rede war, und sie froh waren und sich glücklich fühlten, dann sagte ich zu ihnen: Ist Gott nicht gut, der das Menschenherz mitleidig erschaffen? Auch fragte ich sie zu Zeiten: Ist es nicht ein Unterschied zwischen einer Obrigkeit, die die Armen erzieht, daß sie sich für ihr ganzes Leben selber helfen können und einer, die sie entweder sich selbst überläßt, oder sie mit Bettelbrot und in Spitälern erhält, ohne ihrem Elende wirklich abzuhelfen und ihrem Laster und Müssiggange ein wirkliches Ende zu machen? Viel und oft schilderte ich ihnen das Glück einer stillen, friedlichen

Haushaltung, die durch Überlegung und Fleiß zu einem sichern Brod und in die Lage gekommen, unwissenden, unerzogenen und unglücklichen Menschen zu raten und zu helfen. An meinen Busen hingelehnt, fragte ich manche der gefühlvollsten schon in den ersten Monaten: Wolltest du nicht auch gern, wie ich, im Kreise armer Unglücklicher leben, sie erziehen, sie zu gebildeten Menschen machen? Gott, wie sich ihre Gefühle erhoben, wie Thränen in ihren Augen waren, wenn sie mir antworteten. Jesus Maria! wenn ich es auch dahin bringen könnte!" [37]

Pestalozzis Wirksamkeit in Stanz zeigt auf das deutlichste, daß er unausgesetzt bestrebt war, den in „Lienhard und Gertrud" niedergelegten pädagogischen Grundanschauungen gemäß zu handeln; Gertruds Wohnstube wird niemand vergeblich in Stanz suchen.

Über den Erfolg seiner Thätigkeit berichteten zwei Männer, welche von der Regierung ihm zur Seite gestellt worden waren, offiziell folgendes: So schreibt der Regierungskommissar Truttmann unterm 11. Februar 1799 dem Minister Rengger: „Im Armenhause geht es gut. Vater Pestalozzi arbeitet Tag und Nacht über Kopf und Hals. Wirklich speisen und arbeiten 62 Kinder im Hause. Zum Schlafen bleiben aber nur 50 aus Mangel an Betten. Da ist es zum Erstaunen, was der gute Mann leistet, und wie weit die Zöglinge, die voll Wißbegierde sind, in dieser kurzen Zeit schon vorgerückt sind. Und gewiß wird der Staat für diese wohlthätige Anstalt in wenigen Jahren mit Wucher entschädigt". Und der Pfarrer Businger weiß nur Ähnliches zu berichten: „Bürger Pestalozzi arbeitet rastlos zu Aufnahme und Fortgang dieser Anstalt, und man traut seinen Augen und Ohren kaum, wenn man sieht und hört, wie weit er es in einer so kurzen Frist gebracht hat."

Der Enthusiasmus der genannten Männer war indessen nicht von langer Dauer, da sie von dem Kerne der erzieherischen Maßnahmen Pestalozzis keine Ahnung besaßen; noch weniger ließ sich dies von der Einwohnerschaft des Städtchens erwarten,

welche ihm überdies als Proteſtanten mit Mißtrauen entgegenkam. Auch hierüber möge Peſtalozzi ſelber reden. „Du gutes Kind, wie elend ſiehſt du aus! Ich vermag dich noch immer ſo gut zu erhalten, als du's hier haſt; komme du heim. So ſprachen viele Mütter, die mit ihren Kindern von Haus zu Haus bettelnd herumzogen, laut vor allen Kindern, ſobald ſie in die Stube kamen. Der Sonntag war mir über dieſen Zeitpunkt ein ſchrecklicher Tag. Da kamen ſolche Mütter, Väter, Brüder, Schweſtern zu ganzen Haufen, zogen meine Kinder auf der Straße und in dem Hauſe in alle Winkel, redeten meiſtens mit naſſen Augen mit ihnen; dann weinten meine Kinder auch und wurden heimwehig. Bei Monaten war bald kein Sonntag, da nicht mehrere weggelockt wurden; aber immer kamen doch wieder andere. Es war bald wie ein Taubenhaus, darin bald eine ein-, bald eine ausflog."

„Man kann ſich die Folgen dieſes wechſelnden Einundausfliegens in einer ſolchen keimenden Anſtalt denken. Eltern und Kinder meinten bald, mir perſönlich eine Gnade zu erweiſen, wenn ſie blieben, und ihrer viele fragten bei den Kapuzinern und anderswo nach, ob ich doch auch gar nichts Andres zu erhalten wiſſe, daß mir am Behalten dieſer Kinder ſo viel läge. Die Leute nehmen allgemein an, ich unterziehe mich nur aus Armut dieſer Mühe, und dieſe Vorausſetzung gab ihrem Benehmen gegen mich natürlich eine große Nonchalance. Einige forderten mir ſogar Almoſen, wenn ſie die Kinder da laſſen mußten und ſagten, es gehe ihnen jetzt gar viel ab, weil ſie dieſelben beim Betteln nicht mehr bei ſich hätten; andere ſagten mit dem Hute auf dem Kopfe, ſie wollten noch ein paar Tage probieren; andere wollten mir Bedingniſſe vorſchreiben, wie oft ich ſie zu ihnen heim laſſen müßte." [38]

Dies wird auch andrerſeits beſtätigt: „Als ich — erzählt Heinrich Zſchokke — im Frühjahre 1799 im Auftrage der Regierung nach Stanz kam, ging niemand mit Peſtalozzi um. Man hielt ihn für einen gutmütigen Halbnarren oder armen Teufel. Darum ſpazierte ich öfters Arm in Arm mit

ihm, recht absichtlich und den spießbürgerlichen Hoheiten zum Trotz, verrichtete nicht selten Kammerdiener-Arbeit bei ihm, bürstete ihm Hut und Rock oder mahnte ihn an die schief geknüpfte Weste, ehe wir im Publikum erschienen." [39]

Bei diesem Stande der Dinge liegt der Gedanke wohl nahe, daß Pestalozzis Aufenthalt in Stanz nicht von langer Dauer sein konnte; aber noch ehe er diese Notwendigkeit erkannte, bereiteten die politischen Wirren seinem Unternehmen ein schnelles Ende. Die Franzosen besetzten nämlich, auf dem Rückzuge vor den Östreichern befindlich, im Juni 1799 Stanz und richteten Pestalozzis Arbeitsstätte zu einem Krankenhause ein. So sah er sich — nach seiner Ansicht nur vorläufig — außer stande, die Anstalt zu halten; die Mehrzahl der Kinder — etwa 60 — wurde bei Verwandten und Freunden untergebracht und etliche blieben. Pestalozzis Rückkehr wurde besonders von dem bereits erwähnten Pfarrer Businger vereitelt, trotzdem Stapfer all seine Autorität geltend gemacht hatte.

Pestalozzi ward durch diesen abermaligen Zusammenbruch seiner Hoffnungen auf das tiefste erschüttert; in ergreifender Weise offenbart er sich seinem Freunde Geßner: „Aber denke dir, du kennst mich, denke dir, mit welchen Gefühlen ich von Stanz wegging. Wenn ein Schiffbrüchiger nach müden, rastlosen Nächten endlich Land sieht, Hoffnung des Lebens atmet und sich dann wieder von einem unglücklichen Winde in das unermeßliche Meer geschleudert sieht, in seiner zitternden Seele tausendmal sagt: warum kann ich nicht sterben? — und sich dann doch nicht in den Abgrund hinabstürzt und dann doch noch die müden Augen aufzwingt und wieder umherblickt und wieder ein Ufer sucht, und wenn er es sieht, alle seine Glieder wieder bis zum Erstarren anstrengt, — also war ich. Geßner! Denke dir alles, denke dir mein Herz und meinen Willen, meine Arbeit und mein Scheitern — mein Unglück und das Zittern meiner zerrütteten Nerven und mein Verstummen. — So, Freund! so war ich in diesem Zeitpunkt des Scheidens von Stanz und bei meiner Ankunft in Bern." [40]

Peſtalozzi war nach der aufreibenden Arbeit, welche er noch dazu getrennt von ſeiner Familie, verrichtet hatte, einer Erholung dringend bedürftig, und er begab ſich deshalb auf kurze Zeit nach Gurnigel, einem Badeorte im Berneroberlande. Hier verſchaffte ihm einer der Beamten Stapfers, der Kanzlei-Vorſteher Fiſcher, die Bekanntſchaft eines wohlhabenden Mannes Namens Zehender, der ihn in ſein Haus aufnahm.

Aber auch in dieſer Zeit der Zurückgezogenheit ließen die erzieheriſchen Pläne Peſtalozzi keine Ruhe. Er konnte nicht leben, ohne „ſein Werk“, und wenn er von des Gurnigels Höhe auf das ſchöne unermeßliche Thal, das zu ſeinen Füßen lag, hinabblickte, — er hatte noch nie zuvor eine ſo weite Ausſicht genoſſen — dachte er mehr an das Elend des Volkes, als an das vor ſeinen Augen ſich ausbreitende Paradies. Es ſtand bei ihm feſt, daß er von dem eingeſchlagenen Wege nicht abweichen dürfe. Auch ſeine Ehre ſtand auf dem Spiele, denn bei ſeinem Fortgange von Stanz waren die ſchon früher geäußerten Anſichten über ſeine Unbrauchbarkeit und gänzliche Unfähigkeit abermals laut geworden. „Ja, ſo fünf Monate lang, ſprachen ſelbſt meine Freunde, iſt es ihm möglich, ſich ſo zu ſtellen, als wenn er arbeiten könnte, aber in den ſechsten hinein geht's gewiß nicht, man hätte es voraus wiſſen ſollen. Er kann nichts ganz und war im Grunde nie zu etwas Wirklichem tüchtig, als einmal zu einem Romane; allein er hat ſich auch hierin überlebt. Man ſagte mir ins Geſicht, es ſei eine Thorheit, um deswillen, daß ein Menſch in ſeinen Dreißiger-Jahren etwas Vernünftiges geſchrieben, ihm darum auch zuzutrauen, daß er in ſeinen Fünfziger-Jahren etwas Vernünftiges thun könne. Man ſagte es laut, das Höchſte, das man zu meinem Vorteile eingeſtehen könne, ſei dieſes: ich brüte über einem ſchönen Traume und habe, wie alle Narren, die über etwas brüten, hie und da über meinen Traum und über mein Steckenpferd einen lichtvollen Gedanken. Es verſteht ſich, daß mich niemand verhörte, indeſſen war man im Urteil einſtimmig, es ſei nichts Anderes,

als die Sachen seien mir in Stanz wieder verleidet, und es wäre mir wirklich alles verleidet. — F(ischer) hat mir in dieser Hinsicht ein sonderbares Freundesgespräch zu Ohren gebracht. Es geschah in einer offenen Gesellschaft; aber ich beschreibe das Nähere davon nicht. Der erste sagte: Hast du gesehen, wie entsetzlich er aussieht? Der andere: Ja, der arme Narr dauert mich. Der erste: Mich auch, aber es ist ihm nicht zu helfen. Allemal, wenn er einen Augenblick einen Schein von sich wirft, daß man glaubt, er könne wirklich etwas, so ist's den Augenblick darauf wieder dunkel um ihn her, und wenn man näher hinzukommt, so hat er nur sich selber verbrannt. Der andere: Hätte er es nur einmal ganz gethan! Es ist ihm doch nicht zu helfen, bis er Asche ist! Der erste: Man muß, weiß Gott, das bald für ihn wünschen! — Das war der Lohn meiner Arbeit in Stanz, einer Arbeit, die vielleicht noch kein Sterblicher in diesem Umfange und unter solchen Umständen versuchte, und deren innerer Erfolg mich wesentlich auf den Punkt brachte, auf dem ich jetzt stehe."[41]

Pestalozzi verließ nach etwa sechs Wochen Gurnigel mit dem festen Vorsatze, den Faden in irgend einem Winkel seines Vaterlandes und ohne irgend eine Nebenrücksicht wieder anzuknüpfen. Seine Freunde Rengger und Stapfer lobten diesen Entschluß, und der Oberrichter Schnell in Burgdorf riet ihm, an seinem Wohnorte eine Lehrerstelle zu übernehmen. Pestalozzi folgte dieser Weisung und begab sich sofort — wiederum ohne seine Familie — nach Burgdorf. Die Anstalt in Stanz wurde nach Pestalozzis Weggange zunächst von Zschokke geleitet, ward aber in kurzer Zeit aufgelöst.

8. Pestalozzi als Lehrer in Burgdorf.

Pestalozzi begann seine unterrichtliche Thätigkeit in Burgdorf an der niedrigsten Schule, bei den sogenannten Hintersassen in der Unterstadt. Er wurde im ganzen wohlwollend

aufgenommen; nur sein Amtsgenosse, ein biederer Schuhmacher namens Samuel Dysli, mit welchem er auch gleichzeitig in ein und demselben Zimmer dozieren mußte, witterte in dem eifrigen Manne einen Rivalen! Dieser würdige Jugendbildner schickte sich bald an, dem Neuangekommenen den Boden zu untergraben. Die geschwätzige Fama wußte nach einigen Wochen zu berichten, der Heidelberger (Katechismus), welcher damals in den reformierten Schulen der Schweiz allgemein gebraucht wurde, sei in Gefahr. Zugleich raunte man sich auf den Gassen in die Ohren, der neue Schulmeister könne weder schreiben, noch rechnen, nicht einmal ordentlich lesen. Pestalozzi bemerkt dazu in seiner kindlichen Einfalt: „Nun, mein Freund, du siehst, es ist an den Gassengereden nicht immer alles unwahr. Aber man schließt aus solchen wirklichen Gassenwahrheiten immer zuviel. Du hast es in Stanz gesehen, ich konnte schreiben lehren, ohne selbst recht schreiben zu können, und gewiß war mein Nichtkönnen von allen diesen Dingen wesentlich notwendig, um mich zu der höchsten Einfachheit der Lehrmethode und dahin zu bringen, Mittel zu finden, durch die auch der Ungeübteste und Unwissendste hierin mit seinen Kindern zum Ziele kommen könne." [42]

All diese Gerüchte brachten aber doch schließlich die besorgten Hintersassen in Aufregung; sie hielten eine Versammlung ab und erklärten bündig, mit der „neuen Lehre" die Probe an ihren Kindern nicht länger machen zu wollen, die Bürger sollten es an ihren eigenen „probieren". Dies geschah denn auch, und Pestalozzi erhielt eine Lehrerstelle an einer der unteren Schulen der Oberstadt, an der „Buchstabier- und Leseschule" der Jungfer Stähli. Pestalozzi war glücklich in seiner neuen Stellung, fürchtete jedoch beständig, noch einmal aus seiner Schulstube weichen zu müssen. Über sein Wirken giebt er folgende drastische Beschreibung: „Es war hier Schulordnung, Schein von Verantwortlichkeit, etwas Pedanterie und Anmaßung. Das alles war mir fremd. Ich hatte so etwas in meinem Leben nicht getragen, aber ich wollte meinen Zweck

und trug es jetzt, krähte wieder täglich mein ABC vom Morgen bis zum Abend und fuhr planlos in dem empirischen Gange fort, den ich in Stanz abbrechen mußte. Ich setzte unermüdet Silbenreihen zusammen; ich beschrieb ganze Bücher mit ihren Reihenfolgen und mit Reihenfolgen von Zahlen und suchte auf alle Weise die Anfänge des Buchstabierens und Rechnens zu der höchsten Einfachheit und in Formen zu bringen, die das Kind mit der höchsten psychologischen Kunst vom ersten Schritte nur allmählich zum zweiten, aber dann ohne Lücken, und auf das Fundament des ganz begriffenen zweiten, schnell und sicher zum dritten und vierten hinaufbringen müssen. Aber anstatt der Buchstaben, die ich die Kinder in Stanz mit dem Griffel zeichnen machte, ließ ich sie jetzt Winkel, Vierecke, Linien und Bogen zeichnen. Bei dieser Arbeit entwickelte sich allmählich die Idee von der Möglichkeit eines ABC der Anschauung, das mir jetzt wichtig ist, und mit dessen Ausführung der ganze Umfang einer allgemeinen Unterrichtsmethode nun in seiner ganzen Umfassung, aber freilich jetzt noch dunkel, vor Augen stand. Es dauerte noch lange, bis er mir heiter ward, und das ist mir unbegreiflich, aber es ist gewiß wahr, ich hatte alle Anfangspunkte eines, die Zurückführung der Mittel des Unterrichts auf seine Elemente anbahnenden Versuchs schon monatelang bearbeitet und alles gethan, sie zur höchsten Einfachheit zu bringen; dennoch kannte ich ihren Zusammenhang noch nicht, oder war mir wenigstens desselben noch nicht deutlich bewußt; doch fühlte ich mit jeder Stunde mehr, daß ich vorwärts rückte und stark vorwärts rückte." [43]

Auf diese Weise entwickelte sich in Pestalozzi nach und nach die Idee eines ABC der Anschauung, welche später seinen Ruhm begründete. Das Bewußtsein der Methode eines konzentrisch sich erweiternden naturgemäßen Unterrichts ging ihm erst auf, als er dem Vollziehungsrate Glayre im Sommer des Jahres 1800 das Wesen seines Thuns verständlich zu machen suchte, und dieser ihm erwiderte: Vous voulez mécaniser l'éducation? Pestalozzi verstand damals noch sehr wenig französisch und

glaubte, Glayre wolle ſagen, er ſuche die Mittel der Erziehung und des Unterrichts in pſychologiſch geordnete Reihenfolgen zu bringen. Glayre traf, wie Peſtalozzi weiter berichtet, das Wort in dieſem Sinne genommen, wirklich den Nagel auf den Kopf.[44]

„So ward es ihm ſchon jetzt mit jedem Tage klarer, daß man mit Kindern gar nicht räſonieren, ſondern in den Entwicklungsmitteln ihres Geiſtes ſich dahin beſchränken müſſe, den Kreis ihrer Anſchauungen ſtetig zu erweitern, die ihnen zum Bewußtſein gebrachten Anſchauungen unverworren und ſicher einzuprägen, ihnen für alles, was Natur und Kunſt ihnen zum Bewußtſein gebracht hat, umfaſſende Sprachkenntniſſe zu geben, ſo die intenſive Kraft zu entfalten und damit die bleibenden Fundamente aller weiteren Begriffe, Einſichten und Forſchungen zu legen."[45]

Nicht ſelten wohnten dem Unterrichte Peſtalozzis Angehörige der Kinder bei; in ihrer Ahnungsloſigkeit pflegten ſie dann regelmäßig zu ſagen: So lernen unſere Kinder ja nichts, das können wir daheim mit ihnen auch treiben. Dieſen Vorwurf ſah jedoch Peſtalozzi als das größte Lob an, welches ihm hätte geſpendet werden können; denn nun war ſein Ziel erreicht, die erſten Unterrichts- und Bildungsmittel dergeſtalt zu vereinfachen, daß jede Mutter ſie daheim ebenſo gut, ja noch beſſer mit ihren Kindern betreiben könne, als der Lehrer in der Schule.

In Burgdorf wurde aber Peſtalozzi zum erſtenmal eine volle und freudige Anerkennung ſeiner Beſtrebungen und Erfolge zu teil. Nachdem er acht Monate unterrichtet hatte, fand am 31. Mai 1800 eine ſtädtiſcherſeits angeordnete öffentliche Prüfung in der ſogenannten „Lehrgotten-Schule" ſtatt, welche für Peſtalozzi höchſt ehrenvoll ausfiel. Das ihm von der Prüfungskommiſſion ausgeſtellte Zeugnis verdient in ſeinen weſentlichen Teilen einer Erwähnung: „Was Sie von Ihrer Lehrmethode verſprochen haben, hat ſich, ſoweit wir ſie zu beurteilen im ſtande ſind, bewährt. Sie haben bewieſen, welche

Kräfte schon in den zartesten Kindern liegen und auf welchem Wege diese Kräfte entwickelt, jedes Talent aufgesucht, beschäftigt und seinem Zwecke zugeführt werden muß. Der bewunderungswürdige Fortgang Ihrer jungen Schüler von so verschiedenen Anlagen läßt deutlich einsehen, daß jeder zu etwas taugt, wenn der Lehrer seine Fähigkeiten aufzufinden und mit psychologischer Kenntnis zu leiten weiß. Es liegt durch Ihre Lehrart zu Tage, wie die Fundamente des Unterrichts zu legen sind, wenn in der Folge mit wirklichem Nutzen fortgebaut werden soll. Ihre Schüler haben nicht nur ihre Pensen in einem bisher ungewohnten Grade der Vollkommenheit zu Ende gebracht, sondern die Fähigern unter ihnen zeichnen sich bereits als Schönschreiber, Zeichner und Rechner aus. Bei allen haben Sie die Neigung zur Geschichte, Naturgeschichte, Meßkunst, Erdbeschreibung ꝛc. zu erwecken und zu beleben gewußt. Möchte Ihr glühender Eifer nicht etwa wieder in bedrängten Tagen unseres Vaterlandes, in Eifersucht und andern Leidenschaften oder im Mangel an öffentlichen Hülfsmitteln Hindernisse antreffen. Wir glauben unser Lob nicht zu übertreiben, wenn wir diesem Befinden das öffentliche Zeugnis beifügen, daß Sie sich, achtungswürdiger Mann, bereits bleibende Verdienste um unsere Jugend und unsere Erziehungsanstalten erworben haben, — daß es uns schmeichle, daß Sie uns im stande und bereit geglaubt haben, Ihnen zur Ausführung des edelsten Vorhabens nützlich zu sein, eines Vorhabens, das Ihrem Herzen ebenso große Ehre macht, als es große Erleichterung dem künftigen Erzieher verspricht." [46]

Infolge des günstigen Ausfalls der Prüfung ward Pestalozzi zum Lehrer an der zweiten Knabenschule Burgdorfs bestimmt, und damit hatte seine demütige Winkelschulmeisterei ein Ende erreicht; der Aufschwung, den er jetzt genommen hatte, sollte dauernd sein.

Das Gefühl des Glückes, welches Pestalozzi nach diesen entscheidenden Tagen überkam, leuchtet aus einem Briefe an Stapfer hervor, welcher aus dieser Zeit stammt: „Lieber

welche ihm überdies als Protestanten mit Mißtrauen entgegenkam. Auch hierüber möge Pestalozzi selber reden. „Du gutes Kind, wie elend siehst du aus! Ich vermag dich noch immer so gut zu erhalten, als du's hier hast; komme du heim. So sprachen viele Mütter, die mit ihren Kindern von Haus zu Haus bettelnd herumzogen, laut vor allen Kindern, sobald sie in die Stube kamen. Der Sonntag war mir über diesen Zeitpunkt ein schrecklicher Tag. Da kamen solche Mütter, Väter, Brüder, Schwestern zu ganzen Haufen, zogen meine Kinder auf der Straße und in dem Hause in alle Winkel, redeten meistens mit nassen Augen mit ihnen; dann weinten meine Kinder auch und wurden heimwehig. Bei Monaten war bald kein Sonntag, da nicht mehrere weggelockt wurden; aber immer kamen doch wieder andere. Es war bald wie ein Taubenhaus, darin bald eine ein-, bald eine ausflog."

„Man kann sich die Folgen dieses wechselnden Einundausfliegens in einer solchen keimenden Anstalt denken. Eltern und Kinder meinten bald, mir persönlich eine Gnade zu erweisen, wenn sie blieben, und ihrer viele fragten bei den Kapuzinern und anderswo nach, ob ich doch auch gar nichts Andres zu erhalten wisse, daß mir am Behalten dieser Kinder so viel läge. Die Leute nehmen allgemein an, ich unterziehe mich nur aus Armut dieser Mühe, und diese Voraussetzung gab ihrem Benehmen gegen mich natürlich eine große Nonchalance. Einige forderten mir sogar Almosen, wenn sie die Kinder da lassen mußten und sagten, es gehe ihnen jetzt gar viel ab, weil sie dieselben beim Betteln nicht mehr bei sich hätten; andere sagten mit dem Hute auf dem Kopfe, sie wolltens noch ein paar Tage probieren; andere wollten mir Bedingnisse vorschreiben, wie oft ich sie zu ihnen heim lassen müßte." [38]

Dies wird auch andrerseits bestätigt: „Als ich — erzählt Heinrich Zschokke — im Frühjahre 1799 im Auftrage der Regierung nach Stanz kam, ging niemand mit Pestalozzi um. Man hielt ihn für einen gutmütigen Halbnarren oder armen Teufel. Darum spazierte ich öfters Arm in Arm mit

ihm, recht absichtlich und den spießbürgerlichen Hoheiten zum Trotz, verrichtete nicht selten Kammerdiener-Arbeit bei ihm, bürstete ihm Hut und Rock oder mahnte ihn an die schief geknüpfte Weste, ehe wir im Publikum erschienen." [39]

Bei diesem Stande der Dinge liegt der Gedanke wohl nahe, daß Pestalozzis Aufenthalt in Stanz nicht von langer Dauer sein konnte; aber noch ehe er diese Notwendigkeit erkannte, bereiteten die politischen Wirren seinem Unternehmen ein schnelles Ende. Die Franzosen besetzten nämlich, auf dem Rückzuge vor den Östreichern befindlich, im Juni 1799 Stanz und richteten Pestalozzis Arbeitsstätte zu einem Krankenhause ein. So sah er sich — nach seiner Ansicht nur vorläufig — außer stande, die Anstalt zu halten; die Mehrzahl der Kinder — etwa 60 — wurde bei Verwandten und Freunden untergebracht und etliche blieben. Pestalozzis Rückkehr wurde besonders von dem bereits erwähnten Pfarrer Businger vereitelt, trotzdem Stapfer all seine Autorität geltend gemacht hatte.

Pestalozzi ward durch diesen abermaligen Zusammenbruch seiner Hoffnungen auf das tiefste erschüttert; in ergreifender Weise offenbart er sich seinem Freunde Geßner: „Aber denke dir, du kennst mich, denke dir, mit welchen Gefühlen ich von Stanz wegging. Wenn ein Schiffbrüchiger nach müden, rastlosen Nächten endlich Land sieht, Hoffnung des Lebens atmet und sich dann wieder von einem unglücklichen Winde in das unermeßliche Meer geschleudert sieht, in seiner zitternden Seele tausendmal sagt: warum kann ich nicht sterben? — und sich dann doch nicht in den Abgrund hinabstürzt und dann doch noch die müden Augen aufzwingt und wieder umherblickt und wieder ein Ufer sucht, und wenn er es sieht, alle seine Glieder wieder bis zum Erstarren anstrengt, — also war ich. Geßner! Denke dir alles, denke dir mein Herz und meinen Willen, meine Arbeit und mein Scheitern — mein Unglück und das Zittern meiner zerrütteten Nerven und mein Verstummen. — So, Freund! so war ich in diesem Zeitpunkt des Scheidens von Stanz und bei meiner Ankunft in Bern." [40]

Beſſermachen aufforderten. Noch jetzt, ſo oft ich bei mathematiſchen Beſchäftigungen Figuren auf die Tafel hinmache, ſchalt ich meine Hand, daß ſie nicht ſo ſehr gerade Linien, ſo richtige Perpendikel, ſo genau runde Zirkel zeichnen kann, als jene ſechsjährigen Kinder, und noch weit mehr, als wegen ihrer erworbenen Fertigkeit, ſchätze ich dieſelben wegen der energiſchen Stetigkeit des Geiſtes glücklich, die ſie gewinnen, indem ſie die Vorſtellung der Rundung ſo lange ohne Wanken feſthalten, bis das hingeſpannte, zielende Auge uud die gehorchende Hand ganz langſam, aber ſicher, in einem fehlerloſen Zuge den Kreis vollendet haben."

„Aber warum Peſtalozzi ſo vieles auswendig lernen ließ? Warum er die Gegenſtände des Unterrichts ſo wenig nach den natürlichen Neigungen der Kinder gewählt zu haben ſchien? Warum er ſie immer nur lernen ließ, nie ſich mit ihnen unterhielt, nie plauderte, nie ſcherzte, nie erzählte? — Warum ſeine Sätze ſo abgebrochen, ſeine Namen ſo nackt daſtanden? — Warum alles, was den Ernſt der Schule zu mildern, ſo vielfach vorgeſchlagen iſt, hier verſchmäht ſchien? Wie er, der ſonſt auf den erſten Blick ſo freundliche, liebreiche Mann, der alles Menſchliche ſo menſchlich grüßt, deſſen erſtes Wort jedem Fremden zu ſagen ſcheint: hier finde ein Herz, wer eins zu finden verdient: wie er dazu komme, unter die Kinder, die ſeine ganze Seele füllen, nicht mehr Freude auszugießen, nicht mehr mit dem Nützlichen das Angenehme zu paaren?

Dieſe Fragen irrten mich freilich nicht ſo ſehr, wiewohl andere dadurch bedenklich geworden wären. Eigene Erfahrungen und Verſuche hatten mich vorbereitet, die Geiſteskräfte der Kinder ungleich höher ſchätzen zu lernen, als man gewöhnlich thut, und die Urſachen ihrer Luſt und Unluſt ganz anderswo zu ſuchen, als in überflüſſigen Spielereien auf der einen, in der vermeinten Trockenheit und Schwierigkeit ſolcher Dinge, die Ernſt und Aufmerkſamkeit erfordern, auf der andern Seite. Was man für das Leichtere und für das Schwerere hält, das hatte ich mehrmals bei Kindern auffallend umgekehrt gefunden.

Das Gefühl des klaren Auffassens hielt ich längst für die einzige und echte Münze des Unterrichts. Und eine vollkommene, allen Rücksichten entsprechende Regelmäßigkeit der Reihenfolge war mir das große Ideal, worin ich das durchgreifende Mittel sah, allem Unterricht seine rechte Wirkung zu sichern. Gerade diese Reihenfolge, diese Anordnung und Zusammensetzung dessen, was zugleich und was nach einander gelehrt werden muß, richtig aufzufinden: das war, wie ich vernahm, auch Pestalozzis Hauptbestreben. Vorausgesetzt, er habe sie gefunden, oder sei wenigstens auf dem rechten Wege dahin, so würde jeder unwesentliche Zusatz, jede Nachhülfe auf Nebenwegen als Zerstreuung, als Ablenkung des Geistes von der Hauptsache schädlich und verwerflich sein. Hat er jene Reihenfolge nicht gefunden: so muß sie noch gefunden, oder wenigstens verbessert und weiter fortgeführt werden; aber auch alsdann schon ist seine Methode wenigstens insofern richtig, daß sie die schädlichen Zusätze ausstößt; ihre lakonische Kürze ist ihr wesentliches Verdienst. Kein unnützes Wort wird in der Schule gehört, also der Zug des Auffassens nie unterbrochen. Der Lehrer spricht beständig den Kindern vor; der fehlerhafte Buchstabe wird sogleich auf der Schiefertafel ausgelöscht: so kann das Kind nie bei seinen Fehlern verweilen. Das rechte Geleis wird nie verlassen, und so hat jeder Moment seinen Fortschritt."

Indessen das Auswendiglernen von Namen, von Sätzen, von Definitionen, und die anscheinende Sorglosigkeit, ob es auch verstanden werde, machte mich zweifeln und fragen. Pestalozzis Antwort war eine Gegenfrage: „„Würden die Kinder, wenn sie nichts dabei dächten, so rasch und munter lernen?"" Diese Munterkeit hatte ich mit Augen gesehen; ich konnte sie mir nicht erklären, wenn ich nicht eine innere Geistesthätigkeit dabei annahm. Doch war dies Annehmen mehr Glaube als Einsicht. Im weiteren Gespräche aber leitete mich Pestalozzi auf die Idee; die innere Verständlichkeit des Unterrichts sei wohl noch etwas weit Wichtigeres, als das augenblickliche Verstehen. Das meiste von dem, was hier

auswendig gelernt wurde, betraf Gegenstände der täglichen Anschauung; das Kind, mit seiner Beschreibung im Kopfe, verließ die Schule, begegnete der Anschauung und faßte vielleicht nur erst den Sinn der Worte, aber es faßte ihn vollkommen, als hätte der Lehrer seine Worte durch andere Worte erklären wollen. Fallen denn die glücklichen Augenblicke des Begreifens, und besonders die des tiefern Sinnes, Verbindens, Durchdenkens, — gerade in bestimmte Lehrstunden? Die Lehrstunde gebe das Begreifliche und stelle zusammen, was zusammen gehört; Zeit und Gelegenheit werden den Begriff nachbringen, und das Zusammengestellte ineinander fügen und ketten."

„Dabei dürfen wir nicht vergessen, daß hier nur von kleinen Kindern die Rede war. Solchen ist ein Wort, ein Name, nicht wie uns, ein bloßes Zeichen einer Sache; ihnen ist das Wort selbst eine Sache; sie verweilen bei dem Klange, und erst nachdem ihnen dieser alltäglich geworden ist, lernen sie ihn über die Sache vergessen. Man hört oft ein Kind zum Spaß ein und dasselbe Wort mit allerlei Veränderungen aussprechen; es spielt mit dem Laute; es ist ganz beschäftigt mit dem Unterschiede eines Tones und eines andern ihm ähnlichen. So wird es also auch beschäftigt sein, indem es Pestalozzis alphabetische Namensregister liest, bei denen sich ein Wort nur allmählich in ein anderes verwandelt. Dies ist, was ich für diese alphabetische Ordnung zu sagen weiß, deren Gebrauch ich übrigens doch auf die erste, bloß vorläufige Bekanntschaft mit den Namen einschränken würde." [48]

Kehren wir nun nach dieser Anerkennung, welche Pestalozzi von einem der scharfsinnigsten deutschen Gelehrten gezollt wurde, wieder zu unserer Darstellung zurück.

In den Tagen, da Pestalozzi seine stillen Triumphe feierte, lag die Hand Frankreichs schwer auf seinem Vaterlande; unsägliches Elend herrschte unter den ohnehin armen Alpenbewohnern. Da galt es denn, viele Wunden zu heilen und Thränen zu stillen. Zu der Zahl derjenigen, welche sich

in aufopferndſter Weiſe bemühten, das Elend zu lindern, gehört vor allem der bereits erwähnte edle Fiſcher in Burgdorf. Dieſer forderte den ihm befreundeten Pfarrer Steinmüller in Gais auf, eine Anzahl verwaiſter Kinder nach Burgdorf zu ſenden, um ſie dem ſichern Untergange zu entreißen. Fiſcher ſchlug zugleich vor, einen fähigen Jüngling zu veranlaſſen, die Kinder zu begleiten, um dann zum Lehrer ausgebildet zu werden. Steinmüller erwählte hiezu den Sohn eines armen Handelsmannes aus Gais, Hermann Krüſi, welcher ſich ſelber, ſo gut es gehen wollte, zum Lehrer herangebildet hatte. Krüſi trat zu Anfang des Jahres 1800 an der Spitze von 26 Kindern die Wanderung nach Burgdorf an und ſetzte daſelbſt mit ihnen eifrigſt den Unterricht fort.

Peſtalozzi ward mit Krüſi bald bekannt und faßte eine väterliche Zuneigung zu ihm; ja, er ſchlug demſelben vor, als Fiſcher die Stadt Ende April 1800 verlaſſen hatte und kurze Zeit darauf geſtorben war, gemeinſam eine Erziehungsanſtalt in Burgdorf zu gründen. Krüſi willigte mit Freuden ein, und Peſtalozzi wandte ſich ſofort mit der Bitte an die helvetiſche Regierung, ihm die Benutzung des Burgdorfer Schloſſes zu Schulzwecken zu geſtatten. Die Gewährung der Bitte blieb nicht aus, und ſo konnte ſchon im Oktober desſelben Jahres die Anſtalt eröffnet werden.

9. Peſtalozzi als Gründer einer Erziehungsanſtalt in Burgdorf.

Peſtalozzis Plan war, zunächſt eine Erziehungsanſtalt für Kinder wohlhabender Eltern zu errichten; daneben waren eine Armenanſtalt, ſowie ein Lehrerſeminar in Ausſicht genommen. Zur ſichern Durchführung dieſes verzweigten Unternehmens waren Gehilfen unentbehrlich, und Peſtalozzi ſah ſich genötigt, Umſchau nach tüchtigen Kräften zu halten. Seinem Scharfblicke war Krüſis Lehrgeſchick nicht entgangen; er hätte keine

beſſere Wahl treffen können. Krüſi blieb volle ſechszehn Jahre an Peſtalozzis Seite; ihm verdanken wir auch nähere Mitteilungen über das erſte Stadium des neuen Inſtituts: „Mir kam meine ſechsjährige Übung im Schulhalten und in der gleichzeitigen Beſchäftigung mehrerer Klaſſen wohl zu ſtatten. Peſtalozzi ließ mich diesfalls gerne walten, indem er ſah, daß ich mir manche Schulmeiſtervorteile angeeignet hatte, die ihm ſelbſt nicht zu Gebote ſtanden. Ich hinwieder war mit hoher Achtung erfüllt für ſeine Anſichten, ſeine Beſtrebungen, ſeine Verſuche, ermutigt durch ſein Vertrauen und beglückt durch ſeine Liebe, wogegen mir manches von ſeiner Lehrweiſe nie recht behagen wollte. Er hatte, ich möchte ſagen, eine eherne Bruſt, und wer dieſe nicht beſaß, mußte das anhaltende laute Sprechen oder Rufen, wie er es that, wohl bleiben laſſen. Auch im Beſitz einer ſolchen Bruſt hätte ich ihm und den nachſprechenden oder antwortenden Schülern oft mehr Mäßigung und Dämpfung der Stimmen gewünſcht. Über andere Punkte der Lehrweiſe konnten wir uns ebenfalls nie ganz verſtändigen. So z. B. forderte er, daß mit der gleichen Klaſſe zwei Lehrgegenſtände zugleich betrieben werden ſollten, namentlich Sprachübungen während des Zeichnens und Schreibens. Mir ſchien eine ungeteilte Aufmerkſamkeit auf Lehre und Arbeit weit fruchtbarer, als eine ſolche Spaltung derſelben. Dergleichen Kämpfe, weit entfernt, das gute Vernehmen zu ſtören, trugen oft nur dazu bei, eine Wahrheit klarer ins Licht zu ſetzen und den Nutzen oder den Nachteil einer Schuleinrichtung näher zu erörtern. Genug, die vereinigte Schule gewann eine immer freundlichere Geſtalt, und in Peſtalozzi, ich darf es wohl ſagen, war die Freude unverkennbar, einmal einen Gehülfen gefunden zu haben, der ſeine Anſichten zu erfaſſen und ſeine Abſichten zu erreichen ſtrebte. Bei ſeinen früheren Unternehmungen mangelte ihm ſolche Hülfe, was ihm bei der Lebendigkeit ſeines Willens, der Größe ſeiner Zwecke und der Beſchränktheit ſeiner Mittel von Zeit zu Zeit zu gänzlicher Mutloſigkeit niederbeugte. Der Frohſinn und die Lernluſt der

uns anvertrauten Kinder wendeten der neuen Schule bald eine erhöhte Aufmerksamkeit zu. Eine freundliche Teilnahme widmeten ihr besonders Statthalter Schnell und Doktor Grimm, Männer, deren Urteil im Publikum und bei den Behörden Gewicht hatte und uns neue Schüler aus dem Mittelstande und von angesehenen Eltern erwarb." [49]

Durch Krüsi ward Johann Georg Tobler aus Trogen (Kanton Appenzell) für die Anstalt gewonnen; derselbe hatte in Basel Theologie studiert und daselbst eine Erziehungsanstalt für Mädchen errichtet; er blieb bei Pestalozzi bis zum Jahre 1807. Auf Toblers Veranlassung ward eine ausgezeichnete Kraft für den Gesang- und Zeichnenunterricht in dem jugendlichen Buß aus Tübingen dem Institute zugeführt. Buß hatte infolge widriger Umstände auf das akademische Studium verzichten müssen. Er ward schließlich Buchbinder, um Mittel zu erlangen, seine unverkennbaren Anlagen für Musik und Zeichnen weiter auszubilden. Aber das Handwerk befriedigte ihn nicht; er begab sich nach Basel und hoffte hier Gelegenheit zu finden, durch Erteilung von Privatunterricht sein Dasein zu fristen. Da lernte er Tobler kennen und wurde von diesem Krüsi vorgestellt. Als letzterer äußerte, daß zu Pestalozzis neu zu organisierender Unterrichtsmethode ein Mensch erfordert werde, der Zeichnen und Musik verstehe, beschloß Buß, nach Burgdorf zu gehen, trotzdem er verschiedentlichst vor Pestalozzi als von einem Halbnarren gewarnt wurde. Buß beschreibt sein erstes Zusammentreffen mit Pestalozzi folgendermaßen: „Er kam mit ungebundenen Strümpfen, sichtbar staubig und wie durchaus zerstört aus einem obern Zimmer zu mir herunter. Ich kann das Gefühl nicht beschreiben, das ich in diesem Augenblicke empfand; es näherte sich beinahe dem Mitleiden, das doch mit Erstaunen verbunden war. Pestalozzi — und was ich sah! — sein Wohlwollen, seine Freude über mich Unbekannten, seine Anmaßungslosigkeit, seine Einfachheit und die Zerstörung, in der er vor mir stand: Alles riß mich in einem Augenblick hin. So sah ich noch keinen Menschen

mein Herz ſuchen, aber ſo hat auch noch keiner mein Zutrauen gewonnen.“ [50]

Die vier Männer traten nun mutig und von den ſchönſten Hoffnungen beſeelt ihr verantwortungsvolles Werk an. Das Vertrauen, welches ſie auf das Gelingen ihrer Arbeit geſetzt hatten, wurde über Erwarten belohnt. Sie legten ihrem Unterricht keine Bücher zu Grunde, ſondern ſchöpften aus der ſie umgebenden Natur und dem im Menſchen waltenden und in „Sprache, Zahl und Form“ ſich offenbarenden Geiſte. Von nah und fern ſtrömten ihnen Schüler zu, die mit einer Freudigkeit und Lebendigkeit lernten, die ſelten auf Anſtalten zu finden ſind, in welcher der Unterricht lediglich nach Büchern erteilt wurde. Krüſi wollte anfänglich die ſokratiſche Lehrweiſe anwenden, da er früher in ſeiner Heimat die Fertigkeit in der Frageſtellung als den höchſten Grad der Lehrkunſt angeſehen hatte. „Allein Peſtalozzi, von früh an ein entſchiedener Feind der katechiſierenden Anbohrungs- und Ausquetſchungsmethode, ſprach mit dem ihm eigenen humoriſtiſchen Lächeln zu ihm: Weißt du nicht, daß Sokrates Jünglinge und Männer vor ſich hatte, die einen reichen Hintergrund von Sprach- und Sachkenntniſſen beſaßen? Sorge du nur, daß deine Schüler dieſen Hintergrund erwerben, dann werden ſich die nötigen Fragen und die rechten Antworten über Gehörtes, Geſehenes und im Leben Beobachtetes von ſelbſt ergeben. Glaube mir nur, jegliche Mühe, beim Mangel dieſes Hintergrundes, iſt ein leeres Strohdreſchen und führt ebenſo ſehr zur Täuſchung, als zur Entmutigung. Krüſi ſtieg von dem hohen ſokratiſchen Roſſe, das er bis dahin ſo gerne geritten, ganz demütig herab und ging mit Sinn und Kindlichkeit in die von Peſtalozzi ihm bezeichneten weſentlichen Mittel der kindlichen Entwickelung und Bildung ein. Ja, er erwarb ſich allmählich durch Sonderung, Darſtellung und Bearbeitung derſelben die weſentlichſten Verdienſte um die junge Anſtalt.“ [51]

Werfen wir nun einen Blick auf die Schüler der Anſtalt. Laut eines am 24. Oktober 1800 veröffentlichten Programmes

forderte Pestalozzi für jeden Zögling eine jährliche Vergütung von sechszehn bis zwanzig Louisd'or, eine recht bescheidene Summe, zumal auf Zuwendungen seitens der Regierung in jener Zeit mit Sicherheit nicht gerechnet werden konnte und auch unbemittelten Schülern die Aufnahme gewährt werden sollte. Die beiden ersten Zöglinge waren ausgewanderte Appenzeller und wurden unentgeltlich aufgenommen: Ramsauer und Egger. Ersterer, welcher bis zum Jahre 1818 bei Pestalozzi verblieb, hat in seinen Aufzeichnungen eine umfassende Darlegung der Bestrebungen des Meisters während dieser Periode gegeben, die neben Blochmanns Mitteilungen zu den wertvollsten Schriften der Pestalozzi-Litteratur gehört.[52]

Johannes Ramsauer wurde im Mai 1790 in Herisau geboren, verlor früh seinen Vater und verließ das Elternhaus im Februar 1800 mit 44 Knaben im Alter von zehn bis vierzehn Jahren. Die kleine Schar gelangte nach einem achttägigen Marsche in die Nähe von Burgdorf und zerstreute sich alsbald. Ramsauer fand Unterkunft bei einer Frau v. Werth in Schleumen unweit Burgdorf und war gut aufgehoben. Doch lassen wir Ramsauer selber reden: „Außer guter physischer Pflege geschah übrigens in Schleumen nichts für mich, und es war ein großes Glück, daß Frau v. Werth mich und noch einen anderen angenommenen Jungen bald nach Burgdorf in die Schule schickte. Ich kam zuerst in eine Schule, bei der Freund Krüsi angestellt war, und die größtenteils von ausgewanderten Kindern besucht wurde; bald darauf kam ich zu Pestalozzi, der in einer untergeordneten Stadtschule nach seinen eigenen und eigentümlichen Ideen täglich fünf Stunden unentgeltlich unterrichtete."

„Schulgerecht lernte ich da nichts, so wenig als andere Schüler; sein heiliger Eifer aber, seine hingebende, sich selbst ganz vergessende Liebe, seine sogar in die Augen der Kinder fallende ernste gedrückte Lage machten den tiefsten Eindruck auf mich und knüpften mein kindlich dankbares Herz auf ewig an das seine. Daher kam es denn auch, daß, als Frau

v. Werth für den Winter nach Bern zog, und es uns zwei Knaben freiſtellte, ob wir mit ihr dorthin oder nach Burgdorf zu Peſtalozzi ziehen wollen — ich ſogleich für das letzte entſchloſſen war, während mein Kamerad es vorzog, nach der ſchönen, reichen Hauptſtadt zu gehen."

„Ein deutliches Bild dieſer Schule zu geben, iſt unmöglich, daher hier nur einige Bruchſtücke. In dieſer Schule ſollte, nach Peſtalozzis Ideen, aller Unterricht ausgehen und wieder zurückgeführt werden auf Sprache, Zahl und Form. Ein eigentlicher Schulplan war nicht vorhanden, auch kein Stundenplan, weshalb ſich auch Peſtalozzi an keine beſtimmten Stunden band, ſondern meiſtens zwei bis drei Stunden dasſelbe trieb. Wir waren etwa 60 Knaben und Mädchen von acht bis fünfzehn Jahren, hatten Unterricht von acht bis elf Uhr vormittags und von zwei bis vier Uhr nachmittags. Aller Unterricht beſchränkte ſich auf Zeichnen, Rechnen und Sprachübungen. Es wurde weder geleſen, noch geſchrieben; daher hatten die Schüler weder Schreib- noch Leſebücher; ebenſo wurde weder etwas Weltliches, noch etwas Geiſtliches auswendig gelernt. Zum Zeichnen bekamen wir weder Vorſchriften, noch Bedingungen, nur Rötel und Tafeln, — und während uns Peſtalozzi Sätze aus der Naturgeſchichte (als Sprachübungen) vorſagte, ſo ſollten wir zu gleicher Zeit zeichnen, „was wir wollten". Wir wußten aber nicht, was zeichnen; daher kam es, daß die einen Männchen und Weibchen, andere Häuſer, noch andere Striche, Schnörkel und Arabesken und was ihnen in den Sinn kam, zeichneten. Auch ſah Peſtalozzi nie nach, was wir gezeichnet, oder vielmehr geſchmiert hatten; aber an den Kleidern, beſonders an dem Ärmel und Ellenbogen konnte man allen Schülern anſehen, daß ſie mit Rötel umgegangen waren."

„Zum Rechnen hatten wir, je zwei und zwei Schüler zuſammen, eine kleine, auf Pappe gezogene Tabelle, auf der in viereckigen Feldern Punkte verzeichnet waren, die wir zählen, zuſammenzählen, abziehen, mit einander multiplizieren

und in einander dividieren mußten. Aus diesen Übungen bildeten Krüsi und Buß zuerst die Einheiten- und später die Bruchtabellen. Da Pestalozzi aber nur der Reihe nach vor- und nachsprechen ließ und nie fragte, keine Aufgaben gab, so blieben diese Übungen, die sonst sehr gut waren, ohne großen Nutzen. Er war auch nicht geduldig genug, um wiederholen zu lassen oder Fragen zu geben; auch schien er sich in seinem ungeheuren Eifer gar nicht um den einzelnen Schüler zu bekümmern. Das beste, was wir bei ihm hatten, waren die Sprachübungen, wenigstens diejenigen, die er an den Tapeten des Schulzimmers mit uns vornahm, und die wahre Anschauungsübungen waren. Diese Tapeten waren sehr alt und zerrissen, und vor diese mußten wir uns oft zwei bis drei Stunden nach einander hinstellen und von den darauf gemalten Figuren und Löchern sagen, was wir hinsichtlich ihrer Form, Zahl, Lage und Farbe sahen und das Gesehene und Bemerkte immer in größere Sätze zusammenfassen. Dann fragte er: Buben, was seht ihr? (Die Mädchen nannte er nie.) Antwort: Ein Loch in der Wand. — Einen Schranz (Riß) in der Wand.

Pestalozzi. Gut! Sprecht mir nach: Ich sehe ein Loch in der Tapete. — Ich sehe ein langes Loch in der Tapete. — Hinter dem Loche sehe ich die Mauer. — Hinter dem langen, schmalen Loche sehe ich die Mauer.

Pestalozzi. Sprecht mir nach: Ich sehe Figuren an der Tapete. — Ich sehe schwarze Figuren an der Tapete. — Ich sehe runde, schwarze Figuren an der Tapete. — Ich sehe eine viereckige, gelbe Figur an der Tapete. — Neben der viereckigen, gelben Figur sehe ich eine schwarze, runde. — Die viereckige Figur ist durch einen dicken, schwarzen Strich mit der runden verbunden ꝛc.

Weniger zweckmäßig waren die Sprachübungen, die er aus der Naturgeschichte nahm, und wobei er uns vorsprach, während wir, wie oben gesagt, zeichnen mußten. Er sprach vor: Amphibien: Schleichende Amphibien. — Kriechende Am-

phibien. — Affen: Geschwänzte Affen. — Ungeschwänzte Affen ꝛc."

„Hiervon verstanden wir kein Wort, denn es wurde kein Wort erklärt, und es wurde so singend und überhaupt so schnell und undeutlich vorgesprochen, daß es ein Wunder gewesen wäre, wenn jemand etwas davon verstanden und etwas dabei gelernt hätte; zudem schrie Pestalozzi so entsetzlich laut, und anhaltend, daß er uns nicht nachsprechen hören konnte, und das um so weniger, da er nie auf uns wartete, wenn er einen Satz vorgesprochen hatte, sondern ununterbrochen fortfuhr und eine ganze Seite in einem fort vorsprach. Was er uns so vorsprach, war auf einen halben Bogen großen Karton (Pappe) aufgezogen, und unser ganzes Nachsprechen bestand größtenteils darin, daß wir am Ende „en — an", oder Affen, Affen" sagten. Von Fragen und Wiederholen war nie die Rede."

„Da Pestalozzi sich in seinem Eifer an keine Zeit band, so trieb man das, was er um acht Uhr mit uns angefangen hatte, gewöhnlich bis elf Uhr, und er war schon um zehn Uhr ganz müde und heiser. Daß es elf Uhr sei, merkten oder hörten wir gewöhnlich am Lärmen anderer Schüler auf der Straße, und wir liefen dann gewöhnlich alle fort, ohne Abschied zu nehmen. So strenge Pestalozzi zu jeder Zeit seinen Gehülfen jede körperliche Strafe verboten hatte, so wenig unterließ er dieselbe in dieser Schule und gab gar oft rechts und links Ohrfeigen. Die meisten Schüler dieser Schule machten ihm aber das Leben sehr sauer, so daß ich wahres Mitleiden mit ihm hatte und mich desto stiller verhielt; das bemerkte er auch bald und nahm mich deswegen manchmal um elf Uhr mit sich zum Spazieren, wo er bei gutem Wetter tagtäglich nach der Emme ging und zur Erholung und zur Zerstreuung Steine suchte. Letzteres mußte ich auch thun, wiewohl es mir sonderbar vorkam, da Millionen dalagen, und ich nicht wußte, welche davon gesucht werden sollten. Er selbst kannte nur wenige Steine, schleppte aber dennoch täglich seine

Tasche und sein Taschentuch voll von da nach Hause, wo sie nie mehr angesehen wurden. Diese Liebhaberei behielt er sein ganzes Leben hindurch, und in Burgdorf war im ganzen Institute nicht leicht ein ganzes Taschentuch zu finden, weil alle vom Steinschleppen zerrissen waren."

Als Pestalozzi das Institut im Burgdorfer Schlosse eröffnet hatte, ward Ramsauer als „Kind des Hauses" auch zur Dienstleistung herangezogen. Er mußte unter dem Titel „Tischdecker" alle möglichen Arbeiten verrichten, die einem Knaben aufgetragen werden konnten. „Unter diesen gab es einige sehr schwere und manche sehr unangenehme und unzweckmäßige. Zu den ersteren gehörte das Treten in einem Rade, das 24 Fuß im Durchmesser hatte und durch welches das Wasser aus dem 380 Fuß tiefen Felsenbrunnen geschafft werden mußte."

Ramsauer hatte bei seiner anstrengenden Arbeit doch noch so viel Lernbegierde, daß er jede freie Viertelstunde gut anwandte. An einen zusammenhängenden Unterricht war allerdings nicht zu denken, da er nur gelegentlich dem Unterrichte beiwohnen konnte. Es gelang ihm, in den Kopfrechenstunden, bei dem Zeichnen und im ABC der Anschauung hin und wieder zugegen zu sein, und so ward er bald einer der geschicktesten unter den Schülern. Als Pestalozzi die hohe Begabung des zwölfjährigen Knaben sehr bald bemerkt hatte, vertraute er demselben seine frühere Klasse an der Stadtschule, für welche ein Lehrer noch nicht gefunden war, an, und Ramsauer sah sich gezwungen, obwohl er noch nie einen zusammenhängenden Unterricht genossen hatte, etwa 30 Knaben und Mädchen im Lautieren, Schreiben, Zeichnen und Rechnen zu unterrichten! Ramsauer sagt über diese seine erste unterrichtliche Thätigkeit folgendes: „Weil ich lebhaft, körperlich sehr gewandt, für mein Alter bei aller Heiterkeit dennoch sehr ernst, entschlossen und arbeitsam, auch sehr gewissenhaft war, und die Schüler wußten, daß Pestalozzi sehr viel auf mich hielt, auch wußten, daß, da ich mit ihnen, oder doch mit einem Teile von ihnen

ſelber zu Peſtalozzi in dieſe Schule gegangen war, ich ihm nie Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben hatte, ſo imponierte ich ihnen auf eine wunderbare Weiſe. Ich habe in dieſer Lage und mein ganzes Leben hindurch gefunden, daß Gewiſſenhaftigkeit, Strenge gegen ſich ſelbſt, beſonders auch Uneigennützigkeit, bei Guten und Böſen, bei Starken und Schwachen imponieren, und dem Menſchen, beſonders aber dem Lehrer und Erzieher, eine Autorität geben, die körperliche Größe und Stärke, oder ſchulgerechte, geiſtige Überlegenheit oder Rang allein nie geben. Entſchloſſenheit und körperliche Gewandtheit imponieren auch, aber nur für den Augenblick; es muß notwendig etwas aus dem Geiſte, ich möchte ſagen aus der ganzen Seele des Menſchen, (die ſich zunächſt im Blicke des Auges ausdrückt), d. h. aus ſeinem Charakter entſpringen, wenn es auf die Seele anderer bleibend wirken ſoll."

Nach etwa acht Monaten übertrug Peſtalozzi Ramsauer die unterſte Klaſſe im Inſtitute, in welcher im „Buche der Mütter, Tafelſchreiben, Tafelzeichnen, Zählen, Rechnen und im ABC der Anſchauung" unterrichtet wurde. Im Frühjahre 1803 kam Ramsauer auf kurze Zeit nach Hofwyl zu Fellenberg, um deſſen Sohn William und den Knechten täglich einige Stunden Unterricht zu geben. Er berichtet hierüber folgendes: „Ich aber war hiezu zu jung und zu unerfahren, William auch noch nicht geneigt zum Lernen, die Knechte aber abends zu müde, zudem auch ohne alles Intereſſe und beleidigt, einen Knaben zum Lehrer haben zu müſſen; auch behandelte mich v. Fellenberg keineswegs ſo, daß ich in den Augen anderer an Achtung gewinnen konnte, und daher war ich herzlich froh, daß andere dieſen Mißgriff auch einſahen, und Buß nach vierzehn Tagen mich wieder nach Burgdorf abholte."

Das geſamte Inſtitutsleben trug einen häuslichen, gemütlichen Charakter; ein beſtimmter Stundenplan war nicht vorhanden. Wenn beiſpielsweiſe die Zöglinge des Morgens nach dem Frühſtücke noch recht vergnügt eine halbe Stunde

im Schloßhofe spielten, so hatte Pestalozzi solche Freude daran, daß er ihnen oft erlaubte, bis zehn Uhr so fort zu spielen. Ebenso ward im Sommer nach dem Baden in der Emme des Abends sehr selten noch unterrichtet; man ging bis acht oder neun Uhr spazieren, oder suchte Steine und Pflanzen.

Als ein wirksames Erheiterungsmittel diente der Gesang; im Freien, auf Reisen, Spaziergängen und abends im Schloßhofe ward viel gesungen. Buß leitete den Gesang in der Weise, daß je zwei Schüler sich an der Hand faßten und taktmäßig vorwärts schritten. Später kam ein höchst origineller Lehrer, Namens Neef, in die Anstalt und verfuhr ähnlich.

„Neef, der den größten Teil seines Lebens Militär und als solcher auch am Kap gewesen war, war sehr groß, häßlich, militärisch streng und doch die Gutmütigkeit selbst. Wenn dieser nun an der Spitze von 60—80 Knaben den Zug anführte und mit seiner starken Stimme und militärischen Haltung eines der Schweizerlieder anstimmte, so belebte sich das ganze Haus. Daß die Lieder alle zweckmäßig waren, will ich nicht behaupten. Man sang z. B.:

„Nein, vor dem aufgesteckten Hut, du Mörderangesicht!
Bückt sich kein Mann von Heldenmut, bückt Wilhelm Tell sich nicht! ꝛc."

Die Seele der Anstalt war und blieb Pestalozzi; vom frühen Morgen bis an den Abend war er unter den Zöglingen. Er hielt die Morgenandacht, die gewöhnlich aus dem Verlesen eines Gellertschen Liedes, sowie einer an dasselbe geknüpften erbaulichen Betrachtung bestand und ließ sich recht häufig in ein Gespräch mit einzelnen Schülern ein, um je nach den von den Lehrern erhaltenen Mitteilungen zu ermahnen, zu ermuntern, zu loben und zu strafen.

Die Zahl der Lehrer hatte sich mit dem Wachstum des Instituts erheblich vermehrt. Im Jahre 1803 waren mehr als hundert Zöglinge vorhanden, welche durch die bereits genannten Lehrer, sowie von Barraud, Blendermann, Hopf, Shuri, Ladomus, v. Muralt, Nänni, Niederer, Schmid, Steiner und andere unterrichtet wurden. Unter diesen Män-

nern gewannen Niederer und Schmid den größten Einfluß auf Peſtalozzi. Johann Niederer ſtammte aus Brenden (Appenzell), wurde Pfarrer und blieb vierzehn Jahre (von 1803—1817) in Peſtalozzis Dienſten. Joſeph Viktor Schmid aus Au in Vorarlberg, war ſeit 1801 Schüler und ſeit 1803 Lehrer des Inſtitutes. Über ihn wird ſpäter eingehend zu berichten ſein.

Peſtalozzi hatte das Glück, durchweg ausgezeichnete Lehrkräfte zu beſitzen, und ſo konnte es denn nicht fehlen, daß die Anſtalt bald in der Schweiz, Deutſchland und Frankreich ſich eines hohen Rufes erfreute. Die „Augsburger (jetzt Münchener) Allgemeine Zeitung" erwähnt unterm 21. März 1801 rühmend: „Die Anſtalt liefert mit jedem Tage größere Reſultate, die zu Erwartungen einer beſſeren Volkserziehung und zu einer wirklichen Veredelung berechtigen". Noch wärmer tritt Wieland im „Deutſchen Merkur" für das Inſtitut ein: „Mitten unter den bisherigen Revolutionsſtürmen hat ein großer Mann, eingezogen und verkannt, endlich ein Werk zu ſtande gebracht, worauf er ſein ganzes Leben verwandt, dem er alle ſeine Kräfte aufgeopfert hat. Durch dieſes Produkt eines genialen Geiſtes und edlen Menſchen erhält unſer Glaube an eine allgemeine Veredelung der Menſchen erſt einen feſten Boden. Dieſer Mann iſt Peſtalozzi, und ſein Werk ein durch die Erfahrung bewährtes Erziehungsſyſtem, ohne alle Charlatanerie und methaphyſiſche Seiltänzerei, einfach und konſequent wie die Natur". Sein Landsmann endlich, der Schriftſteller Karl Viktor von Bonſtetten, ſagt in einem Briefe an die Dichterin Friederike Brun: „Da Peſtalozzi ſeines Gleichen nicht leicht finden wird, ſo iſt es zu befürchten, daß der ganze Reichtum und die volle Ernte ſeiner Erfindung erſt künftigen Geſchlechtern aufbehalten ſei. Peſtalozzi hat ſeit fünfzig Jahren ſein Leben und ſeine Exiſtenz der Erziehung von armen Kindern geopfert. Wer mehr als er für die Menſchheit gethan hat, hebe den erſten Stein gegen ihn auf."

Auch rein fachmänniſche Beurteilungen liegen vor, ſo beiſpielsweiſe die eines Herrn A. Soyaux aus Berlin, der

keineswegs zu den unbedingten Anhängern Pestalozzis zählte. Er berichtet unter anderm: „Die Rastlosigkeit seines Strebens zeugt von der außerordentlichen Kühnheit seines Geistes. Aber es war nicht der elastische, heitere, leichte Aufflug des Genies, sondern das gewaltige Emporstreben einer ungebundenen Kraft. Hin- und hergetrieben von dem unruhigen Wellenschlage des Schicksals, ohne Regel, ohne Leitung einer bildenden Kunst und Wissenschaft (denn seit dreißig Jahren hat er wenig gelesen) überließ er sich dem mächtigen Strome seiner Meditationen. Es fehlte ihm so sehr an den Elementarfertikeiten, daß gute Freunde einen Teil seiner Manuskripte von Schreib- und Sprachfehlern reinigen mußten. Dieser innere Drang des gepreßten Herzens, dieser Durst nach freier, Menschen beglückender Thätigkeit, verbunden mit der Unbehülflichkeit eines isolierten Denkens, erhob ihn zwar zu neuen, kühnen Ansichten, aber erschwerte ihm auch, seinen Gegenstand mit Klarheit und allseitigem Blicke aufzufassen. Daher in seinen Schriften die vollen Ergießungen eines gepreßten, wehmütigen Herzens, die vielen kraftvollen Gedanken und überraschenden Ansichten, das wilde Feuer einer für das Edle und Große durchglühten Phantasie, die schöne Kühnheit der Bilder, das nie ermüdende Vordringen zu den Quellen der Wahrheit, und der Kampf eines zerknirschten Gemüts bei dem Bewußtsein dessen, was er will und ahnt, und was er nur unvollkommen sagt; daher von der anderen Seite die vielen dunkelen Partien, das Subjektive, das Halbwahre und schneidend Einseitige mancher Urteile, die düstere Schwermut der Seele und der grelle Farbenanstrich in der Schilderung des Menschenelends. In Lienhard und Gertrud erscheint er ganz aus seinem Charakter getreten zu sein: ruhiger bewegt sich darin der Pulsschlag des Lebens, und in milderem Kontraste gleiten die Szenen der wirklichen Welt an dem Auge vorüber." [53]

In bezug auf den Zustand des Instituts im August 1802 äußert sich Soyaux folgendermaßen: „Die ganze Hausgenossenschaft beläuft sich auf 102 Personen, unter denen

72 Zöglinge gezählt werden, welche größtenteils aus der Schweiz, fast keinen Kanton ausgeschlossen, sind; sogar acht katholische Appenzeller befinden sich darunter. Etwa zehn Lehrer unterrichten. Hier sind mehrere namentlich: Krüsi aus Appenzell, Buß aus Schwaben, Weiß aus der Schweiz, Neef aus Frankreich, Blendermann aus Bremen, Reinhardt. Überdies halten sich noch einige Fremde hier auf, um die Methode zu lernen."

„Das Institut ist jung. Pestalozzis Grundsätze sind mehr im Keim und Entwurf, als in männlicher Reife und Vollständigkeit ausgebildet; man darf daher noch keine vollendete Organisation erwarten. Vorsteher und Lehrer arbeiten mit konzentrierter Kraft an dem Bau des Ganzen. Der eine verbessert die Tabellen, der andere sucht die Spuren der Natur auf bei dem Unterricht im Lesen und Rechnen ꝛc. Möchte alle Anstalten dieser schöne Geist der Eintracht und der rastlose Verbesserungstrieb beseelen."

„Das Institut bezweckt zunächst den Elementarunterricht; aber auch die darauf folgende Periode ist nicht ausgeschlossen. Die Bildungsstufen verhalten sich wie Ursache und Wirkung, folglich müssen auch Lehrstoff und Form auf dieses Verhältnis berechnet sein. Wir finden hier Zöglinge von fünf bis dreizehn Jahren, meist aus den mittleren Ständen. Der größte Teil steht zwischen sieben und neun Jahren."

„An bestimmte Klasseneinteilung ist noch nicht zu denken. Es giebt etwa fünf bis sechs Gruppen von Kindern, welche sich nach jeder Stunde auflösen und anders bilden, je nachdem es ihre verschiedenen Geistesbedürfnisse erfordern."

„Lehr- und Schulbücher setzen schon gewisse Kenntnisse und Fertigkeiten voraus, ohne welche jene mehr verwirren als aufklären; daher sind sie aus dem ersten Unterricht verbannt. Nur denen, welche buchstabieren, wird ein ABC-Buch in die Hände gegeben. In allen Zimmern hängen Tabellen."

„Die Kleinsten lernen mit Steinchen, Baumblättern ꝛc. zählen und auf der Schiefertafel Linien ziehen. Andere zählen

in der ersten Tabelle die Striche zu und ab. Der Lehrer agt ihnen in den ersten Stunden den methodischen Gang, uf die Tabelle zeigend, so lange vor, bis sie ihn, indem sie örtlich nachsprechen, gefaßt haben; dann müssen sie ihn selbst ehen. Einer nach dem andern tritt nämlich hervor und unter- ichtet, gleich dem Lehrer, die Übrigen: er lernt und lehrt. Da das Zählen nach bestimmten, notwendigen Regeln fort- schreitet, so darf der Lehrer nur achtgeben, daß keine Sprünge geschehen oder Verwirrung entstehe. Zu gleicher Zeit sind die geübteren Knaben mit den drei andern Tabellen beschäftigt. Hier zur Probe einige Aufgaben, von acht- bis neunjährigen Schülern im Augenblicke gelöset, und nicht bloß vom Lehrer, sondern auch von Fremden aufgegeben. $^2/_9$ von $^3/_8$ abgezogen, wie viel Viertel bleiben übrig? $^{11/18}/_4$. $^2/_{11}$ wie viel sind's Drittel? $^{6/11}/_3$. $^5/_6$ wie viel sind's Achtel? $6^{2/3}/_8$. 7 mal den 11. Teil von $^{11}/_{15}$, wie viel sind's Fünftel? $2^{1/3}/_5$. Wie viel mal machen $^{3/4}/_9$ 11 mal den 12. Teil von $^1/_3$? $3^2/_3$ mal. Von welcher Summe ist 9 sieben mal der 8. Teil? Von $10^2/_7$. 13 mal den 17. Teil, von 17 mal den 24. Teil, von 24 mal den 27. Teil von $^3/_4$? $^{13}/_{36}$. Sieben Bouteillen Wein kosten 15 Gulden; wenn ich aber drei Bouteillen zer- schlage, wie teuer muß ich nun jede verkaufen? Um $3^3/_4$ Gulden. Wenn ich von meinem Gelde $^1/_3$ und $^1/_4$ ausgebe und 3 Gulden übrig behalte, wie viel habe ich gehabt? $7^1/_5$ Gulden." (A. Soyaux, S. 85.)

„Jüngere und ältere Knaben rechnen auch mit Ziffern, und ich bemerkte, daß die Geübteren nur die letzten Resultate der Kopfrechnung niederschrieben."

„In einer andern Stunde wird das ABC der Anschauung getrieben; einige zeichnen Linien, andere Quadrate, noch andere teilen diese wieder in neue Figuren; die Geübtesten zeichnen auf Papier Hände, Augen, Köpfe ꝛc. Die Methode des ABC ist folgende: die Worte des Lehrers, z. B. „ich ziehe von der Linken zur Rechten eine wagrechte Linie" spre- chen die Schüler ausübend nach. Der Lehrer fährt fort: ich

teile dieſe wagrechte Linie durch einen Punkt in zwei gleiche Teile, und ſo weiter, bis die beabſichtigte Figur vollendet iſt. Dann mißt der Lehrer mit dem Zirkel eines jeden Zeichnung; die richtigſte macht der Triumph des Urhebers aus. Einige haben es zu großer Fertigkeit gebracht. Sie zeichnen Quadrate nach dem genaueſten Verhältniſſe, als hätten ſie ſich des Zirkels bedient. Der eine bildete aus freier Hand eine Landkarte im verjüngten Maßſtabe nach, ſo vollkommen richtig, als ob er die Grundlinie mit dem Inſtrumente entworfen hätte. Sie wiſſen Zirkel zu beſchreiben, die jede Prüfung aushalten."

„Der Unterricht in der Sprache ward auf folgende Art erteilt. Einige lernten an der Tafel mit beweglichen Buchſtaben durch Hinzuſetzen und Abnehmen ſillabieren. Der Lehrer kündigte das Wort an und ſetzte es nach und nach zuſammen. Die Schüler ſprachen in taktmäßigen Lauten Silben und Wörter aus. Ebenſo ward es mit franzöſiſchen Wörtern gemacht. Wer dieſen Kurſus vollendet hatte, bekam das Sillabierbuch und wiederholte die vorgeſprochenen Töne des Lehrers. Andere lernten die Glieder des menſchlichen Körpers bezeichnen; hier war alſo Sach- und Sprachunterricht verbunden. Der Lehrer ſprach hinzeigend: Der Kopf, la tête; beides, Bewegung und Wort, ahmten die Zöglinge nach. So ward ein Glied nach dem andern bezeichnet. Dieſe eine Übung dauert Wochen lang bis zur mechaniſchen Fertigkeit. Die zweite hat die Lage der Glieder zum Zwecke, die dritte — Eigenſchaften und Verrichtungen."

„Den geographiſchen, hiſtoriſchen und Religionsunterricht lernte ich nicht kennen, da der dazu berufene Lehrer verreiſt war."

Das Lob, welches Soyaux den Beſtrebungen Peſtalozzis zollte, wird noch durch ein Gutachten beſtätigt, das der Dekan J. Ith, Präſident des Erziehungsrates, abgab, nachdem er auf Befehl der Regierung das Inſtitut einer genauen Prüfung unterworfen hatte. Dieſer amtliche Bericht war ziemlich

ausführlich und ward auch im Jahre 1803 veröffentlicht. Ith gab der Überzeugung Raum, daß Pestalozzi die unumstößlichen, allgemein gültigen Gesetze des Elementarunterrichts gefunden habe und spricht die Hoffnung aus, daß der Staat die Anstalt übernehmen und zu einer Art Normalschule umwandeln werde.

Die helvetische Regierung pflichtete dem Dekan Ith bei, das Institut zu einer Staatsanstalt zu erheben, setzte auch für Pestalozzi und die älteren Lehrer ein festes Gehalt aus und übernahm die Drucklegung der in Burgdorf entstandenen methodischen Schriften. Damit das Pestalozzische Verfahren schnell in weiteren Kreisen der Schweiz bekannt werde, sollten monatlich zwölf Lehrer die Methode in der Anstalt selber studieren. — Die lobenswerten Beschlüsse der Regierung kamen leider infolge der politischen Wirren nicht zur Ausführung. Die bisherige Regierung trat im Jahre 1803 zurück, und die neue zeigte wenig Interesse für Pestalozzi, entzog ihm sogar das Schloß, auf dessen dauernde Benutzung er keine verbrieften Rechte besaß, um dasselbe einem Oberamtmann zur Wohnung anzuweisen. Als Ersatz bot man ihm das Klostergebäude in Münchenbuchsee an; Pestalozzi mußte sich mit diesem Anerbieten einverstanden erklären, um die Gefahr der Auflösung des Instituts zu beseitigen, und er begab sich deshalb mit Lehrern und Schülern am 22. Juni 1804 nach dem neuen Orte.

Ehe wir Pestalozzi nach Münchenbuchsee folgen, müssen wir noch einiger nicht unwichtiger Ereignisse aus seinem Leben gedenken und einen Blick auf die in Burgdorf entstandenen pädagogischen Schriften werfen.

Pestalozzis Gattin war auf dem Neuhof geblieben, woselbst sich auch die Familie des Jakob Pestalozzi befand. Er hatte seinen kranken Sohn zum letztenmal im Frühjahre 1800 gesehen und konnte, als dieser im folgenden Jahre starb, Burgdorf nicht verlassen. Jakobs Witwe verließ bald nach dem Tode ihres Gatten den Neuhof und siedelte nach Burgdorf über. Ihre Thätigkeit erwähnt Ramsauer in ehrendster Weise: „Es hätte jedoch leicht mein Unmut manchmal das

Übergewicht bekommen, und ich davon laufen mögen, hätte außer Pestalozzi nicht noch ein Genius mich zurückgehalten und manches Leiden vergessen gemacht, und dieser war die jüngere Frau Pestalozzi, Witwe von Pestalozzis einzigem Sohne, die frühe durch Leiden stark und mitfühlend gemacht wurde. Diese war allen im Institute Freundin, Helferin, Beschützerin, uns Tischdeckern aber ein Engel". Im Herbste des Jahres 1803 nahmen auch Frau Pestalozzi, ihr Großsohn Gottlieb und die treue Magd Elisabeth Wohnung im Schlosse zu Burgdorf.

Die politischen Verhältnisse der Schweiz waren nach wie vor unsichere geblieben. Zwar hatte Frankreich im Frieden von Luneville (1801) die Unabhängigkeit der helvetischen Republik anerkannt, aber das französische „Protektorat" hörte damit doch nicht auf. So erhielt die Schweiz im Mai 1801 durch Frankreich wieder eine Art Zentralregierung, gegen die sich sofort die Anhänger des Kantonalsystems auflehnten. Der nun ausbrechende Bürgerkrieg verschaffte den Franzosen abermals die Gelegenheit zur Einmischung in die wichtigsten Verhältnisse des Alpenvolkes. Nachdem der General Ney die Ruhe wieder hergestellt hatte, ward über das künftige Wohl und Wehe der Schweiz in Paris beraten und zwar unter Mitwirkung von Abgeordneten, welche eigens zu diesem Zwecke in den verschiedenen Kantonen gewählt wurden. Unter diesen Abgeordneten befand sich auch Pestalozzi.

Die Grundsätze, welche Pestalozzi unter den Augen Bonapartes zu vertreten entschlossen war, hatte er in einer 1802 veröffentlichten Abhandlung niedergelegt, deren Titel hieß:

> „Ansichten über die Gegenstände, auf welche die Gesetzgebung Helvetiens ihr Augenmerk vorzüglich zu richten hat".

Pestalozzi schlägt in dieser Schrift vier Hauptpunkte vor: Zweckmäßige Volksbildung, gute Polizei- und Gerechtigkeitspflege, gute Militäranstalten, sowie ein zweckmäßiges Finanzsystem und begründete seine Forderungen in eingehendster Weise.

Hatte Pestalozzi im Ernste geglaubt, auf den ersten Konsul überzeugend und bestimmend einzuwirken, so erlebte er eine bittere Enttäuschung: Die am 11. Februar 1803 publizierte neue Verfassung der Schweiz, die sogenannte Mediations-Akte, entstand ohne jegliches Zuthun der heimatlichen Abgeordneten.[54] Pestalozzi war schon vor Beendigung der Beratungen wieder nach Burgdorf zurückgekehrt und erwähnte nur selten seine Teilnahme an jenen Verhandlungen. Kam in späterer Zeit einmal die Rede darauf, so pflegte er gewöhnlich zu sagen: „Bin auch in Paris gewesen, über Nacht, aber gesehen hab' ich's nicht".

Es erübrigt nun noch, der in Burgdorf verfaßten pädagogischen Schriften zu gedenken.

10. Pestalozzis methodische Schriften.

Pestalozzi war während seines Aufenthaltes in Burgdorf unausgesetzt schriftstellerisch thätig gewesen; es drängte ihn, die gesammelten Erfahrungen niederzuschreiben, und so entstand, teilweise unter Mitwirkung seiner Gehilfen, eine Anzahl methodischer Schriften, welche den Ideengang des Meisters auf das trefflichste klar legen. Zu diesen gehören: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt", das „ABC der Anschauung oder Anschauungslehre der Maßverhältnisse", die „Anschauungslehre der Zahlverhältnisse" und das „Buch der Mütter". Die erste und vierte der genannten Schriften sollen in den Kreis unserer Betrachtung gezogen werden.

Der vollständige Titel der ersten Schrift lautet: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt. Ein Versuch, den Müttern Anleitung zu geben, ihre Kinder selbst zu unterrichten; in Briefen".[55] Der Inhalt des Werkes ist in fünfzehn „Briefen" niedergelegt, welche an Pestalozzis Freund Heinrich Geßner, den Sohn des bekannten Idyllendichters Salomon Geßner (1730—1787), gerichtet sind.

Peſtalozzi verſpricht in dem Titel der Schrift, den Müttern eine Anleitung zum Unterrichten ihrer Kinder zu geben, aber das Buch iſt durchaus keine Handreichung für Mütter; nur das kundige Auge des Lehrers wird das Wertvolle der Schrift entdecken können.

Der erſte Brief, der umfangreichſte, giebt zunächſt den Grund zur Abfaſſung des Werkes an. Geßner hat ſich dahin geäußert, es ſei Zeit, ſich über die Ideen des Volksunterrichts öffentlich zu erklären. Das will Peſtalozzi nun unternehmen, ähnlich wie einſt Lavater in einer Reihe von Briefen Zimmermann ſeine Ausſichten in die Ewigkeit mitteilte. Peſtalozzi ſah den Volksunterricht wie einen unermeßlichen Sumpf vor ſeinen Augen und watete mit einer Gewaltſamkeit in ſeinem Kote herum, bis er endlich mit den Quellen ſeines Waſſers, mit den Urſachen ſeiner Verſtopfungen und mit den Standpunkten, von denen ſich die Möglichkeit, ſein naſſes Verderben ableiten zu können, ahnen ließ, bekannt war. Dies geſchah auf Neuhof, in Stanz und Burgdorf. In den beiden folgenden Briefen erwähnt Peſtalozzi ſeiner erſten Gehilfen am Werke, des Krüſi, Tobler und Buß, und im vierten giebt er die Abſicht kund, die Schulübel, die Europas größere Menſchenmaſſe entmannen, nicht bloß zu überkleiſtern, ſondern ſie in ihrer Wurzel zu heilen. Dies ſoll dadurch geſchehen, daß die mechaniſchen Formen des Unterrichts den ewigen Geſetzen der menſchlichen Natur unterworfen werden, nach welchen ſich der menſchliche Geiſt von verwirrten Anſchauungen zu deutlichen Begriffen erhebt. Die hieraus ſich ergebenden allgemeinen didaktiſchen Grundſätze haben, wie der fünfte Brief auseinanderſetzt, ſämtlich eine dreifache Quelle. Die erſte dieſer Quellen iſt die Natur ſelber, vermöge welcher ſich der Geiſt von dunkeln Anſchauungen zu deutlichen Begriffen emporſchwingt, die zweite Quelle iſt die mit dem „Anſchauungsvermögen allgemein verwobene Sinnlichkeit" der menſchlichen Natur, und die dritte liegt in dem Verhältniſſe der äußern Lage des Menſchen zu ſeinem Erkenntnisvermögen. Vom

sechsten Briefe an wendet sich Pestalozzi dem Unterrichte selbst zu, als dessen Hauptmittel er Zahl, Form und Sprache bezeichnet, die dann in umgekehrter Reihenfolge zur Besprechung gelangen. (Brief 7 bis 9.) Der zehnte Brief stellt als das absolute Fundament aller Erkenntnis die Anschauung hin, deren Wesen und Anwendung auf Form, Zahl und Sprache der elfte, und deren schwierige praktische Ausübung der zwölfte Brief eingehend darlegt. Während dann der dreizehnte und vierzehnte Brief von der Erziehung zur Sittlichkeit und Religion handeln, behauptet der letzte Brief, daß einzig durch die dargestellte naturgemäße Methode eine wahrhaft sittlich-religiöse Bildung erreicht werden könne. [56]

Gehen wir nun nach dieser Übersicht etwas genauer auf den Ideengang Pestalozzi ein.

Von dem Augenblicke an, da die Mutter das Kind auf den Schoß nimmt, unterrichtet sie es, indem sie das, was die Natur ihm zerstreut, in großen Entfernungen und verwirrt darlegt, seinen Sinnen näher bringt und ihm die Handlung des Anschauens und folglich die von ihm abhängende Erkenntnis selber leicht angenehm und reizend macht. Kraftlos, ungebildet, der Natur ohne Leitung und ohne Nachhilfe anhangend, weiß die Mutter in ihrer Unschuld selbst nicht, was sie thut; sie will nicht unterrichten, sie will bloß ihr Kind beruhigen, sie will es beschäftigen; aber demungeachtet geht sie den hohen Gang der Natur in seiner reinsten Einfachheit, ohne daß es ihr bekannt ist, was diese durch sie thut, und die Natur thut doch sehr viel durch sie. Sie eröffnet dem Kinde auf diese Weise die Welt; sie bereitet es so zum Gebrauche seiner Sinne und zur früheren Entwickelung seiner Aufmerksamkeit und seines Anschauungsvermögens vor.

Würde jetzt dieser hohe Gang der Natur benutzt, würde daran angekettet, was daran angekettet werden kann, würde es dem Herzen der Mütter durch die helfende Kunst möglich gemacht, das, was sie beim Unmündigen durch einen blinden Naturtrieb genötigt thut, beim Anwachsenden mit weiser Freiheit

fortzusetzen, würde dann auch das Herz und die Lage des Vaters zu diesem Zwecke benutzt, und auch ihm durch die helfende Kunst möglich gemacht, an die Lage und Verhältnisse des Kindes alle die Fertigkeiten anzuketten, die es bedarf, um durch eine gute Besorgung seiner wesentlichen Angelegenheiten durch sein ganzes Leben zur inneren Zufriedenheit mit sich selbst zu gelangen, wie leicht müßte es nicht sein, vieles, sehr vieles beizutragen, unser Geschlecht und jeden einzelnen Menschen im ganzen Umfange seiner Stellung dahin zu erheben, selbst mitten unter den Schwierigkeiten ungünstiger Lagen und unter allem Übel ungünstiger Zeiten sich ein stilles, ruhiges und befriedigendes Leben zu sichern!

Gott, was wäre für die Menschheit gewonnen! Aber wir sind auch hierin nicht einmal soweit, als das Appenzeller Weib, das seinem Kinde schon in den ersten Wochen seines Lebens einen mit vielen Farben bemalten, großen papiernen Vogel über die Wiege hängt, und auf diese Weise bestimmt den Punkt bezeichnet, an welchem die Kunst anfangen sollte, dem Kinde die Gegenstände der Natur zum festen und klaren Bewußtsein zu bringen.

Lieber Freund! Wer es gesehen, wie das zwei- und dreiwöchige Kind mit Händen und Füßen nach diesem Vogel hinlangt, und sich dann denkt, wie leicht es der Kunst möglich wäre, durch eine Reihenfolge solcher sinnlicher Darstellungen ein allgemeines Fundament der sinnlichen Anschauung aller Gegenstände der Natur und der Kunst bei dem Kinde zu legen, das dann allmählich auf vielseitigen Wegen näher bestimmt und immer weiter ausgedehnt werden könnte, wer sich dieses alles denkt und dann nicht fühlt, was wir bei unseren nicht bloß gotisch-mönchischen, sondern noch als gotisch-mönchisch-erlahmten und uns selber zum Ekel gewordenen Erziehungsschlendrian versäumen, wahrlich, bei dem sind Hopfen und Malz verloren.

Mir ist der Appenzeller Vogel wie dem Ägypter der Stier ein Heiligtum, und ich habe alles gethan, meinen

Unterricht bei dem Punkt, von welchem das Appenzeller Weib ausgeht, anzufangen. Ich gehe noch weiter; ich überlasse es weder bei dem ersten Anfangspunkte, noch in der ganzen Reihenfolge der Erkenntnismittel dem Zufall, was Natur, Lage und Mutterliebe dem Kinde von seinem unmündigen Alter an vor die Sinne bringt. Ich habe alles gethan, um es möglich zu machen, mit Vorbeigehung des Zufälligen das Wesentliche aller Anschauungserkenntnisse selber dem Kinde schon in diesem Alter vor seine Sinne zu bringen, und das Bewußtsein ihres Eindrucks ihm unvergeßlich zu machen. [57]

Es ist nun zu untersuchen, wie dies geschehen kann. Der Mechanismus der sinnlichen Menschennatur ist in seinem Wesen den nämlichen Gesetzen unterworfen, durch welche die physische Natur allgemein ihre Kräfte entfaltet. Nach diesen Gesetzen soll aller Unterricht das Wesentlichste seines Erkenntnisfaches unerschütterlich tief in das Wesen des menschlichen Geistes eingraben, dann das weniger Wesentliche nur allmählich, aber mit ununterbrochener Kraft an das Wesentliche anketten und alle Teile, bis an das Äußerste ihres Faches, in einem lebendigen, aber verhältnismäßigen Zusammenhang mit denselben erhalten.

Die Gesetze, denen die menschliche Geistesentwickelung vermöge ihrer Natur selber unterworfen ist, liegen in folgendem begründet:

1. Lerne erstlich deine Anschauungen ordnen und das Einfache vollenden, ehe du zu etwas Verwickeltem fortschreitest. Suche in jeder Kunst eine Stufenfolge der Erkenntnis zu erlangen, in welcher jeder neue Begriff nur ein kleiner, fast unmerklicher Zusatz zu tief eingeprägten und dir selbst unvergeßlich gemachten früheren Erkenntnissen ist.

2. Bringe alle wesentlich zusammengehörigen Dinge in deinem Geist in eben den Zusammenhang, in dem sie sich in der Natur befinden; ordne unwesentliche Dinge in deiner Vorstellung den wesentlichen unter, und vorzüglich den Eindruck, den die Kunstansicht derselben auf dich macht,

demjenigen der Natur und ihrer wirklichen Wahrheit, und gieb keiner Sache in deiner Vorstellung ein größeres Gewicht, als sie verhältnismäßig für dein Geschlecht in der Natur selber hat.

3. Verstärke und verdeutliche die Eindrücke wichtiger Gegenstände dadurch, daß du sie dir durch die Kunst näher bringst und durch verschiedene Sinne auf dich wirken machst. Erkenne zu diesem Endzwecke vor allem das Gesetz des physischen Mechanismus, welches die verhältnismäßige Kraft aller Einwirkungen von der physischen Nähe oder Ferne jedes deine Sinne berührenden Gegenstandes von deinen Sinnen selber abhängig macht. Vergiß es nie, diese physische Nähe oder Ferne bestimmt in jedem Falle unendlich viel in Rücksicht auf das Positive deiner Ansichten und über deine Verhältnisse, deine Pflichten und deine Tugend selber.

4. Achte alle Wirkungen der physischen Natur für unbedingt notwendig und erkenne in dieser Notwendigkeit das Resultat ihrer Kraft, mit der sie die heterogen scheinenden Elemente ihres Stoffes zur Vollendung ihres Zweckes unter sich selbst vereinigt, und laß die Kunst, mit der du durch den Unterricht auf dein Geschlecht wirkest, ebenso die Resultate, die sie bezweckt, zur physischen Notwendigkeit erheben, so daß in allem deinem Thun selbst das noch so heterogen Scheinende Mittel zur Erreichung desselben Hauptzweckes wird.

5. Aber Reichtum und Vielseitigkeit in Reiz und Spielraum verursachen, daß die Resultate der physischen Notwendigkeit das Gepräge der Freiheit und Selbständigkeit allgemein an sich tragen. Laß auch du die Resultate der Kunst und des Unterrichts mitten, indem du sie zur Notwendigkeit zu erheben suchst, durch Reichtum und Vielseitigkeit in Reiz und Spielraum das Gepräge der Freiheit und Selbständigkeit an sich tragen. [58]

Diese einzelnen Sätze haben sämtlich eine dreifache Quelle. Die erste dieser Quellen ist die Natur selber; vermöge welcher

sich unser Geist von dunkelen Anschauungen zu deutlichen Begriffen emporschwingt. Die zweite Quelle ist die mit dem Anschauungsvermögen allgemein verwobene Sinnlichkeit meiner Natur. Diese schwankt in allem ihrem Thun zwischen der Neigung, alles zu kennen und alles zu wissen und derjenigen, alles zu genießen, die den Drang des Wissens und der Erkenntnis stille stellt, einher. Wir gelangen durch den unermeßlichen Reiz, den der Baum der Erkenntnis für unsere sinnliche Natur hat, zu allem unsern Wissen und durch das Trägheitsprinzip, das unserem leichten, oberflächlichen Herumfliegen von Anschauung zu Anschauung ein Ziel setzt, reifet der Mensch vielseitig zur Wahrheit, ehe er sie ausspricht. Die dritte Quelle liegt in dem Verhältnisse meiner äußeren Lage mit meinem Erkenntnisvermögen. Der Mensch ist an sein Nest gebunden, und wenn er es an hundert Fäden hängt und mit hundert Kreisen umschreibt, was thut er mehr als die Spinne, die ihr Nest auch an hundert Fäden hängt und mit hundert Kreisen umschreibt? Und was ist der Unterschied von einer etwas größeren und einer etwas kleineren Spinne? Das Wesen von ihrem Thun ist: sie sitzen alle im Mittelpunkte des Kreises, den sie umschreiben; aber der Mensch wählt den Mittelpunkt, in dem er wallet und webet nicht einmal selbst, und er erkennt als bloßes physisches Wesen alle Wahrheit der Welt nur nach dem Maße, als die Gegenstände der Welt, die ihm zur Anschauung kommen, sich dem Mittelpunkte nähern, in dem er wallet und webet und meistens ohne sein Zuthun wallen und weben muß.[59] Demnach geht von der Anschauung alle menschliche Erkenntnis aus, und die Betonung dieses Grundsatzes ist gerade das Hauptverdienst Pestalozzis: „Wenn ich jetzt zurücksehe und mich frage: Was habe ich eigentlich für das Wesen des menschlichen Unterrichts geleistet? — so finde ich: Ich habe den höchsten, obersten Grundsatz des Unterrichts in der Anerkennung der Anschauung, als dem absoluten Fundamente aller Erkenntnis, festgesetzt und mit Beseitigung aller einzelnen Lehren das Wesen der Lehre selbst

und die Urform aufzufinden gesucht, durch welche die Ausbildung unsers Geschlechts durch die Natur selber bestimmt werden muß." [60]

Anschauung ist nach Pestalozzi nichts Anderes, als das bloße vor den Sinnenstehen der äußeren Gegenstände und die bloße Regemachung des Bewußtseins ihres Eindrucks. Die Natur fängt allen Unterricht mit den Anschauungen an; der Säugling genießt ihn, die Mutter giebt ihn. Aber die Kunst hat nichts gethan, hierin mit der Natur gleichen Schritt zu halten; umsonst stand das schönste Schauspiel, die Mutter, die ihrem Unmündigen die Welt zeigt, vor ihren Augen; sie hat nichts, sie hat für das Volk gar nichts an dieses Schauspiel gekettet.

Allerdings waltet die durch das Auge erzeugte Anschauung vor, aber auch dem Ohre soll sein Recht werden. Das einfache vor die Ohren bringen der Töne, und die bloße Regemachung des Bewußtseins ihres Eindrucks durch das Gehör ist für das Kind so gut Anschauung, als das einfache vor die Augen stellen der Gegenstände und die bloße Regemachung des Bewußtseins durch ihren Eindruck auf den Sinn des Gesichts.

Aber auch die übrigen Sinne sind keineswegs ausgeschlossen, denn Pestalozzi spricht wiederholt von den Eindrücken der fünf Sinne. So sagt er beispielsweise: Ich suchte lange einen allgemeinen psychologischen Ursprung aller dieser Kunstmittel des Unterrichts, indem ich überzeugt war, daß es nur dadurch möglich sei, die Form aufzufinden, worin die Ausbildung der Menschheit durch das Wesen der Natur selbst bestimmt wird. Offenbar war: diese Form ist in der allgemeinen Einrichtung unseres Geistes begründet, vermöge welcher unser Verstand die Eindrücke, welche die Sinnlichkeit von der Natur empfängt, in seiner Vorstellung zur Einheit, d. h. zu einem Begriff, auffaßt und diesen Begriff dann allmählich zur Deutlichkeit entwickelt.

Der unermeßliche Kreis der Anschauungserkenntnisse muß nun psychologisch geordnet und das hohe Gesetz der Natur,

vermöge deſſen ſich dem Kinde das Nähere immer ſtärker als das Fernere einprägt, mit dem wichtigen Unterrichtsgrundſatze vereinigt werden, daß das Weſen der Dinge auf die Kinder einen weit ſtärkeren Eindruck mache, als die wandelbaren Beſchaffenheiten desſelben. Im Unterrichte ſelbſt iſt darauf Achtung zu geben, daß charakteriſtiſche Exemplare in der Nähe und in genügender Menge den Kindern vorgeführt werden.

Nachdem das Ding genügend angeſchaut worden iſt, erfolgt deſſen Benennung, alsdann die Beſtimmung ſeiner Eigenſchaften und ſchließlich die Definition. „Alle Definitionen des Weſens irgend eines Gegenſtandes enthalten indeſſen für das Kind nur inſoweit weſentliche Wahrheiten, als ſich dasſelbe des ſinnlichen Hintergrundes des Weſens dieſer Gegenſtände mit großer, lebendiger Klarheit bewußt iſt. Wo ihm die beſtimmteſte Klarheit in der Anſchauung eines ihm definierten ſinnlichen Gegenſtandes mangelt, da lernt es bloß mit Worten aus der Taſche ſpielen, ſich ſelbſt täuſchen und blindlings an Töne glauben, deren Klang ihm keinen Begriff beibringen oder einen andern Gedanken veranlaſſen wird, als daß es eben einen Laut von ſich gegeben habe. Hinc illæ lacrymæ! Schwämme wachſen beim Regenwetter ſchnell aus jedem Miſthaufen, und auf die gleiche Weiſe erzeugen anſchauungsloſe Definitionen ebenſo ſchnell eine ſchwammichte Weisheit, die aber am Sonnenlicht ſehr ſchnell ſterben und den heiteren Himmel als das Gift ihres Daſeins anerkennen muß.“ [61]

Die ganze Summe aller äußeren Eigenſchaften eines Gegenſtandes vereinigt ſich im Kreiſe ſeines Umriſſes und im Verhältniſſe ſeiner Zahl und wird dann durch die Sprache dem Bewußtſein angeeignet. Die Kunſt muß nun zum unwandelbaren Geſetze ihrer Bildung machen, von dieſem dreifachen Fundamente auszugehen und dahin zu wirken:

1. Die Kinder zu lehren, jeden Gegenſtand, der ihnen zum Bewußtſein gebracht iſt, als Einheit, d. h. von denen geſondert, mit denen er verbunden ſcheint, ins Auge zu faſſen.

2. Sie die Form eines jeden Gegenstandes, d. h. sein Maß und sein Verhältnis, kennen zu lehren.

3. Sie, so früh als möglich, mit dem ganzen Umfange der Worte und Namen aller von ihnen erkannten Gegenstände bekannt zu machen.

Und so wie der Kinderunterricht von diesen drei Elementarpunkten ausgehen soll, so ist hinwieder offenbar, daß die ersten Bemühungen der Kunst dahin gerichtet sein müssen, die Grundkräfte des Zählens, Messens und Redens, deren gute Beschaffenheit der richtigen Erkenntnis aller Anschauungsgegenstände zu Grunde liegen, mit der höchsten psychologischen Kunst zu bilden, zu stärken und kraftvoll zu machen, und folglich die Mittel der Entfaltung und Bildung dieser drei Kräfte zur höchsten Einfachheit, zur höchsten Konsequenz und zur höchsten Übereinstimmung unter sich selbst zu bringen.

Die einzige Schwierigkeit, die sich bei der Anerkennung dieser drei Elementarpunkte noch aufwirft, ist die Frage: warum sind alle Beschaffenheiten der Dinge, welche uns durch die fünf Sinne bekannt werden, nicht ebenso Elementarpunkte unserer Erkenntnis, wie Zahl, Form und Namen? Aber es ergab sich bald: alle möglichen Gegenstände haben unbedingt Zahl, Form und Namen, die übrigen Eigenschaften aber, die durch die fünf Sinne erkannt werden, besitzt kein Gegenstand so mit allen anderen gemein, sondern nur mit dem einen diese, mit dem anderen jene. „Ich fand also zwischen Zahl, Form und Namen aller Dinge und ihrer übrigen Beschaffenheiten einen wesentlichen und bestimmten Unterschied, daß ich keine anderen Beschaffenheiten der Dinge als Elementarpunkte der menschlichen Erkenntnis ansehen konnte; hingegen fand ich ebensobald bestimmt, daß alle übrigen Beschaffenheiten der Dinge, die durch unsere fünf Sinne erkannt werden, sich unmittelbar an diese Elementarpunkte der menschlichen Erkenntnisse anschließen lassen, daß folglich beim Unterrichte der Kinder die Kenntnis aller übrigen Qualitäten der Gegenstände an die Vorkenntnis von Form, Zahl und Namen unmittelbar

angekettet werden müsse. Ich sah jetzt, durch das Bewußtsein von der Einheit, Form und Namen wird meine Erkenntnis von ihm eine bestimmte Erkenntnis. Durch allmähliche Erkenntnis aller seiner übrigen Eigenschaften wird sie in mir eine klare Erkenntnis; durch das Bewußtsein des Zusammenhanges aller seiner Kennzeichen wird sie eine deutliche Erkenntnis." [62]

Bei einer näheren Untersuchung ergab sich, daß unsere ganze Erkenntnis aus drei Elementarkräften entquillt.

1. Aus der Schallkraft, aus der die Sprachfähigkeit entspringt.
2. Aus der unbestimmten, bloß sinnlichen Vorstellungskraft, aus welcher das Bewußtsein aller Formen entspringt.
3. Aus der bestimmten, nicht mehr bloß sinnlichen Vorstellungskraft, aus welcher das Bewußtsein der Einheit und mit ihr die Zählungs- und Rechnungsfähigkeit hergeleitet werden muß.

Das erste Elementarmittel des Unterrichts ist also der Schall. Aus demselben werden folgende spezielle Unterrichtsmittel abgeleitet:

1. Die Tonlehre, oder die Mittel, die Sprachorgane zu bilden.
2. Die Wortlehre, oder die Mittel, einzelne Gegenstände kennen zu lehren.
3. Die Sprachlehre, oder die Mittel, durch welche wir dahin geführt werden müssen, uns über die uns bekannt gewordenen Gegenstände und über alles, was wir an ihnen zu erkennen vermögen, bestimmt ausdrücken zu können.

1. Die Tonlehre.

Die Tonlehre zerfällt in die Lehre von den Sprachtönen und diejenige von den Gesangtönen. Es darf nicht dem Zufalle überlassen bleiben, ob die Sprachtöne dem Kinde früh oder spät, in Menge oder sparsam vor die Ohren gebracht werden. Es ist wichtig, daß sie ihm in ihrem ganzen Umfange

und so früh als möglich zum Bewußtsein kommen. Dieses Bewußtsein sollte bei ihm schon vollendet sein, ehe noch die Fähigkeit der Aussprache in ihm gebildet ist, und hinwieder die Fertigkeit, sie allgemein und leicht nachsprechen zu können, sollte mit ihm vollendet sein, ehe die Buchstabenformen ihm vor Augen gelegt, und die ersten Übungen des Lesens mit ihm angefangen werden. Das Buchstabierbuch muß daher die Töne, aus denen die Sprache besteht, in ihrem ganzen Umfange enthalten und sollte in jeder Haushaltung von dem Buchstabierkinde, das sich hierin übt, selber dem Kinde in der Wiege, in diesem Umfange vor die Ohren gebracht, durch die öftere Wiederholung tief eingeprägt und ihm allgemein unvergeßlich gemacht werden, selbst ehe es noch im stande ist, einen einzelnen auszusprechen. Es stellt sich niemand vor, der es nicht gesehen, in welchem Grade das Vorsprechen dieser einfachen Töne ba ba ba, da da da, ma ma ma, la la la ꝛc. die Aufmerksamkeit unmündiger Kinder rege macht und für sie Reiz hat; ebensowenig, was durch das frühe Bewußtsein dieser Töne für die allgemeine Lernkraft der Kinder gewonnen wird.

„Im Gefolge dieses Grundsatzes von der Wichtigkeit des Bewußtseins von Schall und Ton, ehe das Kind sie nachsprechen kann und in Überzeugung, daß es ebensowenig gleichgültig sei, was für Bilder und Gegenstände dem unmündigen Kinde vor die Augen, als was ihm für Töne vor die Ohren gebracht werden, habe ich ein Buch für Mütter zu stande gebracht, darin ich nicht nur die Anfangspunkte von Zahl und Form, sondern auch die wesentlichsten übrigen Eigenschaften, welche uns die fünf Sinne von diesen Gegenständen an den Tag legen, durch illuminierte Holzschnitte anschaulich mache und durch das also gesicherte und durch vielseitige Anschauung belebte Bewußtsein vieler Namen das künftige Lesen ebenso vorbereite und erleichtere, wie ich durch das dem Buchstabieren vorhergehende Einprägen der Töne diese letzte Arbeit dem Kinde in eben diesem allen vorbereite und erleichtere, indem ich diese Töne durch dieses Buch, ehe das Kind nur eine Silbe

davon aussprechen kann, in seinem Kopfe, ich möchte sagen, einheimisch mache, oder sie in demselben einquartiere." [63]

2. Die Wortlehre. (Namenlehre).

Das Kind muß seinen ersten Unterricht in der Wortlehre durch das Buch der Mütter erhalten. Dieses ist so eingerichtet, daß die wesentlichsten Gegenstände der Welt und vorzüglich diejenigen, die als Geschlecht und Gattung ganze Reihenfolgen von Gegenständen unter sich haben, allgemein darin zur Sprache kommen, und die Mütter in den Stand gesetzt werden, dem Kinde die bestimmtesten Namen derselben bekannt und geläufig zu machen, wodurch dann die Kinder schon vom frühesten Alter an zu der Namenlehre, das ist: zu dem aus der Schallkraft hergeleiteten zweiten Spezialmittel des Unterrichts vorbereitet werden.

Diese Namenlehre besteht in Reihenfolgen von Namen der bedeutendsten Gegenstände aus allen Fächern des Naturreiches, der Geschichte und der Erdbeschreibung, der menschlichen Berufe und Verhältnisse. Diese Wörterreihen werden dem Kinde als bloße Übung im Lesenlehren immediat nach Beendigung seines Buchstabierbuches in die Hand gegeben, und die Erfahrung hat bewiesen, daß es möglich ist, die Kinder diese Namenreihen bloß in der Zeit, welche erfordert wird, die Kraft des Lesens in ihnen zur vollen Reifung zu bringen, bis zum vollkommenen Auswendigkönnen geläufig zu machen. Der Gewinn eines in diesem Zeitpunkte so weit vollendeten Bewußtseins so vielseitiger und umfassender Namenreihen ist für die Erleichterung des späteren Unterrichts für die Kinder unermeßlich und ist eigentlich als das bloße chaotische Zusammentragen von Materialien, die für ein Haus, das man später bauen will, notwendig sind, anzusehen. [64]

3. Die Sprachlehre.

Um dahin zu gelangen, uns über die bekannt gewordenen Gegenstände bestimmt auszudrücken, müssen wir uns fragen:

Was ist das letzte Ziel der Sprache? Welches sind die Mittel, durch welche uns die Natur selber in der allmählichen Entwickelung der Sprachkunst zu diesem Ziele führt? Das letzte Ziel der Sprache ist offenbar, unser Geschlecht von dunkelen Anschauungen zu deutlichen Begriffen zu führen. Die Mittel, wodurch sie uns allmählich zu diesem Ziele führt, haben unstreitig diese Stufenfolgen:

a) Wir erkennen einen Gegenstand im allgemeinen und benennen ihn als Einheit, als Gegenstand.

b) Wir werden uns allmählich seiner Merkmale bewußt und lernen diese kennen.

c) Wir erhalten durch die Sprache die Kraft, diese Beschaffenheiten der Gegenstände durch Zeit- und Nebenwörter näher zu bestimmen und den Wechselzustand derselben durch die Veränderungen der Beschaffenheiten der Wörter selbst und ihre Zusammensetzungen uns selber klar zu machen.

„Meine Unterrichtsweise zeichnet sich vorzüglich hierin aus, daß sie von der Sprache, als Mittel, das Kind von dunkelen Anschauungen zu deutlichen Begriffen zu erheben, einen größeren Gebrauch macht, als bisher geschehen ist, sowie sie sich ebenfalls in Rücksicht auf den Grundsatz auszeichnet, alle, wirkliche Sprachkenntnis voraussetzende Wörterzusammensetzungen vom ersten Elementarunterrichte auszuschließen. Wer eingesteht, die Natur führe nur durch die Klarheit des Einzelnen zur Deutlichkeit des Ganzen, der gesteht ebenfalls ein: die Worte müssen dem Kinde einzeln klar sein, ehe sie ihm im Zusammenhange deutlich gemacht werden können und wer dieses eingesteht, wirft mit einem Schlage alle bisherigen Elementarunterrichtsbücher als solche weg, weil sie alle Sprachkenntnis beim Kinde voraussetzen, ehe sie ihm selbige gegeben haben.“ [63]

Das zweite Elementarmittel, von welchem alle menschliche Erkenntnis, folglich das Wesen aller Unterrichtsmittel, ausgeht und ausgehen muß, ist:

die Form.

Der Lehre von der „Form" geht das Bewußtsein der Anschauung geformter Dinge voraus, deren zum Unterrichte eingelenkte Kunstdarstellung teils aus der Natur des Anschauungsvermögens, teils aus dem bestimmten Zwecke des Unterrichts selber hergeleitet werden mußte. Aus dem Bewußtsein der Anschauung geformter Dinge entspringt die Meßkunst. Diese aber ruht auf einer Anschauungskunst, welche wesentlich von dem einfachen Erkenntnisvermögen, ebenso wie von der einfachen Anschauungsweise der Dinge gesondert werden muß. Aus dieser künstlichen Anschauung entwickeln sich dann alle Teile der Ausmessungen und ihrer Folgen. Aber eben dieses Vermögen der Anschauungskunst führt uns durch die Vergleichungen der Gegenstände auch außer den Regeln der Ausmessungskunst zur freieren Nachahmung dieser Verhältnisse, zur Zeichenkunst, und endlich benutzen wir die Kräfte der Zeichenkunst noch in der Schreibkunst.

Die Meßkunst.

Sie setzt ein ABC der Anschauung voraus, d. h. sie setzt eine Kunst voraus, die Regeln der Ausmessungen durch die genaue Abteilung aller Ungleichheiten, die in der Anschauung zum Vorscheine kommen, zu vereinfachen und zu bestimmen. „Dies ABC der Anschauung ist eine gleichförmige Abteilung des gleichseitigen Vierecks zu bestimmten Ausmessungsformen und erfordert wesentlich eine genaue Kenntnis des Ursprungs derselben, der geraden Linie, in ihrer liegenden und stehenden Richtung. Die Abteilungen des Vierecks durch diese letzten erzeugen dann sichere Bestimmungs- und Ausmessungsformen aller Winkel, sowie des Runds und aller Bögen, dessen Ganzes ich das ABC der Anschauung heiße."

Dies wird dem Kinde auf folgende Weise zu eigen gemacht. „Man legt ihm die Beschaffenheit der geraden Linie, insofern sie unverbunden und für sich selbst besteht, in ihren vielseitigen Lagen und nach verschiedenen willkürlichen Richtungen

vor Augen und bringt ihm ihre vielseitigen Ansichten ohne Rücksicht auf ihre weiteren Anwendungszwecke zum klaren Bewußtsein; dann fängt man an, die geraden Linien als horizontal, perpendikulär und schräg, die schrägen zuerst als steigend und fallend, dann als rechts und links steigend und rechts und links fallend zu benennen. Dann giebt man ihnen zu den verschiedenen Ansichten der Parallelen die Namen derselben, als Horizontal-, Perpendikulär- und schräge Parallel-, linien; dann bestimmt man ihnen die Namen der Hauptwinkel die aus der Vereinigung dieser ihnen bewußten Linieu entstanden, dadurch, daß man sie als rechte, spitze und stumpfe Winkel benennt. Ebenso macht man sie die Urform aller Ausmessungsformen, das gleichseitige Viereck, das durch Vereinigung zweier Winkel entstanden, und seine bestimmten Abteilungen in Halbe, Viertel und Sechstel ꝛc., dann das Rund und seine Abweichungen in ihre sich länglich verengende, verschiedene Formen und ihrer Teile kennen und benennen.

Alle diese Bestimmungen werden dem Kinde bloß als Folgen seines Augenmaßes beigebracht, und die Benennung der Ausmessungsformen sind in diesem Kurs bloß gleichseitiges Viereck, Horizontalviereck und Perpendikulärviereck (Rechteck), die gebogene Linie, als: rund, halbrund, viertelrund, erstes Oval, halbes Oval, viertel Oval, zweites Oval ꝛc. müssen sie zum Gebrauch dieser Formen als Ausmessungsmittel geführt werden und die Natur der Verhältnisse kennen lernen, aus welcher sie erzeugt werden. Die Mittel, zu diesem Zwecke zu gelangen, sind folgende:

1) Die Bemühung, das Kind die Verhältnisse dieser Ausmessungsformen kennen und benennen zu machen.
2) Es dahin zu bringen, sie selbständig anwenden und benutzen zu können.
3) Das Nachzeichnen dieser Form selber.

Die Zeichnungskunst.

Sie ist die Fertigkeit, sich den Umriß und die innerhalb desselben enthaltenen Merkmale eines jeden Gegenstandes,

durch die Anschauung des Gegenstandes selber, ähnliche Linien vorstellen und sie getreu nachahmen zu können. Diese Kunst wird durch die neue Methode ohne alles Maß erleichtert, indem sie jetzt in allen ihren Teilen bloß als eine leichte Anwendung der Formen erscheint, die dem Kinde nicht nur zur Anschauung gebracht, sondern durch die Übung in ihm zu wirklichen Ausmessungsfertigkeiten entwickelt worden sind. Dieses geschieht also: Sobald das Kind die Horizontallinie, mit welcher das ABC der Anschauung anfängt, richtig und fertig zeichnet, so sucht man ihm aus dem ganzen Chaos aller Anschauungen Figuren auf, deren Umriß nichts anderes ist, als die Anwendung der ihm geläufigen Horizontallinie, oder wenigstens nur eine unmerkliche Abweichung von derselben fordert. So schreitet man zur Perpendikulärlinie, dann zum geradlinigen Winkel ꝛc., und so wie das Kind im leichten Anwenden dieser Formen stärker wird, so weicht man allmählich in den Anwendungsfiguren derselben von ihm ab.

Die Schreibkunst.

Die Natur selber ordnet diese Kunst dem Zeichnen und allen Mitteln unter, durch welche dieses letztere bei den Kindern entwickelt und zur Vollendung gebracht werden muß, also wesentlich und vorzüglich der Meßkunst. Die Schreibkunst darf weniger als das Zeichnen selbst ohne vorher entwickelte Übung in ausgemessenen Linien angefangen und betrieben werden und zwar nicht bloß darum, weil sie eine eigentliche Art Linearzeichnung ist und keine willkürlichen Abweichungen von der bestimmten Richtung ihrer Formen duldet, sondern wesentlich auch darum, weil sie, wenn sie vor dem Zeichnen beim Kinde zur Fertigkeit gebracht wird, demselben die Hand zu diesem letzten notwendig verderben muß, indem sie dieselbe in einzelnen Formen verhärtet, ehe ihre allgemeine Biegsamkeit für alle Formen, die das Zeichnen wesentlich voraussetzt, genugsam und gesichert gebildet ist. Noch mehr muß das Zeichnen dem Schreibenlernen vorangehen, weil dadurch die richtige

Formierung der Buchstaben dem Kinde ohne Maß erleichtert und ihm der große Zeitverlust erspart wird, sich Jahre lang angewöhnte, krumme und unrichtige Formen wieder abzugewöhnen, und es hingegen dadurch den in seiner ganzen Bildung wesentlichen Vorteil genießt, auch bei den ersten Anfängen dieser Kunst sich der Kraft ihrer Vollendung bewußt zu werden, und dadurch schon im ersten Zeitpunkte des Schreibenlernens in sich selbst den Willen zu erzeugen, nichts Unbestimmtes, Unrichtiges und Unvollendetes an die ersten, zu einem gewissen Grade von Richtigkeit, Bestimmtheit und Vollendung gebrachten Schritte dieser Kunst anzuhängen.“

Das dritte Elementarmittel unserer Erkenntnis ist:

Die Zahl.

Schall und Form führen den Keim des Irrtums und der Täuschung sehr oft und auf verschiedene Weise in sich selbst. Die Zahl niemals; sie allein führt zu untrüglichen Resultaten, und wenn die Meßkunst den nämlichen Anspruch macht, so kann sie denselben nur durch die Handbietung der Rechenkunst und durch ihre Vereinigung mit ihr behaupten, d. h. sie ist darum untrüglich, weil sie rechnet.

Die Rechenkunst entspringt aus der einfachen Zusammensetzung und Trennung mehrerer Einheiten. Der Anfang im Rechenunterrichte wird mit dem Buche der Mütter gemacht. Die ersten Tabellen dieses Buches enthalten eine Reihe von Gegenständen, die dem Kinde den Begriff von eins, zwei, drei ꝛc. bis auf zehn in bestimmten Anschauungen vor Augen legen. Alsdann suchen die Kinder auf diesen Tafeln die Gegenstände, die als Einheit bezeichnet sind, auf, darauf die gedoppelten, die dreifachen ꝛc. Schließlich versuchen sie, an ihren Fingern, oder mit Erbsen, Steinchen und andern Gegenständen, die bei der Hand sind, eben diese Verhältnisse wieder zu finden; dadurch erneuert sich bei ihnen das Bewußtsein derselben täglich. Auf diese Weise wird die Urform alles Rechnens den Kindern tief eingeprägt, und so werden ihnen

die Verkürzungsmittel desselben, die Zahlen, mit vollem Bewußtsein ihrer inneren Wahrheit geläufig, ehe sie im Gebrauche derselben, ohne den Hintergrund der Anschauung vor Augen zu haben, fortschreiten. Durch diesen gesicherten Vorgrund der Anschauung wird das Rechnen den Kindern sehr leicht gemacht; die Erfahrung zeigt, daß die Anfänge ihnen nun deshalb schwer vorkommen, weil diese psychologisch notwendige Maßregel des Rechnens nicht in der ganzen Ausdehnung benutzt worden ist.

Ein Blick auf den gegenwärtigen Stand des Unterrichtswesens — bemerkt Pestalozzi — zeigt auf das deutlichste, daß man die Anschauung ganz und gar nicht als den obersten Grundsatz des Unterrichts anerkannt hat, daß man vielmehr das Wesen aller Lehre dem Wirrwarr isolierter, einzelner Lehren aufopfert und mit Auftischung aller Arten von Brockenwahrheiten den Geist der Wahrheit selber tötet und die Kraft der Selbständigkeit, die auf ihr ruht, im Menschengeschlecht tötet. [67]

Wir müssen es uns versagen, weiter auf den Ideengang des Werkes Gewicht zu legen; zumal derselbe bei der Darlegung der „Bedeutung Pestalozzis" nochmals Berücksichtigung finden wird.

Im Jahr 1803 erschien das mehrfach erwähnte „Buch der Mütter, oder Anleitung für Mütter, ihre Kinder bemerken und reden zu lehren". Dieses Werkchen hat unter allen Schriften Pestalozzis — und nicht mit Unrecht — die meisten Angriffe erfahren. Es ist nur teilweise von Pestalozzi selbst verfaßt; die am schärfsten bekämpften Partien stammen von Krüsi her.

Pestalozzi sagt über den Zweck des Buches folgendes: „Das, was mangelt, ist eine Anleitung für Mütter, welche sie in den Stand setzt, von dem Punkte an, bis auf welchen Not, Bedürfnis und Umstände sie für diesen Zweck, ihre Kinder reden zu lehren, allgemein ausgebildet haben, lückenlos vorzuschreiten; es fehlt ihnen eine Anleitung, diesen Punkt, als den Anfangspunkt, ihre Kinder reden zu lehren, in seiner ganzen Ausdehnung anzuerkennen und in seiner Ausdehnung

zu benutzen. Mütter! Das Buch, das ich euch in die Hand gebe, hat keinen geringeren Zweck, als euch in den stand zu setzen, dem ersten Bedürfnisse einer vernünftigen Erziehung, wozu ihr bisher keine mit der menschlichen Natur und mit einem besseren Zustande übereinstimmende Handbietung hattet, Genüge zu leisten." [68]

Das Material für den Anschauungs- und Sprachunterricht bietet der Körper des Kindes selber dar, denn „alles Wissen des Menschen muß von ihm selbst ausgehen". Der Stoff ist auf zehn Übungen verteilt, von denen die erste der Hauptsache nach zur Charakteristik des Werkes angeführt werden möge: „Mein Körper hat zwei obere Gliedmaßen und zwei untere. Meine zwei oberen Gliedmaßen haben zwei Schultern, zwei Achseln, zwei Achselgelenke, zwei Oberarme, zwei Ellenbogen, zwei Ellenbogengelenke, zwei Vorderarme, zwei Handgelenke, zwei Hände. Jedes von meinen oberen Gliedmaßen hat eine Schulter, eine Achsel, ein Achselgelenk, einen Oberarm, einen Ellenbogen, ein Ellenbogengelenk, einen Vorderarm, ein Handgelenk, eine Hand. Meine zwei Hände haben zwei Handwurzeln, zwei Mittelhände, zwei Daumen, zwei Zeigefinger, zwei Mittelfinger, zwei Ringfinger und zwei kleine Finger. Eine jede von meinen zwei Händen hat eine Handwurzel, eine Mittelhand, einen Daumen, einen Zeigefinger, einen Mittelfinger, einen Ringfinger und einen kleinen Finger. Meine zwei Mittelhände haben zwei Handballen; eine jede von meinen zwei Mittelhänden hat einen Handballen. Meine zwei großen Zehen haben vier Gelenke, zwei vordere und zwei hintere ꝛc.

Es ist nun nicht Pestalozzis Meinung, die zehn Übungen des Buches der Mütter in einer ununterbrochenen Reihenfolge zu absolvieren; der Abwechslung wegen sollen auch andere Gegenstände dem Kinde vorgeführt werden. „Es ist gar nicht der Fall, daß die Mutter beim Unterrichte zum Bemerken und Reden sich einseitig und unausgesetzt mit dem Kinde am menschlichen Körper so lange aufhalten müsse, bis sie alle

dieſe Übungen mit ihm durchlaufen und vollendet hat; im Gegenteil muß ſie am Faden dieſer Wegweiſung lernen, den ganzen Kreis der Gegenſtände, der die Sinne des Kindes nahe berührt, nach eben dieſen Geſichtspunkten ins Auge faſſen, um allemal nach der Vollendung einer Übung mit dem menſchlichen Körper andere ſolche Gegenſtände einzuſchieben, und mit dem Kinde zu behandeln. Du mußt, Mutter, am Faden der Methode, oder am Faden eines Buches lernen, aus dem Meere der Sinneneindrücke, in dem dein unbehülfliches Kind ſchwimmt, wenige, aber für die Bildung desſelben weſentliche Gegenſtände ausheben. Aber du mußt bei den Übungen des Bemerkens und Redens über jeden nach dem ganzen Umfange dieſes Buches unermüdet und ſtandhaft verweilen, bis dein Kind den Gegenſtand und ſeine Teile nach dem Geſichtspunkte einer jeden Übung vollkommen und richtig ins Auge faßt und ſich über denſelben nicht nur mit genauer Beſtimmtheit, ſondern mit unbedingter Geläufigkeit ausdrücken gelernt hat."

„Lehre das Kind am Faden dieſes Buches an jedem Gegenſtande, den du ihm im Hauſe, im Felde und im Garten zeigeſt, ſeinen Namen, ſeine Eigenſchaften, ſeine Form, ſein Thun ꝛc. beſtimmt benennen und fahre dann fort, es auch auf die Nähe und Ferne, die Anzahl und Größe der Gegenſtände aufmerkſam zu machen und ihm auch für dieſe Verhältniſſe und Beziehungen Raum zu geben, und benutze zu dieſem Endzwecke die Anſchauungslehre der Zahl- und Maßverhältniſſe, deren Ausübungen dir ſo leicht ſind, als das Zählen deiner fünf Finger. Durch dieſe vereinigten Maßregeln wird es dir nicht fehlen, du wirſt das Kind mit Sicherheit dahin erheben, ſich über alle Arten ſinnlicher Gegenſtände mit der größten Beſtimmtheit ausſprechen zu können." [69]

Hiermit wollen wir das „Buch der Mütter" einſtweilen verlaſſen und Peſtalozzi an ſeinem neuen Wohnorte aufſuchen.

11. Pestalozzi in Münchenbuchsee.

Die Anstalt in Münchenbuchsee zählte ungefähr 70 Schüler mit 9 Lehrern; es waren außer Pestalozzi: Krüsi, Tobler, Schmid, Niederer, v. Muralt, Ladomus, Shuri und Steinert. Die Lehrer hatten nun den eigentümlichen Plan gefaßt und auch zur Ausführung gebracht, die Leitung aus Pestalozzis Händen zu nehmen und Emanuel v. Fellenberg anzuvertrauen, welcher auf seinem Landgute Hofwyl — unmittelbar bei Münchenbuchsee gelegen — eine Art Ackerbauschule eingerichtet hatte, aus der im Jahre 1808 eine Erziehungsanstalt hervorging. Die Lehrer waren auf diesen Gedanken durch die nicht zu leugnende „Regierungsunfähigkeit" Pestalozzis gekommen; sie wußten, daß v. Fellenbergs Unternehmungen sich durch musterhafte Ordnung und große Konsequenz auszeichneten.

Pestalozzi hatte mit schwerem Herzen auf die Direktion verzichtet; er verbarg jedoch die ihm zugefügte Kränkung so gut es ging. An ein längeres gemeinsames Wirken dieser beiden Männer war indessen nicht zu denken. Denn v. Fellenberg war ein geborener Herrscher, welcher Gleiche nicht neben sich duldete. „Er war nicht nur ein Herrscher vermöge seines Temperaments, sondern auch vermöge seines Geistes und insbesondere vermöge seines bedeutenden Organisationstalentes und seiner rastlosen, geordneten Thätigkeit". Pestalozzi aber war v. Fellenberg in bezug auf pädagogische Befähigung bedeutend überlegen. Letzterer besaß weder die Fähigkeit, sich in die Anschauungen und Vorstellungen anderer zu versenken, noch ausreichende Kenntnisse in den eigentlichen Schulwissenschaften, da ihm diese Dinge zu armselig erschienen. Mit einem Worte, es war wenig geistige Verwandtschaft zwischen beiden vorhanden, und da Pestalozzi sich nicht unterordnen wollte, so mußte ein Bruch in kurzer Zeit erfolgen.

In den wenigen Wochen, welche Pestalozzi in Münchenbuchsee verweilte, lernte er Karl Christian Wilhelm v. Türk kennen, „einen adeligen Pädagogen im besten Sinne des

Wortes". v. Türk schildert sein erstes Zusammentreffen mit Pestalozzi folgendermaßen: „Kurz vor Hindelbank sahen wir einen Wagen kommen; wenn das Pestalozzi wäre! sagte ich zu meinem Begleiter. Er ist's, erwiderte er. Der Wagen war bei uns, er hielt an, Pestalozzi sprang heraus, er umarmte mich — es war, als hätten wir uns schon Jahre lang gekannt. Ich mußte mit ihm in den Wagen steigen, sowie mein Reisegefährte, um nach Burgdorf zurückzukehren. Er war heiter und sehr vergnügt darüber, daß er mit den Seinen nach Buchsee wandern konnte, ohne jemandem etwas schuldig zu bleiben. „Freund, es geht, es geht!" sagte er zu mir mit einem Ausdrucke — nun, man muß dieses lebhafte Auge, diese Züge einer unerschütterlichen Gutmütigkeit, welche allen Stürmen des Schicksals widerstand, gesehen haben, um diesen Ausdruck sich vorstellen zu können. Noch sah ich in keinem menschlichen Gesichte etwas Ähnliches. Die Fülle des Gefühls, dieser Reichtum der Gedanken, für welche oft die Sprache nicht hinzureichen scheint, kleidete Pestalozzi, durch das Bedürfnis der Mitteilung, durch den Wunsch, alle Menschen für die gute Sache, für die er lebte, duldete und litt, welcher er noch den Abend seines Lebens ausschließend widmet, zu gewinnen, unaufhaltsam hingerissen, in eine Sprache ein, deren Accente mir beinahe durchaus unverständlich waren; allein jeder einzelne Zug seines Gesichts verdolmetschet das, was er sagte, und so verstand ich doch mehr, als ich erwartet hatte, und was ich nicht verstand, wiederholte er mir deutlicher." [70]

Pestalozzi verließ noch in demselben Jahre (1804) mit etlichen Zöglingen und Lehrern, darunter Krüsi, Niederer und Buß, das unwirtliche Münchenbuchsee und begab sich nach dem am Südende des Neuenburger-Sees so lieblich gelegenen Yverdon, um daselbst eine neue Anstalt, das spätere Lehrerseminar für ganz Europa, zu begründen. [71] Während des Umzuges gingen die meisten Zöglinge zu ihren Eltern, die jüngsten und diejenigen, deren Heimat sehr entlegen war, machten mit den Lehrern kleine Reisen; Ramsauer beispielsweise,

wanderte nebst zwölf Altersgenossen unter der Führung eines Unterlehrers nach Neuhof.

So sehr auch den Lehrern die straffere Geschäftsführung v. Fellenbergs erwünscht sein konnte, die Zöglinge fühlten sich unter Pestalozzis Leitung unendlich wohler; das bezeugt Ramsauer ausdrücklich: „In Münchenbuchsee fühlte ich mich zum ersten Male in meinem Leben unglücklich; ich blieb Tischdecker und Unterlehrer, hatte aber keinen Menschen, der meinem Herzen wohl that. Es fehlte überhaupt der Anstalt die allgemeine belebende Liebe und Wärme, die uns alle in Burgdorf so glücklich machte. Bei Pestalozzi herrschte das Gemüt, bei Fellenberg der Verstand vor. Zu meiner größten Freude berief mich Pestalozzi schon im Februar 1805 zu sich nach Yverdon, wo ich wieder ein Vaterherz und die lieben Lehrer Krüsi und Buß fand". Kaum war der Frühling ins Land gekommen, so hatte Pestalozzi auch die besten der zurückgebliebenen Lehrer und Schüler wieder um sich vereinigt; mit neuem Mute und dem Eifer eines Jünglings begann der fast Sechzigjährige nochmals sein Werk, um es jetzt der höchsten Vollendung entgegenzuführen.

12. Pestalozzi in Yverdon.

Der Reisende, welcher auf dem Dampfrosse über Basel und Biel dem Genfer-See zueilt, bemerkt am Südende des Neuenburger-Sees ein unbedeutendes Städtchen, das von einem vieltürmigen, altersgrauen Schlosse überragt wird: Iverdon. Heute erinnert nur noch das Schloß, sowie die letzte Ruhestatt der Gattin Pestalozzis an die einstige Wirksamkeit des Meisters in Yverdon. Sogar die Sprachverhältnisse haben sich geändert; während früher die französische und deutsche Nationalität in fast gleicher Stärke vorhanden war, hat das vom Süden vordringende französische Element die deutsche Sprache völlig verdrängt — aus Iferten ist Yverdon geworden!

Die Pestalozzische Erziehungsanstalt in Yverdon erlebte ihre höchste Blüte gerade zu einer Zeit, da fast ganz Europa unter dem Joche Napoleons seufzte. Es ist eine in der Weltgeschichte einzig dastehende Thatsache, daß zu Anfang des 19. Jahrhunderts, unter dem entsetzlichen Drucke, den die französische Fremdherrschaft ausübte, in den germanischen Ländern eine neue Generation wie ein Phönix kraftvoll der Asche entstieg. Wie ganz anders war es in diesen Decennien, als zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, da eine todbringende Erstarrung mehr und mehr Platz griff und die Keime der Kultur nahezu vernichtete.

Während im siebzehnten Jahrhundert die Bestrebungen eines Amos Comenius nur in ganz bescheidenem Maße verwirklicht werden konnten, ja schließlich völlig der Vergessenheit anheimfielen, wurde Pestalozzi das Interesse des gesamten civilisierten Europas entgegengebracht. Dies gilt in erster Linie von Deutschland. Als unser Vaterland nach dem schmachvollen Frieden zu Tilsit (9. Juli 1807) sich fast ganz in den Händen des französischen Eroberers befand, gab man sich in den maßgebenden Kreisen Preußens keineswegs einer ohnmächtigen Verzweiflung hin; es wurde vielmehr nichts unversucht gelassen, um durch gründliche Neubildung eine Kräftigung des gesamten Volkes zu erzielen. Zu den Faktoren, welche einen nationalen Aufschwung hervorbringen sollten, rechnete man in erster Linie eine verbesserte Volksschulerziehung. Jedes Kind sollte einen Schatz nützlicher Kenntnisse erhalten, jedes Kind zur Religiosität, Tugend und Vaterlandsliebe erzogen werden.

Unter denen, welche in dieser Zeit sich eins wußten in ihren Bestrebungen, verdient in erster Linie die Gemahlin des Königs Friedrich Wilhelm III., die unvergeßliche Königin Luise, genannt zu werden. Sie war die Tochter des Herzogs Karl von Mecklenburg-Strelitz, in dessen Dienste der schon genannte v. Türk gestanden hatte. Ein Blatt aus dem Tagebuche der Königin offenbart, wohin sie ihr Rettung suchendes

Auge wandte: „Ich lese jetzt „Lienhard und Gertrud“ von Pestalozzi. Es ist mir wohl mitten in diesem Schweizerdorfe. Wäre ich mein eigener Herr, so setzte ich mich in meinen Wagen und rollte zu Pestalozzi in die Schweiz, um dem edlen Manne mit Thränen in den Augen und mit einem Händedrucke zu danken. Wie gut meint er es mit der Menschheit! Ja, in der Menschheit Namen danke ich ihm!“

Die Königin hatte ihren hohen Gemahl für die Vollendung der gesteckten Ziele gewonnen; freimütig erklärte derselbe im Jahre 1808: „Zwar haben wir an Flächenraum verloren, zwar ist der Staat an äußerer Macht und äußerem Glanze gesunken, aber wir wollen unverdrossen sorgen, daß wir an innerer Macht und an innerem Glanze gewinnen. Und deshalb ist es mein ernstlicher Wille, daß dem Volksunterrichte die größte Aufmerksamkeit gewidmet werde.“

Geradezu epochemachend erwiesen sich Fichtes „Reden an die deutsche Nation“, welche er im Winter 1807—1808 in Berlin hielt, und in denen auf Pestalozzis Ideen mit begeisterten Worten hingewiesen wurde. „Sollte eine so gesunkene Nation dennoch sich retten können, so müßte dies durch ein ganz neues, bisher noch niemals gebrauchtes Mittel, vermittelst der Erschaffung einer ganz neuen Ordnung der Dinge geschehen“. „Das Rettungsmittel besteht in der Bildung zu einem durchaus neuen und bisher vielleicht als Ausnahme bei einzelnen, niemals aber als allgemeines und nationales Selbst, dagewesenen Selbst, und in der Erziehung der Nation, deren bisheriges Leben erloschen und Zugabe eines fremden Lebens geworden, zu einem ganz neuen Leben, das entweder ihr ausschließendes Besitztum bleibt, oder, falls es auch von ihr aus an andere kommen sollte, ganz und unverringert bleibt bei unendlicher Teilung; mit einem Worte, eine gänzliche Veränderung des bisherigen Erziehungswesens ist es, was ich, als das einzige Mittel, die deutsche Nation im Dasein zu erhalten, in Vorschlag bringe“. „Indem nun, unserem eigenen wohlbedachten Sinne nach, der Gedanke einer solchen

neuen Erziehung keineswegs als ein bloßes zur Übung des Scharfsinnes oder der Streitfertigkeit aufgestelltes Bild zu betrachten ist, sondern derselbe vielmehr zur Stunde ausgeübt und ins Leben eingeführt werden soll, so kommt uns zuvörderst zu, anzugeben, an welches in der wirklichen Welt schon vorliegende Glied diese Ausführung sich anknüpfen solle. Wir geben auf diese Frage zur Antwort: an den von Johann Heinrich Pestalozzi erfundenen, vorgeschlagenen und unter dessen Augen schon in glücklicher Ausübung befindlichen Unterrichtsgang soll sie sich anschließen. Wir wollen diese unsere Entscheidung tiefer begründen und näher bestimmen."

„Zuvörderst, wir haben die eigenen Schriften dieses Mannes gelesen und durchdacht, und aus diesen unsern Begriff seiner Unterrichts- und Erziehungskunst uns gebildet; gar keine Kunde aber haben wir genommen von dem, was die gelehrten Neuigkeitsblätter darüber berichten und gemeint und über die Meinungen wieder gemeint haben. Wir merken dies darum an, um jedem, der über diesen Gegenstand gleichfalls einen Begriff zu haben begehrt, denselben Weg und die durchgängige Vermeidung des Entgegengesetzten zu empfehlen. Ebensowenig haben wir bis jetzt etwas von der wirklichen Ausübung sehen wollen, keineswegs aus Nichtachtung, sondern weil wir uns erst einen festen und sichern Begriff von der wahren Absicht des Erfinders, hinter welcher die Ausübung oft zurückbleiben kann, verschaffen wollten, aus diesem Begriffe aber der Begriff von der Ausübung und von dem notwendigen Erfolge ohne alles Probieren sich von selbst ergiebt und man, nur mit diesem ausgestattet, die Ausübung wahrhaftig verstehen und richtig beurteilen kann. Sollte, wie einige glauben, auch dieser Unterrichtsgang schon hie und da in ein blindes empirisches Zutappen und in leere Spielerei und Scheinauslegerei ausgeartet sein, so ist meines Erachtens der Grundbegriff des Erfinders wenigstens daran ganz unschuldig."

„Für diesen Grundbegriff nun bürgt mir zuerst die Eigentümlichkeit des Mannes selber, wie er diese in seinen Schriften

mit der treuesten und gemütvollsten Offenheit darlegt. An ihm hätte ich ebensogut, wie an Luther, oder falls es noch andere diesen Gleichende gegeben hat, an irgend einem andern, die Grundzüge des deutschen Gemüts darlegen, und den erfreuenden Beweis führen können, daß dieses Gemüt in seiner ganzen wunderwirkenden Kraft in dem Umkreise der deutschen Zunge noch bis auf diesen Tag walte. Auch er hat ein mühevolles Leben hindurch im Kampfe mit allen möglichen Hindernissen von innen mit eigener hartnäckiger Unklarheit und Unbeholfenheit, und selbst höchst spärlich ausgestattet mit den gewöhnlichsten Hilfsmitteln der gelehrten Erziehung, äußerlich mit anhaltender Verkennung, gerungen nach einem bloß geahnten, ihm selbst durchaus unbewußten Ziele, aufrecht gehalten und getrieben durch einen unversiegbaren und allmächtigen und deutschen Trieb, die Liebe zu dem armen verwahrlosten Volke. Diese allmächtige Liebe hatte ihn, ebenso wie Luther, nur in einer anderen und seiner Zeit angemessenen Beziehung, zu ihrem Werkzeuge gemacht und war das Leben geworden in seinem Leben; sie war der ihm selbst unbekannte feste und unwandelbare Leitfaden dieses seines Lebens, der es hindurchführte durch alle ihn umgebende Nacht, und der den Abend desselben — denn es war unmöglich, daß eine solche Liebe unbelohnt von der Erde abtrete — krönte mit seiner wahrhaft geistigen Erfindung, die weit mehr leistete, denn er je mit seinen kühnsten Wünschen begehrt hatte. Er wollte bloß dem Volke helfen; aber seine Erfindung in ihrer ganzen Ausdehnung genommen, hebt das Volk, hebt allen Unterschied zwischen diesem und einem gebildeten Stande auf, giebt statt der gesuchten Volkserziehung, Nationalerziehung und hätte wohl das Vermögen, den Völkern und dem ganzen Menschengeschlechte aus der Tiefe seines dermaligen Elendes emporzuhelfen." [72]

Wie sehr man höheren Ortes geneigt war, die von Fichte vorgezeichneten Wege einzuschlagen, beweist ein Schreiben des Ministers Freiherrn v. Stein vom 24. Oktober 1808 an die Regierung in Königsberg: „Am meisten ist von der Erziehung

und dem Unterrichte der Jugend zu erwarten. Wird durch eine auf die innere Natur des Menschen begründete Methode jede Geisteskraft von innen heraus entwickelt, und jedes edle Lebensprinzip angereizt und genährt, alle einseitige Bildung vermieden, werden die bisher oft mit größter Gleichgültigkeit vernachlässigten Triebe, auf denen die Kraft und Würde des Menschen beruht, sorgfältig gepflegt, so können wir hoffen, ein physisch und moralisch kräftiges Geschlecht aufwachsen und eine bessere Zukunft sich eröffnen zu sehen."

Von Königsberg aus war schon am 11. September 1808 durch den Minister Freiherrn v. Schrötter eine direkte Verbindung mit Pestalozzi angebahnt worden, indem die Absicht der Regierung, einige junge Leute zum Studium der Methode nach Yverdon zu senden kundgegeben und zugleich um ein Gutachten darüber gebeten wurde, „welchartige junge Leute Pestalozzi am empfänglichsten für seine Erziehungs- und Lehrmethode halte". Bald nachdem Pestalozzi seine Ansicht geäußert hatte, kam durch die Kabinetts-Ordre vom 13. Februar 1809 das geplante Vorhaben zur Ausführung. Die betreffende Ordre hat folgenden Wortlaut:

„Mein lieber Staatsminister Graf zu Dohna! Mit Euch und mit der Sektion für den Unterricht von der hohen Zweckmäßigkeit und Wichtigkeit der Pestalozzischen Lehr- und Erziehungsart überzeugt, wünsche ich selbst die Bildung ausgewählter junger Leute durch Pestalozzi und sein Institut. Da nun nach den Berichten vom 8. dieses und 31. vorigen Monats und nach Eurer mündlichen Anzeige die Zöglinge Preuß aus Tilsit und Kawerau aus Elbing, auch ein in Basel befindlicher junger Preuße Namens Henning, die von Pestalozzi verlangten Eigenschaften besitzen, so genehmige ich sehr gerne, daß alle drei zu ihm nach Iferten in sein Institut geschickt und dort für das Schulwesen meiner Staaten gebildet werden. Die Kosten bewillige ich für jeden mit dreihundert und fünfzig Thaler zur jährlichen Unterhaltung als Euer wohlaffektionierter König. Friedrich Wilhelm."

Peſtalozzis Anſtalt wurde nun in der Folge von einer großen Anzahl junger Männer — meiſt aus Deutſchland — beſucht, von denen die Bekannteſten hier genannt werden mögen:

Ackermann, Baltruſch, Bernhard, Blochmann, Collmann, Delbrück, Denzel, Dreiſt, Fröbel, Gruner, Hänel, Henning, Kawerau, Kieſer, Kortüm, Kratz, Krüger, Kzionſiek, de Laspée, Marſch, Mieg, Paſſavant, Patzig, Plamann, Preuß, K. v. Raumer, Rendſchmidt, K. Ritter, Runge, Schacht, Steger, Steiner, Stern, Tillich, Tietze, v. Türk, K. A. Zeller.[73]

Ehe wir einen Blick in das innere Getriebe der Anſtalt machen, dürfte die Örtlichkeit noch einer näheren Betrachtung gewürdigt werden und zwar nach den Aufzeichnungen ehemaliger Zöglinge und Lehrer. Wer heute durch die engen und faſt jeglicher Schönheit baren Straßen Yverdons geht, wird keine beſonders günſtige Meinung von dieſem Städtchen mit hinwegnehmen; den einzigen Schmuck — vom Schloſſe abgeſehen — bildet der nahe gelegene See, welcher jedoch an ſeinem Südende in der regenloſen Sommerzeit ſeiner flachen und ſandigen Ufer wegen mit den übrigen Seen der Schweiz ſich nicht meſſen kann. Einen großartigen Anblick gewährt jedoch der See, wie Blochmann hervorhebt, wenn der Nordoſtwind das Längenthal durcheilt und oft dreifache Mannshöhe erreichende Wellen hervorruft. Am gegenüberliegenden Seeufer liegt in maleriſcher Umgebung das durch Karls des Kühnen Niederlage berühmt gewordene Grandſon mit ſeinem turmreichen Schloſſe. Den Hintergrund der Landſchaft bildet der alte Juraſſus, den Cäſars Legionen überſchritten, als ſie in Helvetien eindrangen. Von den Höhen des Jura, bei Bulet und Ste. Croix genießt das Auge einen erhebenden Anblick der Alpenkette vom Mont Blanc bis zum Pilatus, und von den Gipfeln des Chaſſeral und Suchet erſchließt ſich dem Blicke das Land der alten Gallier. Überall iſt klaſſiſcher Boden!

Daß die Umgebung von Yverdon den Lehrern und Schülern überreiche Gelegenheit bot, auf Exkurſionen botaniſcher

und mineralogiſcher Studien obzuliegen, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Wenden wir uns nun dem Schloſſe zu, welches der Anſtalt ſeitens der Stadt zur unentgeltlichen Benutzung überwieſen worden war. Das altertümtiche Bauwerk beſaß, wie die meiſten Ritterburgen, nur düſtere Räume, die außerdem jeglichen Aufwandes entbehrten, oft nur das Unentbehrlichſte enthielten. Die Zöglinge beſaßen zwei große, teilweiſe ungedielte Schlafſäle, ſowie mehrere Eß- und Lehrzimmer. Am wohnlichſten — wenn dieſer Ausdruck überhaupt zur Anwendung kommen darf — waren die Zimmer Peſtalozzis und ſeiner Gattin. Eine eigentliche Wohnſtube, die conditio sine qua non in Peſtalozzis Erziehungsmethode, war nicht vorhanden — ein großer Mangel für die kleinen Zöglinge, von denen eine Anzahl ſich noch in dem erſten ſchulpflichtigen Alter befand.

Die Lehrer hatten es nicht beſſer als die Zöglinge; einige, unter ihnen Blochmann, waren auf den Gedanken gekommen, „ſich in irgend einem von Tauben oder Dohlen bewohnten Raume der dicken, zerklüfteten Türme" ein Zimmerchen herzuſtellen und ſo ein „eigenes Heim" zu gründen.

Das Schloß umgab einen großen Hof, auf welchem ſich ein Waſſerbrunnen befand, an den des Morgens lange hölzerne Röhren gelegt wurden, damit den Zöglingen das zum Waſchen nötige Waſſer geſpendet werden konnte!

Die Lebensweiſe der Schloßbewohner war durchaus geregelt, zwar einfach, aber geſund und genußreich. Die Lehrer ſtanden am Morgen ſchon um vier Uhr auf — Peſtalozzi oft bereits um zwei Uhr, — die Zöglinge eine Stunde ſpäter. Von ſechs bis ſieben Uhr war Arbeitsſtunde, alsdann eine Morgenandacht, die Peſtalozzi ſelber abhielt und an welcher gewöhnlich ſämtliche Hausgenoſſen teilnahmen. Peſtalozzi knüpfte die erbauliche Betrachtung an einen Bibelſpruch, ein Gellertſches Lied oder an eine ſittliche Sentenz an und zwar meiſtens in der Weiſe, daß er im Beetſaal auf- und abging. Nach Schluß der Andacht begaben ſich die Zöglinge in den Hof,

um sich zu waschen, selbst im Winter, wenn die Rinnen mit Eis bedeckt waren. Halstuch und Kopfbedeckung durften im inneren Stadtgebiete nicht getragen werden. Nach abgehaltener Musterung wurde das Frühstück eingenommen, und mit dem Schlage acht Uhr begannen die Unterrichtsstunden, welche bis zwölf währten und vorzugsweise Religion, Sprachen, Zahlen- und Größenlehre umfaßten.

Während der Zeit von zwölf bis ein Uhr mittags suchten Lehrer und Zöglinge den Spielplatz auf, der sich am See befand, oder nahmen ein Bad. Um ein Uhr wurde das Mittagsessen eingenommen, welches nur kurze Zeit in Anspruch nahm und sehr einfach zubereitet war.

Der Nachmittagsunterricht dauerte von zwei bis vier Uhr. Nach Beendigung desselben ward wiederum eine Stunde am Ufer des Sees gespielt, geturnt oder gebadet. Um fünf Uhr ward eine Art „Vesperbrot" gereicht; hierauf nahmen die Arbeitsstunden ihren Anfang. Um acht Uhr vereinigten sich Lehrer und Schüler zum Abendgebete; nach demselben fand das Nachtessen statt, und um neun Uhr legten sich alle Schüler schlafen.

Die Lehrer der Anstalt zerfielen in Unter- und Oberlehrer. Die ersteren, welche meist aus der Zahl der Zöglinge Pestalozzis hervorgegangen waren, hatten am angestrengtesten zu arbeiten; Pestalozzi forderte von ihnen mehr, als von den übrigen Lehrern. „Sie sollten ganz dem Hause leben, Tag und Nacht für das Wohl des Hauses und der Zöglinge besorgt sein. Alle Lasten, alle Unannehmlichkeiten, alle häuslichen Sorgen sollten sie tragen helfen, für alles verantwortlich sein. So mußten sie z. B. in freien Stunden, d. h. wenn sie keinen Unterricht zu erteilen hatten, bald täglich einige Stunden im Garten arbeiten, bald Brennholz spalten, ja einige Zeit des Morgens früh die Stuben heizen, oder auch abschreiben 2c."

Ein Hausgesetz bestimmte, daß kein Lehrer etwas thun oder besitzen sollte, was nicht auch den Zöglingen gestattet

war. Demzufolge war das Rauchen, der Wirtshausbesuch, das Lesen von Büchern und Zeitungen verboten. Daß jedoch diese drückenden Bestimmungen häufig außer acht gelassen wurden, ist leicht begreiflich. „Glaubten wir dieses strenge Leben, das viele Zanken, ja sogar das Schimpfen Pestalozzis nicht mehr aushalten zu können, so machten wir oft nachts um ein oder zwei Uhr (nach einer strengen Lehrerversammlung) uns dadurch Luft, daß wir anstatt ins Bett noch drei Stunden weit nach Ste. Croix auf den Jura gingen, dort einige Flaschen Burgunder leerten, und durch Klagen und Singen uns erleichterten, dann mit neuem Mute zurückkehrten und um acht Uhr wieder an unserer Arbeit waren, wobei es uns weder auf das Wetter, noch auf die Jahreszeit ankam. Einige Male im tiefsten Winter nahmen unserer fünf bis sechs einen Schlitten (nachts um zwölf, ein oder zwei Uhr) und fuhren nach Consize zwei Stunden weiter, unten am Neueuburger-See, und waren dann gewöhnlich schon morgens um sechs Uhr zurück. Kam aber Pestalozzi solchen Erholungen auf die Spur, so versammelte er gewöhnlich das ganze Lehrerpersonal, nannte nie den Einzelnen, sondern klagte über Alle und schimpfte gewöhnlich so arg, wie wenn er nur vor den schlechtesten und undankbarsten Menschen stände. Oft auch, wenn wir glaubten, dies strenge Leben nicht mehr aushalten zu können, sagte Pestalozzi noch zn uns, daß Tausende Gott auf den Knieen danken würden, wenn sie an unserer Stelle wären; das glaubten wir aber nicht, wiewohl wir im ganzen sehr gern im Institute waren, teils weil wir Pestalozzi so sehr verehrten, teils weil das Leben so vielseitig war, und weil wir uns so wichtig hielten." (Ramsauer, S. 26—28.)

Das Leben der Unterlehrer wich nur wenig von demjenigen der Oberlehrer ab; oft kam es nur auf die Achtung an, die sich ein Lehrer bei den Schülern zu erringen gewußt hatte, ob er als Unterlehrer oder Oberlehrer angesehen wurde. Weniger maßgebend war das von Pestalozzi gewährte Gehalt, sowie die Zahl und die Art der zu erteilenden Unterrichts-

ſtunden. Peſtalozzi redete alle Erwachſenen, wenn er mit ihnen zufrieden war, mit Du an.

Die Aufſicht über die Zöglinge wurde von drei Unter- und drei Oberlehrern ausgeübt; meiſtens hatte jeder Lehrer alle drei Tage einen Aufſichtstag. Ein Lehrer beſorgte auch die Nachtwache; als „Nachtwächter" mußte derſelbe die Stunden abrufen, diejenigen, welche früh aufſtehen wollten, wecken ꝛc.

Jeder Oberlehrer hatte eine beſtimmte Anzahl von Zöglingen unter ſpezieller Aufſicht und war gehalten, genaue Berichte ſowohl für Peſtalozzi, als auch für die Eltern der Schüler anzufertigen. Dieſe Arbeit, bekennt Ramsauer, erwies ſich als äußerſt bildend, beſonders durch die gegenſeitigen Mitteilungen in den Lehrerverſammlungen. Die Oberlehrer führten die ihnen zur Spezialleitung überwieſenen Zöglinge wöchentlich einmal zu Peſtalozzi; dieſer empfing ſie gewöhnlich des Abends, im Bette liegend, und die Art, wie er die guten lobte, die pflichtvergeſſenen zurechtwies, war ſowohl originell, als auch für die Knaben eindringlich und für die Lehrer fruchtbringend. — Um den Erziehungsplan einheitlich zu geſtalten, fanden jeden Sonnabend nach dem Abendeſſen Beſprechungen der Lehrer ſtatt, an denen Peſtalozzi faſt immer teilnahm. Auf dieſen Konferenzen wurde über die einzelnen Zöglinge, ſowie auch über disziplinariſche Angelegenheiten verhandelt. War Peſtalozzi zugegen, ſo nahmen die Diskuſſionen nicht ſelten einen ſtürmiſchen Verlauf. Er lief bisweilen hinaus, die Thür hinter ſich dröhnend zuſchlagend, kam jedoch nach kurzer Zeit beſänftigt zurück. Zuweilen fanden auch pädagogiſche Vorleſungen ſtatt.

Die Leitung des Ganzen, welche nominell in den Händen Peſtalozzis lag, thatſächlich aber von Niederer und Schmid ausgeübt wurde, entbehrte durchweg der Einheit; Willkür und Unordnung waren unſchwer zu bemerken. Dies that ſich zunächſt in der Wahl der Unterrichtsfächer und in der Erteilung der Lehrſtunden kund. Die Lehrer wählten ſich die Disziplinen nach eigenem Ermeſſen und unterrichteten nach ihrem Gut-

dünken. So erzählt Blochmann: „Ich war jahrelang Lehrer, ohne daß auch nur irgend jemand nach dem Gange gefragt hätte, den ich beim Unterrichten in der Religion, Geographie und deutschen Sprache nahm, und außer den Fremden besuchte mich kein Mensch in meinen Stunden. Jeder Einzelne ging seinen Weg." [74]

Eine einigermaßen anschauliche Vorstellung von der Thätigkeit der Lehrer gewinnt man durch einen Bericht, welchen Ramsauer über seine Wirksamkeit in den Jahren 1812—1813 giebt.

„Morgens 2—5½, schreiben bei Pestalozzi, jedoch nicht alle Tage.

5½—6 zum Aufstehen läuten und das Haus auf die Beine bringen.

6—7 frei, aber einen fehlenden Lehrer ersetzen und öfters nachsehen, ob alles im Gang sei.

7—7½ zum Gebet läuten und allenthalben nachsehen, ob keiner wegbleibe, dann beim Gebete bleiben, das Pestalozzi hält.

7½—8 Aufsicht über die sich waschenden, kämmenden und Kleider wechselnden Zöglinge, dann läuten und alle in Reih und Glied stellen und durchmustern und zum Frühstück führen. Nach demselben fünf Minuten im Hofe.

8—9 zuerst in die Klassen läuten, nachsehen ꝛc., sonst frei.

9—11 läuten, dann eine Rechnungsstunde in der zweiten Klasse.

11—12 läuten, nachsehen, ob alle Klassen angefangen, dann Zeichnungsstunde mit den Erwachsenen.

12—1 läuten, alle Zöglinge in Reih und Glied stellen, warten bis alle da sind, dann auf den Spielplatz führen, in Abteilungen teilen und mit einer Abteilung ein Spring- und Ballspiel mitmachen. Auch während dieser Zeit von einer Partei zur andern, auch einige Male nach Hause gehen und die Zurückgekehrten wieder auf den Spielplatz bringen.

¾ auf 1 nach Hause rufen und zum Mittagessen läuten.

Nachmittags 1—1¼ Mittageſſen, ſelten einige Minuten länger.
1¼—1½ Aufſicht im Hofe.
1½—2½ läuten, nachſehen, Zeichnungsſtunde in der zweiten Klaſſe.
2½—3½ läuten, nachſehen, Zeichnungsſtunde in der dritten Klaſſe.
3½—4½ läuten, alles in Reih und Glied ſtellen, nachfragen, wer unter eines Unterlehrers Aufſicht zu Hauſe in einer beſtimmten Klaſſe arbeiten, oder zu den Tieren oder in den Garten gehen wolle.* Dann zum Spielen führen, wie mittags, oder im Sommer zum Baden im See, im Winter zum Schlittſchuhfahren oder zum Turnen ꝛc.
4½—5 nach Hauſe führen, in Reih und Glied ſtellen und ſo zum Abendbrot führen und dieſes austeilen helfen.
5—6 läuten, nachſehen ꝛc., ſonſt frei.
6—7 läuten, Rechnungsſtunde in der dritten Klaſſe und mit einigen Erwachſenen.
7—8 läuten, nachſehen, ſonſt frei.
8—9 die Zöglinge zum Gebet, dann zum Nachteſſen und dann zu Bette bringen." [75]

Das Inſtitut hatte im Laufe der Jahre einen Weltruf erlangt; „alles was ſich für Erziehung und Menſchenwohl intereſſierte, wallfahrtete nach Yverdon; die Regierungen ſandten Schulmänner zum Studium dorthin, und ſelbſt Handwerksburſchen fanden es in der Schweiz zweckmäßig, im Betretungsfalle anzugeben, ſie gingen nach Yverdon, um die Methode zu ſtudieren". [76] So war es denn kein Wunder, daß die Anſtalt von auswärtigen Beſuchern faſt nie leer war. Einige Beſuche verdienen der Erwähnung. Im Jahre 1814 kam der Fürſt Eſterhazi nach Yverdon; „Peſtalozzi rannte im ganzen Hauſe herum und ſchrie: Ramsauer, Ramsauer, wo biſt du? Komm

* Die Zöglinge durften ſich mancherlei Tiere und auch kleine Gärten halten.

schnell mit deinen besten Schülern (in der Gymnastik, im Zeichnen, Rechnen und in der Größenlehre) ins rote Haus (das Absteige-Quartier des Fürsten), das ist eine höchst wichtige, unendlich reiche Person, hat Tausende von Leibeigenen in Ungarn und Österreich, der wird gewiß Schulen errichten und Leibeigene freigeben, wenn er für die Sache eingenommen wird. Ich nahm etwa fünfzehn Schüler in den Gasthof, und Pestalozzi stellte mich dem Fürsten vor mit den Worten: Das ist der Lehrer dieser Zöglinge, ein junger Mann, der vor fünfzehn Jahren mit anderen Armen aus dem Kanton Appenzell auswanderte und zu mir kam; er wurde aber frei und ungehindert nach seinen individuellen Kräften elementarisch geführt. Jetzt ist er selbständiger Lehrer; hier sehen Sie, wie in Armen ebensoviel, oft noch mehr Kräfte liegen, als im Reichsten; bei ersteren werden sie aber selten und dann auch nicht methodisch entfaltet. Daher ist das Verbessern der Volksschulen so sehr wichtig. Er wird Ihnen aber alles besser zeigen, als ich es könnte, was wir leisten; ich empfehle mich daher unterdessen."

„Nun examinierte ich die Schüler, sprach, erklärte und schrie mich im Eifer ganz heiser, glaubend, daß der Fürst von allem vollkommen überzeugt sei. Nach einer Stunde kam Pestalozzi wieder, der Fürst bezeugte ihm seine Freude über das Gesehene ꝛc. Wir verabschiedeten uns, und Pestalozzi sagte auf der Treppe: Er ist ganz überzeugt, ganz überzeugt und wird gewiß Schulen auf seinen ungarischen Gütern einrichten. — Unten am Hause sagte Pestalozzi: Donnerwetter! Donnerwetter! was hab' ich am Arm, er thut mir so weh, ja sieh! er ist ganz geschwollen, ich kann ihn nicht mehr biegen, und wirklich war ihm der weite Rock viel zu enge geworden. Ich sah den einen halben Zoll dicken Hausschlüssel der „Maison rouge" an und sagte zu Pestalozzi: Ja seht, Ihr habt Euch, als Ihr vor einer Stunde zum Fürsten ginget, an diesen Schlüssel angeschlagen — und bei näherer Besichtigung hatte Pestalozzi denselben mit dem Ellenbogen wirklich krumm geschlagen und es in der ersten Stunde im Eifer und vor Freude

nicht gemerkt. So eifrig und feurig war der damals schon siebzigjährige Mann, wenn er glaubte, Gutes wirken zu können. Und solche Beispiele könnte ich viele anführen." [77]

In demselben Jahre kam der König von Preußen nach Neuchâtel, gerade zu einer Zeit, da Pestalozzi sehr krank war; dennoch mußte Ramsauer ihn zum Könige führen, damit er ihm danken könne für den Eifer um das Volksschulwesen, und daß er so viele Zöglinge nach Yverdon geschickt hatte. „Auf der Hinreise sank Pestalozzi mehrere Male in Ohnmacht, und ich mußte ihn aus dem Wagen heben und in ein Haus bringen; dann wollte ich ihn bewegen, zurückzukehren, er aber erwiderte: Nein, schweig davon, ich muß den König sehen und sollte ich auch darüber sterben; wenn durch meine Gegenwart beim Könige auch nur ein einziges Kind in Preußen einen bessern Unterricht empfängt, so bin ich reichlich belohnt." [78]

Auch den Kaiser Alexander I. lernte Pestalozzi kennen; während des Krieges 1814 drohte dem Institut die Auflösung, da von der österreichischen Heeresleitung beabsichtigt wurde, das Schloß in ein Hospital umzuwandeln. Der Kaiser war gerade in Basel, und Pestalozzi reiste sofort zu ihm und erlangte in einer Audienz die Zusicherung, daß die geplanten Maßnahmen nicht zur Ausführung kommen würden. Im November 1814 erhielt Pestalozzi den Wladimirorden vierter Klasse.

Zu den fürstlichen Personen, mit welchen Pestalozzi in Yverdon in Berührung kam, gehören ferner noch der König Ludwig von Holland, die Herzogin und der Erbprinz von Sachsen-Meiningen, sowie der Herzog Ferdinand von Würtemberg. Die Zahl der Staatsmänner, Gelehrten und Dichter, die sich kürzere oder längere Zeit hier aufhielten, ist sehr groß; nur einige mögen genannt werden: Der preußische Staatskanzler von Beyme, der Geheimrat Delbrück aus Berlin, der durch seine Unterrichtsmethode bekannte Engländer Andrew Bell, der Franzose Jullien, Napoleons Waffengefährte in Ägypten und Ritter der Ehrenlegion, der Fürst Talleyrand, Frau von Staël, die Dichterin Karoline Rudolphi ꝛc. [79]

Leider verstand es Pestalozzi nicht, die Besucher des Institutes in bezug auf ihre Qualität zu prüfen; er ahnte es nicht und ließ sich auch nicht davon überzeugen, daß eine Menge neugieriger, alberner und oft ungebildeter Personen sich einfanden, nur um in ihrer Heimat sagen zu können: Wir sind bei Pestalozzi gewesen! „Bei jedem neuen Besucher der Anstalt — berichtet Ramsauer — ging Pestalozzi zu den vertrautesten Lehrern und sagte: Das ist eine wichtige Person, die alles kennen lernen will. Zeige ihr, was wir leisten; nimm deine besten Schüler, nimm deine Cahiers (über die Fächer ausgearbeitete Hefte) und zeige ihr, was wir können und wollen."

Ehe wir die Schilderung der Schulverhältnisse im Institute zu Yverdon beschließen, sei noch der Vollständigkeit halber erwähnt, daß auch eine Erziehungsanstalt für Töchter vorhanden war, welche von einer Jungfer Kasthofer geleitet wurde. Dieselbe blieb seit dem Jahre 1813 dauernd dem Institute erhalten, da sie Niederers Gattin wurde. Pestalozzi war hierüber außer sich vor Freude: „Meine Seele jubelt, meine ersten Kinder reifen, Niederer prüft und reiniget den Samen, den ich fast nur in blindem Glauben auswerfe, und Kasthofer, die Kasthofer, die mir Gott gab, und die ihres Gleichen nicht hat, heiratet Niederer, ich könnte für beide sterben, sie sind meine ersten, ich möchte sagen, meine einzigen Kinder. Das Traumgebilde, das aus meiner Hand ging, erhält in ihrer (Hand) Leben und Wirklichkeit." [80]

Werfen wir nun noch einen Blick auf Pestalozzis Familienverhältnisse während der Zeit seines Aufenthaltes in Yverdon. Von einem stillen, beglückenden Familienleben, dem Ideale Pestalozzis, konnte wegen der beständigen Unruhe, die im Schlosse herrschte, keine Rede sein; Frau Pestalozzi sowie ihre Vertraute, die Magd Lisbeth, waren häufig von Yverdon abwesend. Bei ihrem schwächlichen Körper und hohen Alter war erstere außer stande, die Leitung des Hauswesens zu übernehmen; sie besorgte aber die Führung der Rechnungen und der verzweigten Korrespondenz, der Pestalozzi allein, trotzdem

er am Unterrichte selbst sich nicht beteiligte, wenig gewachsen war. Alle Sorgen der Wirtschaftsführung ruhten auf Pestalozzis Schwiegertochter, welche im Jahre 1804 den wohlhabenden Herrn Kuster geheiratet hatte. Ihr schon mehrfach erwähnter Sohn Gottlieb ward in der Anstalt erzogen; derselbe hatte indessen zu nichts Höherem Lust und Talent, und Pestalozzi gab ihn deshalb einem Lohgerber in die Lehre. Nachdem er einige Zeit als Handwerksbursche die Schweiz durchwandert hatte, veranlaßte ihn Schmid, sich in Yverdon niederzulassen; er heiratete bald darauf Schmids Schwester und ward in die Zahl der Lehrer eingereiht!! „Dieser Mensch brachte rohe Sitten mit und behandelte danach die Zöglinge; den Grundsatz des Großvaters, daß mit dem Lehrbuche in der Hand jeder müsse unterrichten können, hat dieser Enkel wenigstens nicht bewahrheitet.“ [81] Gottlieb Pestalozzi siedelte später mit dem Großvater nach dem Neuhof über und ward nach dem Tode desselben Besitzer dieses Gutes.

Gegen das Ende des Jahres 1815 ward dem Herzen Pestalozzis die härteste Wunde geschlagen, die nie wieder verharschte: seine Gattin, welche ihm fast ein halbes Jahrhundert mit unwandelbarer Treue durch alle Labyrinthe seines mühseligen Lebens gefolgt war, erkrankte schwer und, sank wie eine welke, sanft zur Erde sich neigende Blume schmerzlos und friedevoll in den Abendstunden des zwölften Dezember in den Todesschlummer; die würdige Greisin hatte ein Alter von beinahe achtzig Jahren erreicht.

In erhebender Weise schildert Blochmann die Vorgänge dieser Tage: „Als wir diese Nachricht erfuhren und der tiefsten Teilnahme voll, zum geliebten Vater eilten, fanden wir die Entschlafene noch auf dem Sofa sitzend, und wir blieben mit ihm die Abendstunden bei ihr, deren seltene Tugenden und Werke treuer Liebe den Inhalt unserer dankbaren und wehmutsvollen Unterhaltungen waren. In den Frühstunden ihres Begräbnistages, den 16. Dezember, ward ihr Sarg in den Betsaal getragen. Dort waren alle Glieder des Hauses

vereint und einige Strophen eines Sterbeliedes bereits gesungen, als der erschütterte Greis eintrat, dem Sarge der treuen Gattin nahte und nachdem der Gesang schwieg, vor ihr und gleichsam mit ihr, als ob sie noch lebte, in tief ergreifendem Gespräche die Bilder ihres gemeinsamen vielgeprüften Lebens vom ersten Augenblicke, da sie sich gesehen und erkannt, durch alle Zeiten der Drangsale und Kämpfe hindurch bis zu dieser schmerzvollen Stunde in erschütternden Zügen vorführte. Und als er zu jenen Tagen kam, von denen er sprach: Wir waren von allen geflohen und verspottet, Krankheit und Armut beugte uns nieder, und wir aßen unser Brot mit Thränen — da fragte er die entseelt im Sarge Liegende: Was gab dir und mir in jenen schweren Tagen Kraft, auszudauern und unser Vertrauen nicht wegzuwerfen? Und er ergriff eine in der Nähe liegende Bibel, drückte sie der Toten an die Brust und rief: Aus dieser Quelle schöpftest du und ich Mut und Stärke und Frieden! Bald darauf ward der Sarg geschlossen, und wir folgten ihm voll tiefer Bewegung in Begleitung eines großen Teiles der Bewohner Yverdons zu den zwei schönen Walnußbäumen im Garten des Schlosses, unter denen die Selige zu ruhen gewünscht hatte. Als da der Chor der Sänger und Sängerinnen schwieg, sprach Niederer ein erhebendes Gebet, und da der Sarg hinabgelassen ward und die erste Erde auf ihn fiel, sah ich über Pestalozzis tiefgefurchtes Antlitz eine heftige, blitzartige Bewegung gehen, wie ich noch nie den Ausdruck der Macht des Vergänglichen auf menschlichem Gesichte erblickt habe. In das Schloß zurückgekehrt, wohnten wir dem Trauergottesdienste bei, in welchem Niederer über die Worte sprach: „So jemand auch kämpfet, wird er nicht gekrönt, er kämpfe denn recht", und Klopstocks Triumphgesang christlicher Hoffnung: „Auferstehn, ja auferstehn" die ernste Feier endete."

Nachdem die sterblichen Überreste der Gattin Pestalozzis ein halbes Jahrhundert im Schloßgarten geruht hatten, wurden

sie im Jahre 1866 auf Veranlassung der städtischen Behörden nach dem allgemeinen Kirchhofe überführt. [82]

Wie im Verlaufe der Darstellung nachgewiesen wurde, nahmen alle bisherigen Unternehmungen Pestalozzis einen beklagenswerten Ausgang. Die Ursachen lagen teils in den höchst ungünstigen Zeitverhältnissen, teils in der Planlosigkeit und Unfähigkeit Pestalozzis begründet. Das Institut in Yverdon besaß von Anfang an eine sichere Grundlage, da die thatsächliche Leitung desselben in den Händen erfahrener und zielbewußter Männer ruhte. Aber trotzdem sollte der Anstalt — allerdings erst nach zwanzigjährigem Bestehen — dasselbe Schicksal zu teil werden. Versuchen wir es, die Ursachen, welche die Auflösung des Institutes im Jahre 1825 herbeiführten, im folgenden näher darzulegen.

Pestalozzi selber gesteht am Ende seiner Laufbahn, daß die Anstalt von Anfang an die Keime des inneren Verderbens besessen habe, und zwar in der Ungleichheit und im Widerspruche der Neigungen, Gesinnungen, Kräfte und Ansprüche ihrer Glieder. „Die Keime unseres Verderbens waren gelegt und hatten, wenn auch vielseitig noch unsichtbar, tief gewurzelt. Von der Reinheit, Einfachheit und Unschuld unserer ersten Bestrebungen durch Zeitverführung und Scheinglück im Innersten unserer Gefühle abgelenkt, unter uns selbst in unserem Innersten getrennt und durch die Heterogenität unserer Eigenheiten zum voraus unfähig gemacht, jemals im Geiste und in der Wahrheit für unsere Zwecke ein Herz und eine Seele zu werden, standen wir äußerlich vereinigt und zwar in Rücksicht auf die innere Wahrheit der Neigung zu dieser Vereinigung uns selbst täuschend, neben einander und wandelten unglücklicherweise, und zwar jeder einzeln nach seiner Art, mit festen und zum teil gewaltsamen Schritten auf einer Bahn, die uns, ohne daß wir uns dessen eigentlich bewußt waren, mit jedem Tage mehr von der Fähigkeit, jemals für unsere Zwecke in Einfachheit, Wahrheit und Unschuld wirklich einig zu werden, entfernten. [83]

Auch Ramsauer ist dieser Meinung. Während er das Institutsleben in Burgdorf als häuslich und gemütlich bezeichnet, berichtet er über Yverdon: „Dies hörte auf, als das Familienleben sich mehr in ein verfassungsmäßiges Staatsleben im Institute ausbildete. Nun konnte der Einzelne leichter in der Menge sich verlieren; dadurch entstand dann der Eifer, sich geltend und bemerkbar zu machen. Der Egoismus trat in immer schrofferen Formen hervor. Neid und Mißgunst wucherten in vielen Herzen. Der Unterricht, nur auf die Entwickelung des Geistes berechnet, nährte die Selbstsucht und den Dünkel, und das Gegengewicht, welches allein die Furcht Gottes im Herzen geben konnte, kannte man nicht." [84]

„Man sprach viel von einem Familienleben, das in einer Erziehungsanstalt vorherrschen müsse, wie man stets gar viel von einer harmonischen Entwickelung aller Kräfte der Zöglinge sprach und schrieb — beide existierten aber mehr in der Theorie, als in der Ausführung. Es war im allgemeinen viel gemeinschaftliche Teilnahme, den Einzelnen ließ man aber doch ziemlich gehen und stehen, wie er eben stehen und gehen konnte, und der ganze Ton des Hauses war mehr ein Ton des Haschens und Treibens, als ein häuslicher Ton." [85]

Gegen das Ende des Jahres 1807 erschien ein „Bericht an die Eltern und an das Publikum über den Zustand und die Einrichtungen der Pestalozzischen Anstalt". [86] In diesem Berichte heißt es: „In Rücksicht der Ausübung der Sache, in Rücksicht auf das Institut, dürfen wir bestimmt sagen: sie hat die Feuerprobe acht strenger Jahre (Burgdorf, Münchenbuchsee, Yverdon) bestanden und ist darin bewährt erfunden worden".

Diese günstige Meinung besaß aber Pestalozzi im Jahre 1823 nicht mehr, wie aus einer Anmerkung zu jener Stelle ausdrücklich hervorgeht. „Das, was zur Bestätigung dieser Ansicht hier gesagt wird, ist allgemein eine Folge der in diesem Zeitpunkte stattgefundenen großen Täuschung, daß alles das, wozu wir freilich einen sehr belebten Willen und einige klare

Ansichten in uns selbst trugen und was durch äußere glückliche Umstände uns noch doppelt irre führte, wirklich so sei, wie es hätte sein sollen und wie wir es auch gerne gemacht hätten. Aber die Folgen der einseitigen Wahrheit, die wir diesfalls in uns selbst trugen, wurden durch Mangel an genügsamen Kräften, Kenntnissen und Fertigkeiten zu ihrer Ausführung in unserer Mitte allgemein stille gestellt, verwirrt und zum Samen eines vielseitigen Unkrautes, das die guten Körner, die in unserem Boden lagen, von allen Seiten drängte, beengte und hie und da erstickte. Auch haben wir es in diesem Zeitpunkte nicht erkannt und konnten es, wie wir in demselben lebten, dachten, handelten und träumten, nicht erkennen."

Charakteristisch ist noch in dem „Berichte" eine Schilderung des Unterrichts im Institute. „Was sich in Hinsicht auf die Gegenstände des Unterrichts im allgemeinen sagen läßt, ist folgendes: Das Kind lernt sich selbst, d. h. seine körperlichen, intellektuellen, ästhetischen, sittlichen und religiösen Anlagen, Kräfte und Thätigkeiten fühlen und anschauen, kennen und üben. Diesem Anschauungsunterrichte an und über sich selbst steht der Anschauungsunterricht an und über die Natur gegenüber und hält mit dem ersten gleichen Schritt. Von sich selbst und seinen häuslichen Umgebungen aus erweitert sich dieser Unterricht auf die menschliche Natur nach allen obigen Rücksichten überhaupt. Und ebenso erweitert er sich von seinem sinnlichen Erfahrungskreise aus über die ganze äußere Natur. Vom ersten Punkte aus wird es zur Einsicht der wesentlichen, gesellschaftlichen und menschlichen Verhältnisse; vom zweiten aus zur Einsicht der Verhältnisse, in denen es und das Menschengeschlecht zur äußeren Natur und diese zu jenem steht, geführt. Der Mensch, die Natur, das gegenseitige Verhältnis beider zu einander, und was aus ihrer Betrachtung und Erkenntnis für die Bildung und Veredelung der Kinder in jeder Hinsicht hervorgeht, machen also die Grundansicht und den Urstoff des Unterrichts aus, und aus ihnen entwickeln sich alle einzelnen Kenntnisse und Bildungsfächer. Allein es

muß hier als die Hauptsache und als die durchaus wesentliche Grundlage unseres Unterrichts bemerkt werden, daß hiebei gar nicht davon die Rede ist, die Natur, die Menschen und ihre gegenseitigen Verhältnisse bloß äußerlich und sinnlich aufzufassen, d. h. bloß insofern sie abgerissene empirische Merkmale darbieten, die man nach der ersten besten Reihenfolge, oder nach einer vereinzelten, logischen Verknüpfung zusammenstellte. Die Rede ist davon, die Dinge und ihre Erkenntnis selbst als ein lebendiges und organisches, nach notwendigen und ewigen Gesetzen harmonisch ineinander greifendes und als solches von etwas Einfachem und Ursprünglichem aus sich darstellendes und entwickelndes Ganzes anzuschauen, um aus dieser Anschauung so zu entwickeln, wie eines im andern und durch das andere gegründet ist und besteht. Nicht von irgend einer Form, sondern vom Wesen und Leben selbst geht das Ganze aus, und jede Form erscheint bloß als der Ausdruck und die Darstellung dieses angeschauten Wesens und Lebens."

Pestalozzi bemerkt selber im Jahre 1823 zu diesem Programm: „In diesen und mehreren anderen Stellen spreche ich mich nicht sowohl in der ursprünglichen Einfachheit meiner mir eigenen Ansichten des Erziehungswesens als in mir unreifen und wesentlich fremden und unverständlichen philosophischen Ansichten aus, bei denen damals, alle unsere guten Absichten ungeachtet, die Köpfe der meisten Glieder unseres Hauses und auch der meinige schwindeln mußten, und welche mich persönlich im Wesen meiner Bestrebungen verwirrten und stille stellten, auch den Flor des Hauses und der Anstalt, die in diesem Zeitpunkte zu einer glänzenden Scheinhöhe gelangten, in seinen Wurzeln verfaulen machten und eigentlich als die verborgene Quelle alles Unglücks, das seit diesem Zeitpunkte in der Anstalt über mein Haupt zusammengeflossen, anzusehen sind."

Erwägt man nun, daß neben dieser Sachlage das Vorleben Pestalozzis noch in frischer Erinnerung stand, so ist es erklärlich, daß — hauptsächlich in der Schweiz — sich eine entschiedene Abneigung gegen das Institut mehr und mehr

Bahn brach. In den 1826 erschienenen „Lebensschicksalen" berichtet Pestalozzi hierüber folgendes: „Schweizer Journale fingen an, entschieden gegen unsere Anmaßungen zu sprechen; unser Thun sei durchaus nicht das, was wir davon halten und davon vorgeben. Aber anstatt in uns selbst gehend, zur Bescheidenheit zurückzukehren, setzten wir uns diesen Oppositionen mit Derbheit entgegen. Ich selbst fing mitten in der Teilnahme an diesen, mir jetzt unbegreiflichen, Kühnheiten dennoch an zu fühlen, daß wir auf Wegen wandeln, die fehlen könnten, und daß vieles in unserer Mitte in der Wahrheit nicht so sei, wie es sein sollte und wir suchten, es der Welt in die Augen fallen zu machen."

Nicht alle Glieder der Anstalt dachten so; einige verlangten in ihrem Selbstvertrauen eine gründliche Prüfung der Verhältnisse und wandten sich zu diesem Zwecke im Mai 1809 an die in Freiburg versammelte Tagsatzung. Diese war einer Untersuchung nicht abgeneigt und bestimmte zur Abhaltung derselben die Herren Merian, Mitglied des Kleinen Rats in Basel, Trechsel, Professor der Mathematik in Bern und Pater Girard in Freiburg.

Die Prüfungskommission beendete ihre Aufgabe im November 1809 innerhalb fünf Tagen. „Es waren fünf schwüle Tage für Pestalozzi und seine Lehrer", erzählt K. v. Raumer, welcher gerade um diese Zeit in Yverdon angekommen war, „man fühlte durch, daß die Kommission, welche sich einzig an das wirklich Geleistete hielt, keinen enthusiastischen Bericht erstatten werde. Pater Girard schrieb den Bericht französisch, Trechsel übersetzte ihn ins Deutsche; am 12. Mai 1810 ward er der zu Solothurn versammelten Tagsatzung übergeben. Im folgenden Jahre 1811 wurde Pestalozzi von der Tagsatzung der Dank des Vaterlandes zuerkannt; damit hatte die Sache ihr Bewenden."

Daß die Prüfungskommission unparteiisch zu Werke gegangen war, verbürgt der Schluß ihres Berichtes, welcher folgenden Wortlaut hat: „Die Bildungsmittel der Anstalt

stehen nur in sehr unvollständiger Verbindung mit unseren Stiftungen für den öffentlichen Unterricht. Das Institut hat es überhaupt nicht darauf angelegt, mit diesen öffentlichen Schulen in Harmonie zu kommen. Entschieden um jeden Preis alle Anlagen der Kindheit anzusprechen, um ihre Entwickelung nach seinen Grundsätzen zu leiten, hat es nur seine eigenen Ansichten zu Rate gezogen und verrät die unwiderstehliche Begierde, sich neue Bahnen zu öffnen, sollte es auch nie diejenigen betreten, welche der Gebrauch nun einmal eingeführt hat. Dies war vielleicht das rechte Mittel, zu nützlichen Entdeckungen zu gelangen, aber auch ein Vorsatz, der die Übereinstimmung unmöglich machte. Das Institut schreitet auf seinem Wege fort; die öffentlichen Anstalten verfolgen den ihrigen, und es ist keine Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß beide sobald zusammentreffen werden. Schade, daß die Gewalt der Umstände Herrn Pestalozzi immer über die Laufbahn hinaustrieb, die ihm sein reiner Eifer und seine innige Liebe vorgezeichnet hatten. Der guten Absicht, der edlen Anstrengungen, der unerschütterlichen Beharrlichkeit soll und wird stets Gerechtigkeit widerfahren. Benutzen wir die trefflichen Ideen, die der ganzen Unternehmung zu Grunde liegen, befolgen wir lehrreiche Beispiele, aber bedauern wir auch, daß ein widerwärtiges Verhängnis über einem Manne schweben muß, der durch die Gewalt der Umstände stets gehindert wird, gerade das zu thun, was er eigentlich will."

Die Veröffentlichung dieses Berichtes rief einen langen, widerwärtigen Federkrieg hervor, der das Ansehen des Institutes keineswegs hob. So veranlaßte der Professor der Geschichte in Bern, Karl Ludwig v. Haller, der Enkel des Dichters Albrecht v. Haller, einen Abdruck des Gutachtens in den „Göttinger gelehrten Anzeigen" vom 13. April 1811 und fügte hinzu, daß Pestalozzis Anstalt den Zöglingen Abneigung gegen Religion, Obrigkeit und Aristokratie einflöße. Niederer widerlegte die Anklagen v. Hallers in der Schrift: „Das Pestalozzische Institut an das Publikum". Hallers Partei

ergriff darauf der Chorherr Bremi in Zürich, der wiederum von Pestalozzi und Niederer bekämpft wurde; Niederer behauptete, dem Zürcher Chorherrn 92 Lügen, 36 Verfälschungen und 20 Verleumdungen nachgewiesen zu haben.

Die litterarischen Fehden vermochten der Anstalt keinen erheblichen Schaden zuzufügen; desto mehr bewirkten dies innere Streitigkeiten, welche im Laufe der Jahre dergestalt an Heftigkeit zunahmen, daß sie schließlich die Auflösung des Institutes herbeiführten.

Die inneren Fehden wurden zunächst durch Differenzen auf pädagogischem Gebiete hervorgerufen; dieselben waren zwar einer erfreulichen Fortentwickelung des Unternehmens entschieden hinderlich, nahmen jedoch nie eine so akute Form an, um die Grundfesten der Anstalt zu erschüttern. Außer den schon erwähnten Übelständen war es besonders die Vermengung deutscher und französischer Zöglinge, auf die v. Raumer mit Nachdruck aufmerksam machte. v. Raumer hob treffend hervor, daß der Wunsch der Eltern, ihren Kindern auf die leichteste Weise zur „Zweizüngigkeit" zu verhelfen, unausführbar sei, da die Kinder zuletzt weder deutsch noch französisch konnten. „Das Institut war bei solchem Kindermang ohne herrschende Muttersprache und nahm die Charakterlosigkeit zwitterhafter Grenzprovinzen an". Pestalozzi hielt das Morgen- und Abendgebet zuerst deutsch, dann französisch. v. Raumer fand französische Kinder in den für deutsche bestimmten deutschen Sprachstunden, welche nicht einmal die gewöhnlichsten deutschen Ausdrücke verstanden! v. Raumer stellte deshalb mit einigen andern Lehrern den Antrag, die Anstalt in eine deutsche und französische zu teilen; der Vorschlag wurde abgelehnt. Pestalozzi sah später selbst ein, daß es ein Fehler gewesen war, die Anstalt von Burgdorf nach Yverdon, von deutschem auf französischen Boden zu verlegen. — Ein zweiter Übelstand lag darin, daß die kleineren Schüler ein gemütliches Familienleben nicht kennen lernten. v. Raumer schlug nun vor, in nächster Nähe von Yverdon eine freundliche Wohnung zu

mieten, damit die Kinder einigermaßen Ersatz für die verlorene häusliche Lebensweise im Familienkreise fänden. Der Vorschlag wurde gleichfalls abgelehnt. Doch verlassen wir diese Differenzen rein pädagogischen Charakters und wenden uns dem Kampfe zu, der um die Herrschaft im Institute geführt wurde.

Pestalozzi, Niederer und Schmid, fest vereinigt durch Liebe und Vertrauen, würden, da sie sich gegenseitig harmonisch ergänzten, aus der Anstalt ein Musterbild der Erziehung für alle Zeiten geschaffen haben. Pestalozzis Individualität, deren Stärke die Gemütswelt bildete, bedurfte nach der wissenschaftlichen und praktischen Seite der Ergänzung. Diese wurde ihm in dem hochgebildeten und verständigen Niederer, sowie in dem gewandten und praktischen Schmid geboten. Niederer war infolge seiner gründlichen akademischen Studien in vorzüglicher Weise geeignet, Pestalozzis Ideen wissenschaftlich zu bearbeiten. Er war in pädagogischer Beziehung für die Anstalt unersetzlich und für die deutschen Lehrer gewissermaßen der Mittelpunkt des wissenschaftlichen Verkehrs und Gedankenaustausches. Wie sehr Pestalozzi ihn schätzte, ergiebt sich aus der Neujahrsrede von 1811: „Niederer, du erster meiner Söhne, was soll ich dir sagen? Was soll ich dir wünschen? Wie soll ich dir danken? Du dringst in die Tiefe der Wahrheit, du gehst durch ihre Labyrinthe wie durch gebahnte Fußsteige! Der Liebe hohes Geheimnis leitet deinen Gang, und mutvoll, mit eherner Brust wirfst du den Handschuh jedem entgegen, der in Schleichwegen sich krümmend von dem Wahrheitspfad weicht, nach dem Scheine haschet und den Trug zu seinem Gott macht. Freund, du bist meine Stütze, mein Haus ruht in deinem Herzen, und dein Auge blitzt einen Lichtstrahl, der sein Heil ist, ob ihn gleich meine eigene Schwäche oft fürchtet. Niederer, walte ob meinem Hause wie ein schützend Gestirn. Ruhe wohne in deiner Seele, und deine äußere Hülle störe deinen Geist nicht; dann fließet großer, mächtiger Segen aus der Fülle deines Geistes und deines Herzens auf das Thun meiner Schwäche."

Noch begeisterter spricht Pestalozzi von Niederer in der erwähnten Erklärung gegen den Chorherrn Bremi in Zürich: „Seine Freundschaft überwiegt alles, was ich in meinem Leben in der Freundschaft genossen und auch nur geträumt habe. Was kann der Mensch für seinen Freund mehr thun, als wenn er seinetwillen aus einem sicheren, ruhigen und befriedigenden Leben heraustritt und sich für ihn in eine unsichere, unbefriedigende und drückende Lage hineinstürzt? Das hat Niederer gethan. Er hat um meinetwillen seine Pfarrei, auf der er wirksam, geachtet und glücklich lebte, verlassen und sich zu einer Zeit an mich und an meine Armut angeschlossen und in die Arme aller meiner Verlegenheiten geworfen, in welcher mein Werk in mir selber noch nicht reif und ich aller äußeren Hülfe und Mitwirkung für dasselbe beinahe gänzlich beraubt war. In diesem Zeitpunkte stellte er, der einzige Mann, der einen Grad von litterarischer Kultur ansprechen konnte, sich an meine Seite und gab sich allen Gefahren der Teilnahme Preis, denen ihn mein Unternehmen aussetzen konnte und wirklich aussetzte. Über das Persönliche empor geht seine Freundschaft auf die Zwecke meines Lebens, für die ich mich mein Leben hindurch so oft verlassen sah. Seine Persönlichkeit nähert sich der meinigen so wenig, als die meinige sich der seinen: aber sein Leben ist seine Freundschaft; sein Bleiben, sein Ausharren, selbst sein Kampf, den er anhaltend mit sich selbst besteht, um meinen Lebenszwecken immer mehr zu sein, selbst seine Widersprüche und sein Widerstand gegen meine Persönlichkeit, wenn er sie mit meinen Zwecken in Widerstreit findet, beweisen das Edle, das Außerordentliche, den Keim seiner Freundschaft. Würde er weniger widerstehen, er würde weniger lieben!“

Es ergiebt sich aus dem Angeführten, daß Pestalozzi und Niederer sich im Grunde mehr abstießen, als anzogen. Dazu kommt noch, daß Niederer in der wissenschaftlichen Behandlung der Pestalozzischen Ideen sich immer weiter von deren Einfachheit und Verständlichkeit entfernte, so daß Pestalozzi selber

häufig sagte: „Ich verstehe mich selbst nicht mehr; wenn ihr wissen wollt, was ich denke und will, müßt ihr Herrn Niederer fragen."

Den übrigen Lehrern erging es ähnlich, wie Blochmann ausdrücklich bezeugt: „Niederer wußte seinem Drange zu idealisieren ebensowenig als seiner polemischen Heftigkeit gegen die, welche zwischen seinen Darstellungen und dem wirklichen Bestande der Anstalt den auffallendsten Widerspruch aufdeckten, Schranken zu setzen. In ersterer Beziehung steigerte er die Einseitigkeit und Maßlosigkeit, mit der er aus der Idee der Elementarbildung die Notwendigkeit und Gewißheit einer neuen Kulturepoche der ganzen Menschheit konstruierte, zu einer Höhe, auf welche weder Pestalozzi noch wir ihm zu folgen vermochten, und die eigene thatkräftige Einwirkung vernachlässigend, entfremdete er sich immer mehr dem wahren Lebensbestande des Erziehungshauses." [87]

Wenden wir uns nun Schmid zu. Derselbe war ungemein praktisch veranlagt; er verstand es nicht nur, Pestalozzis Ideen volkstümlich zu gestalten, sondern auch die ökonomischen Verhältnisse des Institutes in gesunde Bahnen zu lenken. Leider wurde er bei seinen Bestrebungen von der selbstsüchtigen Absicht geleitet, Pestalozzi völlig in seine Gewalt zu bekommen, um sodann als unumschränkter Herrscher auftreten zu können. Blochmann charakterisiert Schmid folgendermaßen: „In seinem Gesichte drückte sich eine seltene Charakterkräftigkeit, aber auch eine unheimliche Kälte aus; sein Blick war fest und scharf, aber zugleich schlau und wild, dem eines Raubvogels ähnlich, sein Körper schlank und muskelstark, seine Stimme hart, seine Stirn mehr finster als heiter. Er schritt wie ein Herrscher durch die Räume des Schlosses und stand wie ein Gebieter vor seinen geometrischen Figuren an der Tafel. Sein Fleiß, seine Thätigkeit waren unermüdlich, seine Selbstbeherrschung und Entsagung achtungswürdig. Jeden Morgen war er schon vor vier Uhr an seinem Pulte in der Klasse zu treffen, an welchem er auch während der darin erteilten Unterrichtsstunden an den schwierigsten algebraischen Lösungen arbeitete."

Schmid war, wie Blochmann mit Nachdruck hervorhebt, der bedeutendste Lehrer im Institute, sowohl für die Zöglinge, als auch für die Unterlehrer und Fremden. Die Disziplin in den Klassen und die Hausordnung wußte er auf das wirksamste aufrecht zu erhalten. Daß nun Pestalozzi in seinem Alter und bei seiner ausgesprochenen Regierungsunfähigkeit eine schwer zu ersetzende Stütze an diesem kräftigen „Naturkinde" fand, ist leicht einzusehen. Aber die anfangs gerechte Schätzung der Verdienste Schmids artete nach und nach in eine vollkommene Überschätzung derselben aus, und damit drohte die allgemeine Mißstimmung im Institute in offene Feindseligkeit auszubrechen. Doch vor Anbruch des Kampfes verließ Schmid im Sommer 1810 plötzlich aus unbekannten Gründen die Anstalt und begab sich nach Wien. Pestalozzi war außer sich und schrieb in seiner Hülflosigkeit: „Es zerschnitt mein Herz, ihn sich von mir trennen zu sehen, denn ich liebte ihn, wie meine Seele."

Wie sehr sich aber Schmid dieser Liebe würdig zeigte, bewies er durch die Herausgabe einer Schmähschrift — „Erziehungsanstalten, eine Schande der Menschheit" — welche Pestalozzis Institut den Todesstoß versetzen sollte. Schmid verließ nach kurzer Zeit Wien und ließ sich in Bregenz nieder, woselbst er die Leitung der Stadtschule erhielt.

Nach Schmids Fortgange machte das Institut zu Yverdon in ökonomischer Beziehung einen bedeutenden Rückschritt, so daß das schlimmste zu befürchten war. Da währte es denn nicht lange, und man kam allgemein zu der Überzeugung, nur durch Schmids Rückkehr sei das sinkende Schiff vom Untergange zu retten. Selbst Niederer war dieser Ansicht; er begab sich sogar nach Bregenz, um Schmid zu bewegen, zu Pestalozzi zurückzukehren. Schmid willigte endlich ein und nahm im April 1815 seine frühere Thätigkeit wieder auf.

Sobald Schmid zurückgekehrt war, ging er ans Werk, sich zum unumschränkten Herrn und Leiter des Instituts zu machen. Es gelang ihm zunächst, Pestalozzis Gattin, Frau

Kuſter und die alte treue Eliſabeth auf ſeine Seite zu bringen. Als dann im Winter 1815 die erſtere ſtarb und Peſtalozzi von Kummer faſt zu Boden gedrückt war, übernahm Schmid eigenmächtig die Leitung; er beſeitigte die Konferenzen, in welchen alles Wichtige ſtets gemeinſam beraten ward, und entſchied beſtändig nach eigener Willkür. Gegen dieſe Anmaßung erhoben ſich zuerſt die deutſchen Lehrer. Blochmann entwarf eine Anklageſchrift, welche von ſechszehn Lehrern, Unterlehrern und Erwachſenen, welche ſich der Methode wegen in Yverdon aufhielten, unterzeichnet wurde. Als Peſtalozzi dieſelbe erhalten hatte, berief er die Unterzeichner zu ſich, ließ Schmid eine Verteidigungsſchrift vorleſen und erklärte, als die Kläger ſich durch dieſelbe weder widerlegt, noch gegen fernere Bedrückung geſchützt erkannten, daß er jene lieber alle wolle gehen ſehen, als Schmids Einfluß beſchränken, der allein ihn zu retten im ſtande ſei. Blochmann ſchildert dieſen verhängnisvollen Auftritt folgendermaßen: „Jener Abend, an welchem der zu Bette liegende Greis bald den zerriſſenen Zuſtand ſeines Hauſes bejammerte und uns um Frieden bat, bald in geſteigerter Verblendung Schmids Hand ergriff und ihn ſeinen Retter und Schutzengel nannte, an welchem in meinem Herzen die ſtärkſten Gefühle der Liebe und des Mitleides mit dem heftigſten Ingrimme gegen Schmids triumphierende Kälte und Schlauheit wechſelten, wird nie aus meiner Erinnerung kommen."

So waren denn die Würfel gefallen. Der Entſchluß jener Männer ſtand feſt, und ſie verließen mit Ausnahme von Krüſi und Niederer im Sommer des Jahres 1816 die Anſtalt. Nach dieſem Siege mußte Schmids Kampf gegen Krüſi und Niederer gleichfalls günſtig enden. Der milde und kindliche Krüſi trat im folgenden Jahre von dem aufreibenden Streite zurück und gründete zunächſt in Yverdon eine eigene Erziehungsanſtalt, bis er im Jahre 1832 die Leitung der Kantonsſchule in Appenzell-Außerrhoden und von 1833—1844 die Normalſchule in Gais übernahm. Hier ſtarb er im Jahre

1844. — Ramsauer, welcher kurze Zeit vor Krüsi das Institut verließ, kam als Prinzenerzieher nach Oldenburg, gründete dort 1821 eine höhere Mädchenschule, die er bis 1839 leitete und starb daselbst im Jahre 1848.

Nicht so friedlich war der Abschied Niederers, der erst nach einem heftigen Kampfe mit Schmid erfolgte. Nach manchen widerwärtigen Streitigkeiten, die teilweise sogar vor Gericht geführt wurden, da Pestalozzi noch Geldforderungen an Niederer stellte, führte letzterer Pfingsten 1817 den völligen Bruch herbei. Nach den Aufzeichnungen Blochmanns und Pestalozzis geschah dies in der Weise, daß Niederer im Beetsale der Anstalt während der Konfirmation von Zöglingen sich unerwartet gegen Pestalozzi wandte und ihn auf das schmählichste mit Vorwürfen überhäufte. Niederer erzählt diesen Vorgang wesentlich anders. Er habe Pestalozzi wiederholt mitgeteilt, daß er an Pfingsten sein Amt niederlegen werde; auch seien keineswegs Schmähungen seinerseits ausgestoßen worden; er habe vielmehr mit Segenswünschen für Pestalozzi und sein Haus die heilige Handlung beendet. Wir müssen darauf verzichten, den zu Tage tretenden Widerspruch zu lösen, wollen jedoch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß die bei Pestalozzi und selbst bei Blochmann nach vielen Jahren noch vorhandene Erbitterung gegen Niederer psychologisch unerklärlich sein würde, wenn jener Vorgang so friedlich und erbaulich gewesen wäre. Niederer löste das Töchterinstitut von der gemeinsamen Anstalt los und leitete dasselbe im Verein mit seiner Gattin zunächst noch eine Reihe von Jahren in Yverdon, bis er dasselbe 1827 nach Genf verlegte. Niederer starb hier am 2. September 1843. —

Die betrübenden Ereignisse der letzten Jahre hatten auf Pestalozzis Gesundheitszustand sehr nachteilig gewirkt; hauptsächlich war sein Nervensystem tief erschüttert, so daß Geistesstörung befürchtet wurde. Seine Freunde brachten ihn deshalb nach Bulet auf dem Jura, dessen mildes Klima die drohende Gefahr bald beseitigte.

Als Peſtalozzi ruhiger geworden, verſuchte er es, in der Poeſie Troſt für die erlittenen Leiden zu finden; ſo entſtanden Klagegedichte, in denen der Wunſch nach baldiger Erlöſung in ergreifendſter Weiſe Ausdruck findet. Das bekannteſte führt den Titel:

An den Regenbogen.

Regenbogen, Regenbogen,
Du verkündeſt Gottes Wonne!
Schein' auch mir mit deiner Farben
Mildem Glanze, ſchein' in meinen
Wilden, lebenslangen Sturm!
Künde mir den beſſern Morgen,
Künde mir den beſſern Tag,
Regenbogen, Regenbogen!
In der Stürme Tagen
Hat mich Gott getragen,
Meine Seele lobe Gott! —
Muß ich ſterben,
Eh' du mir erſcheinſt
Und mir Freuden bringſt
Und den beſſern Tag,
Muß ich austrinken
Den Kelch des Zanks,
Den Kelch der Unverſöhnlichkeit
Bis auf ſeine Hefen,
Muß ich ſterben, eh' mein Friede
Kommt, der Friede, den ich ſuche?
Ich erkenne meine Schuld,
Ich erkenne meine Schwäche,
Und in Liebe und in Thränen
Verzeih' ich allen ihre Schuld;
Doch im Tode find ich Frieden,
Und im Tode wird erſcheinen
Mir ein beß'rer Tag. —

Künder meiner beſſern Tage,
Lieblich wirſt du dann erſcheinen
Uber meiner öden Gruft.
Regenbogen, Regenbogen!
Wie der friſch gefallne Schnee,
Wie des Windes helle Flocken,
Die beim Tode meiner Gattin
In der Sonne lieblich glänzend,
Sanken auf ihr offnes Grab:
Regenbogen, Regenbogen,
So erſcheine denn auch mir
Lieblich, lieblich, wenn ich ſterbe.
In der Stürme Tagen
Hat mich Gott getragen!
Meine Seele lobe Gott!
Keine Erdenhöhen,
Keine Himmelshöhen,
Keiner Sterne Meere,
Keiner Wolken Heere
Treiben deines Schöpfers Weſen
Aus dem Urſprung deiner ſelbſt!
Keine Menſchenlehre,
Keine Weltenehre
Treibet Gott aus dir,
Treibt ihn aus der Spinne
Treibt ihn aus dem Wurme,
In dem er dir erſcheint,
Wie er ſelber iſt.

Die Zerwürfniſſe blieben kein Geheimnis, und ſo wurde das Vertrauen, welches die Anſtalt bisher in der Schweiz und im Auslande genoſſen hatte, nach und nach völlig vernichtet. Das Inſtitut ſank in kurzer Zeit ſo tief, daß Peſtalozzi ſchon im Jahre 1818 auf den Rat teilnehmender Freunde geneigt

war, nochmals eine Verbindung mit Emanuel v. Fellenberg einzugehen. Pestalozzi begab sich nach erfolgter Einladung nach Hofwyl und lebte hier bald wieder auf: er ward heiter, floß über von Witz und freute sich innig der Zukunft. Nach Yverdon zurückgekehrt, schrieb er an v. Fellenberg: „Ich danke Ihnen für alle Liebe, die Sie mir erwiesen haben. Sie haben große Hoffnungen in mir erregt, ich sehe segensvolle Einrichtungen möglich, und ich sage es frei, sie entzücken mich."

Leider kam die Ausführung des Planes nicht zu stande, da Schmid sich derselben mit aller Kraft widersetzte. Da er Pestalozzis sehnsüchtigen Wunsch kannte, sein Leben in einer Armenschule zu beschließen, so schlug er ihm vor, in dem nahen Clindy eine solche einzurichten. Pestalozzi willigte mit Freuden ein und ging sofort ans Werk; Schmid blieb in Yverdon als Leiter des Hauptinstitutes. Pestalozzi eröffnete die Armenanstalt im Jahre 1818 mit zwölf Waisen, welche Zahl aber bald auf dreißig stieg. Pestalozzi war nun wieder in seinem Elemente; er fühlte sich unbeschreiblich glücklich inmitten seiner Zöglinge. Es schien, als wolle das Schicksal die düsteren Schatten seiner Vergangenheit verscheuchen und seinen Lebensabend freundlich erhellen.

Aber nicht lange währte diese Zeit der erquickenden Ruhe seines gequälten Geistes; wiederum durch eigene Schuld zerrann der kurze Traum. Pestalozzi nahm bald zahlende Kinder auf und erlaubte einem Engländer namens Greaves, den Zöglingen Unterricht in der englischen Sprache zu erteilen; das Französische und Lateinische folgten bald nach. Der Charakter einer Armenanstalt ging damit verloren. „Die armen Kinder fingen nun an, den reichen sich gleichzustellen, in den Freistunden lieber mit diesen zu spielen, als Holz zu hacken und traten durch Kenntnisse, Gewohnheiten und Ansprüche aus ihrer Sphäre heraus".[88] Die Anstalt wurde nach kurzer Zeit wieder mit dem Institute in Yverdon vereinigt (1820.)

Die nun folgenden Jahre waren nach den Berichten von Augenzeugen die jammervollsten, welche das Institut erlebt

hatte; Schmid regierte das Ganze, ward aber von allen im Hause, außer von Pestalozzi, gehaßt. Die Unbotmäßigkeit der Jugend war betrübend; die älteren Zöglinge gingen sogar auf liederlichen Wegen.[69] Pestalozzi konnte sich endlich nicht mehr der Einsicht verschließen, daß die Anstalt gänzlich aufgelöst werden müsse. Am 17. März 1824 teilte er diesen Entschluß in einer öffentlichen Erklärung Freunden und Feinden mit. Es heißt in derselben: „Ich hoffe, das Publikum teile den Schmerz mit mir, daß ich mich genötigt sehe, meine projektierte Stiftung, von der ich mir so viel Segen versprach, durch diese berührten Umstände * als völlig vereitelt und mich als gänzlich unfähig (d. h. als gänzlich außerstand) zu erklären, die Verpflichtungen, die ich diesfalls mit so viel Hingebung und Aufopferung über mich genommen, wirklich erfüllen zu können."

Die Auflösung der Anstalt erfolgte im Frühling des Jahres 1825, worauf sich Pestalozzi nach Neuhof zurückzog, um bei seinem Großsohne nach den gewaltigen Stürmen der verflossenen Jahre als „armer Müdling" hinfort auszuruhen. Schmid, welchem auf Niederers Veranlassung regierungsseitig der fernere Aufenthalt im Waadtlande untersagt wurde, begab sich zunächst mit Pestalozzi nach Neuhof, siedelte später nach Paris über und starb daselbst 1851.

13. Pestalozzis letzte Lebensjahre.

Pestalozzi erlebte noch in Yverdon die Freude, daß durch die Bemühungen des wohlwollenden Regierungsstatthalters du Thon eine Versöhnung mit Niederer zu stande kam. Unerquicklich wurde der Abschied von dem Orte seiner fünfundzwanzigjährigen Wirksamkeit dadurch, daß sein Wunsch, einige Zöglinge mit nach Neuhof zu nehmen, um daselbst aufs neue eine Art Armenanstalt zu errichten, infolge ihres Widerstandes nicht in Erfüllung ging. Er bat sie, „um Gottes und aller

* Gemeint sind die Kämpfe mit Niederer.

Erbarmenden willen, ihn nicht in seiner herzzerschneidenden Lage zu verlassen." Es war vergeblich; die Jünglinge „fanden es unter ihrer Würde, an einer Pestalozzischen Armenanstalt angestellt zu werden". „Jetzt hatte ich doch einmal genug", klagt Pestalozzi in seinen „Lebensschicksalen". „Die Täuschung von der Möglichkeit der Verpflanzung dessen auf Neuhof, wovon in Iferten kein Fuß breit guter Boden eigentlich mehr mein war, war nun in meiner Seele endlich auch ganz ausgelöscht. Es mußte wirklich so weit kommen, um mich dahin zu vermögen, meine gänzliche Hoffnung, meine diesfälligen Zwecke als für mich vollends unerreichbar aufzugeben. Wahrlich, es war mir, als mache ich mit diesem Rücktritte meinem Leben selber ein Ende; so weh that es mir. Mein Leben war unter diesen Umständen für mich kein Leben mehr."

Nachdem auf dem friedlichen Neuhofe die Ruhe bald in Pestalozzis Brust zurückgekehrt war, ward sein Geist wieder lebendig; er griff aufs neue zur Feder und trug sich mit dem Plane der Errichtung eines Armenhauses. Es entstanden in schneller Folge die „Lebensschicksale" und der „Schwanengesang". Auch sein Hauptwerk „Lienhard und Gertrud", das noch unvollendet war, sollte einen würdigen Abschluß erhalten und das „Buch der Mütter" die so dringend nötige Umarbeitung erfahren. Mit Bezug auf „Lienhard und Gertrud" verweisen wir auf Anmerkung 28; die Neubearbeitung des „Buches der Mütter" unterblieb.

Im August des Jahres 1825 erhielt Pestalozzi den Besuch W. Hennings, eines seiner liebsten Schüler, welcher von Mai 1809 bis September 1812 in Yverdon weilte, in der von W. Harnisch herausgegebenen Zeitschrift: „Der Erziehungs- und Schulrat an der Oder" (1815—1820) schätzenswerte Einzelheiten über Pestalozzi und sein Unternehmen mitteilte und schließlich Seminardirektor in Köslin wurde. Henning schildert diese Begegnung folgendermaßen: „Ich fand ihn in den dreizehn Jahren, da ich ihn nicht gesehen, freilich gealtert, aber im ganzen wenig verändert, noch rüstig und kräftig und in

seinem ganzen Wesen noch ebenso lauter und einfach; sein Blick war noch derselbe freundlich wehmütige, seine Begeisterung für Menschenwohl, besonders für die rechte Führung und Behandlung der Kleinen und Armen noch ebenso feurig, wie vor dreizehn Jahren, noch dieselbe geistreiche Rede voller Gedankenblitze, noch dasselbe bedeutsame, gutmütige Lächeln und Spitzen des Mundes, wenn ihm ein treffendes, schlagendes Wort auf den Lippen schwebte; aber auch noch immer das unruhige Suchen und Nichtfinden, das Unbefriedigte in seinem Wesen, der Ausdruck des Kummers auf seiner Stirne . . .

Ungeachtet der Hitze begleitete mich Pestalozzi noch bis Lenzburg und stieg mit mir die einige hundert Stufen zum Lenzburger Schlosse rüstig hinan. Nach der Lebhaftigkeit, mit der er sprach, und nach der Rüstigkeit, mit der er sich bewegte, durfte ich hoffen, daß das Ende seiner irdischen Laufbahn noch fern sein würde. Mit bewegtem Herzen nahm ich in Lenzburg vom guten Vater Pestalozzi Abschied. Jene Stunden, die ich abermals in seiner Nähe verleben durfte, werden mir unvergeßlich sein."

In demselben Jahre besuchte Pestalozzi die Versammlung der „Helvetischen Gesellschaft", welche in Schinznach tagte, und ihm wurde für das folgende Jahr das Präsidium übertragen. In seiner Eigenschaft als Präsident, erschien er noch am 26. April 1826 in Langenthal und ließ vom Pfarrer Schuler zu Aerlisbach eine Rede vorlesen, welche vom „Vaterlande und der Erziehung, denen er sein Leben gewidmet", handelte. Diese Rede, welche mehrfach das soziale Gebiet streift, giebt einen unwiderlegbaren Beweis für die noch ungeschwächte Geisteskraft des hochbetagten Mannes. —

Am 21. Juli 1826 begab sich Pestalozzi nach Basel, um mit Schmid die in dem nahen Beuggen befindliche Armenanstalt Christian Heinrich Zellers (1779—1860) zu besuchen. Die Zöglinge empfingen ihn feierlich mit Gesang und überreichten ihm einen Eichenkranz. Aber bescheiden wies er denselben zurück mit den Worten: „Nicht mir, sondern der Unschuld gebührt

dieſer Kranz.“ Als darauf die Kinder „Wandrers Nachtlied“ von Goethe ſangen:

Der du von dem Himmel biſt,
Alles Leid und Schmerzen ſtilleſt,
Den, der doppelt elend iſt,
Doppelt mit Erquickung fülleſt,
Ach, ich bin des Treibens müde!
Was ſoll all der Schmerz und Luſt?
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Bruſt! —

da erſtickten Thränen der Rührung die Stimme des Greiſes.

Am 21. November desſelben Jahres hielt die „Kulturgeſellſchaft“ in Brugg eine Verſammlung ab, und Peſtalozzi fühlte ſich trotz der rauhen Jahreszeit noch ſtark genug, derſelben beizuwohnen. Hier fand ſein letztes öffentliches Auftreten ſtatt. Er las eine Abhandlung vor, in welcher die einfachſten Mittel, das Kind von der Wiege bis zum ſchulpflichtigen Alter zu erziehen, angegeben waren. Mit Vorliebe verweilte er bei den Schilderungen der unſchuldigen Kinderwelt, die er mit jugendlichem Feuer in das Gedächtnis der Zuhörer zurückrief.

Um die Wende des Jahres fühlte ſich Peſtalozzi krank, und bald nach ſeinem Geburtstage ahnte ſeine Umgebung die Nähe des Todes. Am 15. Februar 1827 wurde er nach Brugg gebracht, damit ärztliche Hülfe in der Nähe ſei; den folgenden Tag ſtellte ſich bei zunehmendem Fieber große Schwäche ein, aber er vermochte noch in einem ruhigen Augenblicke ſein Leben zu überſchauen. „Ich vergebe — ſprach er — meinen Feinden, mögen ſie den Frieden jetzt finden, da ich zum ewigen Leben eingehe! Ich hätte gerne noch einen Monat gelebt für meine letzten Arbeiten; aber ich danke auch Gott, der mich von dieſem Erdenleben abruft. Und ihr, die Meinigen, bleibt ſtill für euch und ſuchet euer Glück im ſtillen häuslichen Kreiſe.“

Endlich, in den Morgenſtunden des 17. Februar rang ſich ſeine Seele von dem müden Leibe los; die Frau des Großſohnes und der Arzt, ein Dr. Stäbli, drückten dem

Entschlafenen mit sanfter Hand die Augen zu. Am 19. Februar ward der Verstorbene dem Schoße der Erde anvertraut; den Sarg trugen Lehrer der Umgegend von Brugg aus an dem unvollendeten Armenhause vorbei nach Birr und senkten ihn ganz nahe bei dem am Kirchhofe gelegenen Schulhause ins Grab. Nur wenige Leidtragende waren außer Gottlieb Pestalozzi erschienen, des reichlich gefallenen Schnees wegen, der alle Straßen unwegsam gemacht hatte. Der Pfarrer Steiger hielt eine ergreifende Leichenrede; schlichter Gesang der Lehrer und Schulkinder eröffnete und schloß die andächtige Feier.

Pestalozzis Grabstätte befand sich lange Zeit in einem durchaus unwürdigen Zustande; erst das Nahen der Säkularfeier seines Geburtstages schaffte Wandel. Man baute ein neues Schulhaus, benutzte eine Seite desselben zur Aufstellung eines würdigen Denkmals, überführte die Leiche in das vor dem Denkmale befindliche Gewölbe und umschloß den mit einfachen gärtnerischen Anlagen gezierten Platz durch ein eisernes Gitter. Die Feier fand unter zahlreicher Beteiligung von Schweizer Lehrern und Schulfreunden im Beisein der Erziehungs- und Schulbehörden des Kantons Aargau statt. Die Mitte der dreiteiligen Front bildet eine Nische, in welcher sich Pestalozzis Brustbild und folgende Inschrift befindet:

Hier ruhet
HEINRICH PESTALOZZI,
geb. in Zürich am 12. Januar 1746,
gest. in Brugg am 17. Hornung 1827.
Retter der Armen auf Neuhof,
Prediger des Volks in Lienhard und Gertrud,
In Stanz Vater der Waisen,
Zu Burgdorf und Münchenbuchsee Gründer der neuen Volksschule,
In Iferten Erzieher der Menschheit,
Mensch, Christ, Bürger:
Alles für andere, für sich nichts.
Segen seinem Namen! [90]

14. Pestalozzis Schriften aus der Zeit von 1805—1826 und die Gesamtausgabe seiner Werke.

Als Pestalozzi seit der Begründung des Burgdorfer Institutes in unausgesetztem Verkehre mit der pädagogischen Welt stand, wurde die Behandlung der brennendsten Fragen auf dem Gebiete des Erziehungswesens für ihn zur Notwendigkeit. Eine Folge davon war, daß in den Jahren 1805—1826 eine beträchtliche Anzahl von Schriften erschien, die meist von Pestalozzi verfaßt, jedoch zum teil von seinen Gehülfen — besonders von Niederer — umgearbeitet worden waren. Wir müssen darauf verzichten, dieselben sämtlich in den Kreis unserer Betrachtung zu ziehen und uns mit einer Auswahl begnügen.

Es mögen zunächst zwei Schriften berücksichtigt werden, welche die „Idee der Elementarbildung" behandeln. Die erste führt den Titel:

Ansichten und Erfahrungen, die Idee der Elementarbildung betreffend.

Diese Abhandlung entstand bereits gegen das Ende des Jahres 1805, als Pestalozzi von Münchenbuchsee nach Yverdon übersiedelte; sie ward jedoch erst 1807, und auch nur teilweise, veröffentlicht.

Pestalozzi erzählt im Eingange, daß es von Kindheit auf in der Eigenheit seines Charakters und seiner häuslichen Bildung gelegen habe, wohlwollend und gutmütig zu sein und sich den Menschen, die ihn umgeben, mit unbedingtem Vertrauen zu nähern. Die Umstände führten ihn frühe in die Kreise leidender und zurückgesetzter Witwen und Waisen, und so mußten die vielfachen Erfahrungen, die er über die Menge und die Natur ihrer Leiden machte, notwendig eine innige Wehmut über ihren Zustand in ihm erregen.

Pestalozzi sann nach über die Grundursachen des Elends und deren Beseitigung. Er überzeugte sich bald, daß für

jeden Menschen in seiner Natur ursprünglich genugsam Kräfte und Mittel liegen, sich ein befriedigendes Dasein zu verschaffen, und daß die Hindernisse, die sich der Entwickelung der menschlichen Anlagen und Kräfte in den äußeren Umständen entgegensetzen, ihrer Natur nach besiegbar seien. So wie diese Überzeugung in ihm reifte, sah er auch die Bemühung, sie wirklich zu besiegen, als eine Pflicht an.

Von nun an war sein Leben der Erfüllung dieser Pflicht gewidmet, wovon Neuhof, Stanz und Burgdorf redende Zeugen sind. Leider hatte sich Pestalozzi getäuscht, von seinem Zeitalter die erwartete Teilnahme zu finden. Mit der ganzen Unbefangenheit eines noch unbetrogenen, kindlichen Sinnes glaubte er, es könne und werde nicht fehlen, Glauben und Handbietung für seine Zwecke zu erhalten. „Es lag tief im Geiste meiner Erziehung, daß ich mich daran irren mußte; ich irrte mich an mir selber, wie an meinen Umgebungen. Ich verdiente den Grad des Zutrauens nicht, der das Wesen meiner Unternehmung ansprach, genoß aber auch denjenigen nicht, den ich wirklich verdiente. Durch die Folgen dieser Umstände aller Mittel beraubt, den Zweck meines Lebens nach meinem Sinne thätig zu befördern, that ich das Einzige, was noch dafür in meiner Hand lag: ich legte die Gefühle meines Herzens und die Erfahrung der Anstrengungen für meinen Zweck in „Lienhard und Gertrud" nieder. Das Bild, das ich vom Volke und von meinen Umgebungen in Rücksicht auf meinen Zweck aufgestellt hatte, gefiel als — Roman. Tausende sprachen aus: er kennt das Volk, es ist, wie er sagt, und bedarf, was er sagt, und es wäre wirklich schön, wenn viele Kinder Gertruden zu Müttern, viele Dörfer Arner zu Herren hätten, und viele Hummel solche Hühnerträger — Uh! Ah! Uh! — schreien hören müßten. Aber weiter ging die Wirkung des Buches nicht."

Belebt durch die Erfahrungen in Stanz und Burgdorf, wagte es Pestalozzi, in dem Buche: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt" den ganzen Umfang seiner Ansichten und Hoff-

nungen dem Publikum vorzulegen. „Der Eindruck, den dieses Buch allgemein machte, erleichterte meinen Gang. Ein großes gewonnenes Zutrauen stärkte meinen Mut und erweiterte den Kreis meiner Thätigkeit. Menschen aller Art, die für das Erziehungswesen Interesse zeigten, drängten sich zu mir; Erfahrungen häuften sich auf Erfahrungen, und was damals nur noch Ahnung war, verwirklichte sich und reifte zur unwidersprechlichen Thatsache heran. Vorzüglich war ich darin glücklich, daß ich daselbst Männer an meiner Seite erhielt, die den Faden der Anfangspunkte meines Versuches mit Einfachheit ergriffen und sich an demselben kraftvoll für meine Zwecke emporbildeten."

Im Verein mit diesen Männern gelang es nun Pestalozzi, seine Bemühungen für die Auffindung einer naturgemäßen Erziehungsweise mit Erfolg gekrönt zu sehen. „Sie gehen sämtlich von den einfachsten Regungen des menschlichen Daseins aus und beruhen auf dem Zwecke, die ursprünglichen Anfangspunkte aller menschlichen Bildung aufzustellen, von denen aus, wenn sie einmal aufgefaßt sind, weder Einseitigkeit, noch Verwickelung, noch Ablenkung von dem wahren Pfade mehr stattfinden kann. Sie lassen das Kind in der ganzen Selbständigkeit seines Wesens und legen weder etwas in dasselbe hinein, das nicht in ihm ist, noch drängen sie den ihm einwohnenden Anlagen und Kräften eine willkürlich erzwungene, auf einen einseitigen Zweck berechnete Richtung auf. Sie erregen bei den Zöglingen Geistes und Herzens halber die lebendigste innere Thätigkeit und geben dieser Thätigkeit allen Spielraum, sich ebenso frei nach den notwendigen und ewigen Gesetzen des menschlichen Geistes und Herzens auszusprechen, um dadurch ihr eigentümliches Wesen zu offenbaren. Sie sind wesentlich nichts Andres, als die Darstellung dieser Thätigkeit und dieses inneren Lebens selbst, das sich in den Zöglingen auf die vielseitigste Weise regt und ausspricht. Darum aber machten sie auch einerseits den so laut angebrachten Einwurf: — man opfere die Kinder solchen

Versuchen auf — so schnell und so entscheidend zu schanden und begründeten andrerseits die Wahrheit, das gemeinte Schulwesen und die darauf liegende Kultur Europas sei ohne Fundament, und dieses Fundament müsse ihr notwendig gegeben werden, wenn sie dahin gelangen solle, das Volk und die Kinder Europas zur Kraft der Weisheit und Liebe und zu einem in allen Verhältnissen befriedigenden Daseins zu führen."

Doch verlassen wir hiemit die Abhandlung und wenden uns der zweiten Schrift zu, einer Rede, welche Pestalozzi im Jahre 1809 vor der Gesellschaft der Schweizerischen Erziehungsfreunde in Lenzburg hielt. Sie ist betitelt:

Über die Idee der Elementarbildung und den Standpunkt ihrer Ausführung in der Pestalozzischen Anstalt zu Iferten.

Diese Rede ist in ihrer jetzigen Gestalt kaum noch ein Werk Pestalozzis zu nennen; sie weicht von derjenigen, welche er in Lenzburg wirklich hielt, wesentlich ab. Das gesteht Pestalozzi in der Vorrede zur zweiten Auflage (1821) selber. „Sie trägt das Gepräge eines fremden, auf mich wirkenden Einflusses sichtbar an sich."

Um untersuchen zu können, ob und wie weit die Erziehungsweise der Menschheit und dem Vaterlande wirkliche Vorteile gewährt, muß notwendig bestimmt werden, was sie ist, oder wenigstens sein soll. Sie ist und soll elementarisch und als Elementarmethode organisch-praktisch sein. Sie bezweckt das Auffinden und Festhalten wesentlicher Elemente, d. h. unveränderlicher Anfangs- und Fortleitungspunkte alles Unterrichts und aller Erziehung. Sie bezweckt das Auffinden, nicht das Erfinden der Elemente. Nur das Bekannte soll besser und allgemeiner anerkannt, das Zerstreute soll gesammelt, das Verwirrte gesondert und geordnet werden.

Elemente einer solchen organisch-praktischen Methode sind diejenigen Anfangspunkte des Kennens, Könnens und Wollens, die gleich dem Samenkorne, das in die Erde gelegt und durch

ihre erregenden Einflüsse befruchtet, zum Halme, zur Blüte und zur Frucht erwächst, das Menschliche im Kinde, seine Humanität oder die Keime der Erkenntnis des Wahren, des Gefühls des Schönen und der Kraft des Guten in ihrem ganzen Umfange in sich schließen, und in der vollendeten Entwickelung dieser Keime, die Wahrheit, die Schönheit und Güte im Kinde selbst vollendet verwirklichen. — Um ihrer Aufgabe gewachsen zu sein und ihren Namen zu verdienen, muß die Methode auf den Ursprung aller Erziehung zurückgeführt werden. Sie muß das, was die Natur schon, ehe die Erziehung als Menschenwerk vorhanden war, that, um das Dasein der letztern auch nur möglich zu machen, aufsuchen und die Punkte zur Klarheit bringen, durch welche sie als Menschenwerk wirklich wurde.

In diesem Geiste und nach dieser Ansicht geht die Methode nicht nur auf das Ursprüngliche der Menschennatur, sondern ebenso auf das Ursprüngliche jedes einzelnen Unterrichtsgegenstandes und jedes Wissens, Könnens und Wollens, das dem Kinde durch die Erziehung und den Unterricht eigen gemacht werden soll, zurück. Sie faßt in jedem Falle bei ihren ersten Anfängen sowohl als bei ihrem Fortschritt mit kindlichem Sinne die sich entfaltende Natur in ihrem Keime. Ihre Bildungsmittel beruhen nicht auf den zufälligen Verhältnissen, Lagen und Umständen, in denen sich das einzelne Kind befindet, sondern vielmehr auf den Kräften der Menschennatur selber und auf den Realgegenständen, aus welchen die Verhältnisse der Menschen und die Wahrheiten, die sich von diesen Verhältnissen ableiten, entspringen. Sie ist aber ebenso wenig jenen äußeren Verhältnissen, Lagen und Umständen entgegengesetzt, als die Menschennatur und die Realgegenstände, aus denen das Zufällige entspringt, in der Natur der Dinge dem letzteren entgegengesetzt sind.

Die Methode soll sich nicht nur überhaupt auf die Menschennatur gründen und aus ihr hervorgehen; sie soll dieselbe in ihrer Individualität selbst im Kinde unmittelbar darstellen.

Die Menschennatur im ganzen Umfange ihrer Anlagen, Kräfte, Bedürfnisse und Verhältnisse ist nicht nur der Anfangs- und Mittelpunkt, sondern auch das letzte Ziel, der ausschließliche Gegenstand ihrer Aufgabe. Sie muß sich daher vor allem von dem Wesen dieser Natur Rechenschaft geben. Sie ist der gewöhnlichen Meinung ganz entgegen, daß das Kind noch nicht menschlich und erst durch Bildung und Unterricht zum Menschen erhoben, daß anfangs eine bloß tierische Natur, erst durch tierische Thätigkeit und tierische Erziehungsmittel zu einer geistigen Natur umgeschaffen werden müsse. Ihr unbedingter Grundsatz ist: Was nicht schon in seinem ersten Ursprunge menschlich, was nicht schon in seinem ersten Entkeimen geistig, was nicht schon in seinen leisesten Ahnungen sittlich sei, werde es nie, so hoch man es auch steigere, in soweiter Umfassung man es entfalte. So wenig aus Bösem je Gutes hervorgehen könne, so wenig könne sich aus an sich Tierischem je Menschliches, aus an sich Sinnlichem je Geistiges, an sich Unreinem je Sittliches erzeugen.

Durch diese Ansicht von der Menschennatur wird die Methode erstens wirklich positiv. Die Humanität, die sie im Kinde voraussetzt, bildet eine volle Knospe, ein beseeltes Ganzes, einen Inbegriff strebender oder energischer Anlagen und aufnehmender Fähigkeiten, die in unzertrennlicher Einheit unter sich nach allen Seiten des Daseins ausstrahlen und von allen Seiten dasselbe einsaugen. Mit heiliger Scheu nährt und pflegt der Lehrer das Vorhandene als eine Pflanze, die der himmlische Vater gepflanzet hat. Er öffnet ihm immer weiteren Spielraum. Er hütet sich wohl, etwas davon ausrotten zu wollen, damit er nicht den Weizen mit dem Unkraute ausrottet. Wie er in diesem Geiste, in christlichem Sinne, voll anspruchsvoller Bescheidenheit und Hingebung die menschliche Natnr unbedingt achtet und als stilles Werkzeug im Reiche Gottes wirkt, so steht er in priesterlicher Würde als Mittler da zwischen dem Kinde und dem Leben. Er ist im sokratischen Sinne der Geburtshelfer seiner menschlichen und

geistigen Selbständigkeit, seiner Individualität, d. h. der göttlichen Idee in ihm, die in seiner Persönlichkeit sichtbar und wirklich werden soll.

Unmittelbar also, indem die Methode positiv ist, geht sie zweitens individuell vom Kinde selbst, das sie vor sich hat, aus, ja es giebt überall kein Positives in der Erziehung und dem Unterrichte, als eben das Kind als Individuum und die individuell in ihm vorhandene Kraft. Überall sogar, wo Methode ist, in Kunst, in Wissenschaft, im Leben, ist sie durch sich selbst notwendig individualisiert und individualisierend. Es ist daher nicht möglich, die Natur der Dinge und des Menschen mehr zu mißkennen, als durch den Vorwurf, eine allgemeine Erziehungsweise sei der Individualität entgegen. Einzig darin besteht eben ihre Allgemeinheit, daß sie die Individualität jedes Einzelnen als solche darstellt und bildet. Die Methode will nichts entwickeln, als was im Kinde als Anlage vorhanden ist, und diese Anlage selbst hinwiederum einzig von ihr aus und aus ihrem inneren Mittelpunkte. Eben sie anerkennt und macht anerkennen, daß so wie jeder Zögling ein geschlossenes Ganze, ein bei allem Reichtum und allem Umfange seiner Fähigkeiten gerade so und nicht anders nach notwendigen Gesetzen sich entfaltendes Individuum ausmacht, ebenso auch jede einzelne Anlage desselben hinwiederum ein individuelles Dasein ausmache, das zwar mit hohem Reichtum und unendlicher Vielseitigkeit, aber zugleich mit unabänderlicher Notwendigkeit den Gang und die Gesetze seiner Entfaltung in sich trägt. Der Reichtum und die Vielseitigkeit dieser Anlagen und Fähigkeiten, dieses Ganges und dieser Gesetze kann zwar den schwachen und oberflächlichen Beobachter verwirren, daß er, ihren Faden aufzufinden und festzuhalten unfähig, sich ins Meer der Empirie und willkürlichen Herumtappens verliert. Aber die Natur behauptet dennoch ihr Recht, und die Methode wird ihrem treuen Beobachter das Mittel darreichen, in den Organismus ihrer Bildungsstufen zu blicken, um wenigstens zu ahnen und sich von dem bestimmen zu

lassen, was er nicht durchdringt. Eben das Vermögen, die Individualität im Kinde, seine Selbständigkeit als Individuum zu schauen, zu erkennen, wie sich die Humanität in unendlichen Gestalten ausgebiert und auf unzählige Weisen in jedem einzelnen Dasein eigentümlich wird, und wie doch wieder die eine Menschheit in Allen erscheint, wie jeder ein Spiegel des Ganzen ist, und dieses, als das Eine, Unwandelbare und Ewige, mehr oder minder sichtbar, in weiterem oder engerem Umfange mit größerer oder geringerer Herrlichkeit offenbaret: Dieses zu erkennen, ist die Wonne des Methodikers, d. h. des Erziehers, der seine Aufgabe und sein Verhältnis zur Menschheit erkennt.

Wie die Methode in Hinsicht auf das Kind positiv ist und vom Selbständigen, d. h. Individuellen in ihm ausgeht, so ist sie es in Hinsicht auf den Unterricht, oder auf das Können und Wissen. Sie geht ebenso vom Selbständigen jedes Unterrichtsfaches aus, das sie mitteilt. Nicht zum Reflektieren über das, was die Dinge nicht sind, sondern zur Intuition, zum unmittelbaren Bewußtsein dessen sich zu bringen, was sie wirklich sind, ist ihr diesfälliges Bestreben ohne Ausnahme. Was ihr von den Keimen der sinnlichen Natur, was ihr von den Anlagen und Fähigkeiten der Menschen überhaupt gilt, daß sie nämlich produktiv sind und sich aus ihrem selbständigen Anfangs- und Mittelpunkte organisch entwickeln, das gilt auch von den Elementen aller menschlichen Kunst und aller menschlichen Wissenschaft. Das Reich des Geistes ist ihr, wie das Reich der Natur, nach einem Gesetz, dem der Organisation, in unzählige Individuen zerfallend, die eben dieses Gesetz sogleich unmittelbar ausdrücken und in ihrem Stufengange nur höhere Erscheinungen und Bilder, nur gesteigerte Potenzen einer und eben derselben alles beseelenden Urkraft sind. An das Auffinden dieser ursprünglich individualisierenden Keime des Wissens und Könnens, durch die jede einzelne Übung der Humanität gerade diese und keine andere ausmacht, ist der wahre Unterricht und die pädagogische Gymnastik im weitesten

Sinne angeknüpft. Der wahre Unterricht ist deswegen das, was das echte Genie von jeher gethan, er ist der Weg, den dieses von jeher aus eigener Fülle gefunden und eben darum als unwandelbare Wahrheit, als den Zwang der Natur und des Geistes, als Methode ausgesprochen hat.

Aus diesen Gesichtspunkten soll es denn auch eine allgemeine Methode sein, und sie muß es sein. Nicht nach der verkehrten Ansicht: die Menschen, die Kräfte, die Charaktere, die Gesinnungen und Handlungsweisen der Zöglinge gleichzumachen und die Stunde und Verhältnisse zu verwischen. Nein, die Methode will, daß jeder Zögling aus sich selbst in sein Verhältnis und in seine Umgebungen hineinwachse. Wenn sie dieses leistet, erscheint sie als wirkliche Vermittlerin aller pädagogischen Gegensätze, von denen aus sie teils von Seite des Realismus, teils von Seite des Formalismus, teils von Philanthropisten, teils von Humanisten einseitig ins Auge gefaßt wird. Sie bildet, wie es ewig in der Natur der Menschheit liegt, die Kraft und das Organ zur Wissenschaft durch Mitteilung wahrhaften Wissens, und erzeugt wahrhaftes Wissen umgekehrt eben durch die Entfaltung des Organs der Wissenschaft.

Nirgend spricht sich das Dasein und der Zusammenhang des Ganzen der Methode so rein und hehr aus, als in der Handlungsweise der entweder ganz gebildeten, oder ganz einfachen und menschlich natürlichen Mutter gegen ihren Säugling. Diese Handlungsweise ist rein ursprünglich; da mischt sich noch keine menschliche Kunst, keine menschliche Verirrung ein. Sie ist rein elementarisch; da spricht sich die Natur noch ganz aus. Ihr Instinkt redet in dieser Handlungsweise noch lebendig, und so weit und so lange er darin lebendig redet, ist in allem Thun der Mütter Einheit, lebendige Einheit für Weckung, für Belebung des Geistes, des Herzens und der physischen Kräfte des Kindes.

Jedes Zeitverderben der Erziehung hat seinen Grund in der Hinlenkung unserer Natur zu den Schwächen und der

Anmaßung, welche die einseitige Entfaltung irgend einer einzelnen menschlichen Kraft mit sich führt, und man kann nicht leugnen, diese Hinlenkung selbst hat ihren Grund im Mangel an Festhaltung des elementarischen Fundamentes der Erziehung, der Einheit unserer Natur. Und sowie dies wahr ist, so ist's ebenso gewiß, daß die Ansichten, Grundsätze und Fertigkeiten, welche die Elementarbildung, wenn sie wahrhaft ist, giebt, geeignet sein müssen, den Folgen dieser Verirrung mit Kraft Einhalt zu thun. Sie muß zwar, infolge der Eigentümlichkeit der Erscheinung unserer Natur im wirklichen Dasein, in die sittliche, geistige und physische Elementarbildung eingeteilt werden. Sie zerfällt selbst von ihrem Anfangspunkte, vom Thun der Mutter aus, in diese drei Richtungen, deren erstere im Wollen, deren zweite im Kennen und deren dritte im Können des Kindes ursprünglich begründet ist und dasselbe wieder begründet. Aber dennoch ist es gewiß, nirgend erscheint das Fundament der Elementarbildung, die Einheit unserer Natur und der unzertrennte innere Zusammenhang aller unserer Kräfte heller, als wenn wir die elementarische Bildung der einzelnen Kräfte unserer Natur in ihren verschiedenen Abteilungen aufstellen.

Die sittliche Elementarbildung ist nichts andres als die reine Entfaltung des menschlichen Wollens durch die höheren Gefühle der Liebe, der Dankbarkeit und des Vertrauens auf das Fundament der Vollkommenheit, in der sie sich in ihrem ersten Entkeimen im reinen Verhältnisse zwischen Mutter und Kind aussprechen. Das Ziel dieser Bildung ist sittliche Vollendung unserer Natur, ihre Mittel sind Übungen im Streben nach Vollkommenheit im sittlichen Denken, Fühlen und Thun. Auf das Sichtbare gerichtet, offenbart sie sich als Moral im Handeln, auf das Unsichtbare, als Religion im Fühlen oder Schauen. In jener stellt sich die reale, in dieser die ideale Seite eines und desselben Anfangspunktes des sittlichen Lebens dar.

Die intellektuelle Elementarbildung ist nichts Andres als die reine Entfaltung des menschlichen Kennens oder unserer

Vernunftkraft durch ein höchst einfaches Habituellmachen ihres Gebrauches selber. Und da diese Kraft in ihrem Wesen sich erstens an die Anschauungseindrücke, welche die Gegenstände der Welt auf unsere Sinne machen, anschließt, zweitens auf der gebildeten Leichtigkeit ruht, die Ureindrücke, oder vielmehr die einfachen Resultate ihrer Wirkung auf unser Inneres als die Elemente aller menschlichen Erkenntnis in uns selbst zusammenzusetzen, zu trennen und zu vergleichen, so fordert die intellektuelle Elementarbildung 1) psychologische Leitung der Einwirkung auf das Vernunftwesen zur Anregung und Sammlung der Eindrücke, welche die Vernunft, d. h. die lebendige geistige Kraft im Kinde, bei der Anschauung und im Leben der Natur notwendig erzeugt; 2) psychologische Benutzung dieser Eindrücke, als von der Natur selbst wesentlich und unveränderlich gegebenen Mittel, wodurch die gesamte Geistes- oder Vernunftkraft in uns am leichtesten ausgebildet werden kann. Die Mittel, in denen sich das Werk der Vernunft in uns in der Natur selbst offenbart, sind Sprache, Zahl und Form. Auf das Hervorbringenkönnen und Verstehen der in ihnen liegenden Wahrheiten und Verhältnisse gerichtet, erzeugen sie die Verstandesbildung; auf das Hervorbringenkönnen und Fühlen der ihnen innewohnenden Schönheit, Harmonie und Vollkommenheit gerichtet, erzeugen sie die ästhetische Bildung. Sie selbst zerfallen also an sich wieder ursprünglich in eine reale und ideale Seite. Elementarisch erscheint jene in der Sprache, in der sinnlichen (prosaischen), diese in der bildlichen (poetischen) Bedeutung des Wortes. Als die ideale Seite der Zahl erscheint die Musik, als die der Form die Zeichnung. Die Wahrheit und Schönheit dargestellt, sind wiederum sittlich, d. h. gut, als vollendetes Dasein und im Gange der Elementarbildung harmonisch vereinigt.

Indem wir in betreff der intellektuellen Elementarbildung auf die Grundsätze verweisen, welche in der Schrift: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt" erörtert wurden, wenden wir uns zur physischen Elementarbildung.

Auf dem nämlichen Wege, auf dem sich das Kind zur sittlichen und geistigen Selbständigkeit erhebt, erhebt es sich auf diese Weise durch lückenhaften Fortschritt und umfassenden Gebrauch seiner körperlichen Kräfte auch zur physischen Gewandtheit und bürgerlichen Selbständigkeit empor. Von keinem geschlossenen Kreise, von dem aus es sich selbst nur verengern könnte, sondern vom Mittelpunkte seines Wesens selbst ausgehend, verbreitet es den Umfang seiner Thätigkeit nach allen Seiten, soweit seine Kräfte reichen.

So selbständig also die Elementarbildung jede Richtung dieser Menschenkräfte und die einzelnen Anlagen und Thätigkeiten, in welche jede derselben aufs neue zerfällt, ins Auge faßt und von ihrem Anfangspunkte aus entwickelt, so nimmt ebenso ihr Gang bei der Übung jeder einzelnen ganz im Geiste der Mutter seine Humanität allgemein in Anspruch. Die Elementarbildung der einzelnen Anlage des Herzens beschäftigt und übt alle Gefühle des Herzens, die der einzelnen Anlage des Geistes alle Kräfte des Geistes, und die der Sinne und der Glieder den ganzen Körper. Ebenso setzt der Gang ihrer sittlichen Übung auch die Geistes- und Körperkräfte des Kindes, der Gang ihrer geistigen Entfaltung auch die des Herzens und seiner sinnlichen Organe, und die körperliche Gymnastik die geistige und sittliche Natur derselben, gleich dem Instrumente, dessen eine rein gestimmte Saite zugleich andere harmonisch gestimmten Saiten anklingt, in Bewegung und Thätigkeit. Alles Positive in der menschlichen Natur wirkt durchgehend wie in dem Positivsten und Lebendigsten des menschlichsten Thuns, dem Trachten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, das Übrige dem Menschen selbst zufällt.

Ehe wir die Abhandlung „Über die Idee der Elementarbildung" verlassen, sei noch auf den Umstand hingewiesen, daß in derselben der Bestrebungen eines Comenius, Rousseau und Basedow gedacht wird. Wäre ein Zweifel an der Mitarbeiterschaft Niederers vorhanden, so würde schon der Hinweis auf Comenius genügen, denselben zu zerstreuen. Pestalozzi

hat sich nie — wie wir später ausführlicher darthun werden — mit dem Studium der didaktischen Werke des Comenius befaßt.

Berücksichtigen wir nun unter den in der Periode von 1805—1826 entstandenen Schriften:

Die „Reden an mein Haus".

Pestalozzi hatte die schöne Gewohnheit, an besonders wichtigen Tagen alle Glieder seiner großen Familie um sich zu versammeln und ihnen in eindringlicher Weise all seine Freuden und Leiden, seine Hoffnungen, Wünsche und Erfahrungen mitzuteilen; so entstanden die „Reden an mein Haus", von denen noch sieben vollständig und eine als Bruchstück vorhanden sind. Fünf dieser Reden wurden an Neujahrstagen (1808—1812), eine und das Bruchstück Weihnachten 1810 und 1811, und eine an seinem Geburtstage (den 12. Januar 1818) gehalten. Sie liefern einen ganz besonders wertvollen Beitrag zu seinen Schriften; „denn sie geben uns das eigentümlichste und ergreifendste Seelenbild von Pestalozzi. Es thut sich darin eine seltene Beredsamkeit des Herzens kund, wo kindliche Demut und überwältigende Liebe mit dem Siegesjubel genialen Thatendranges, wo innere Zerrissenheit und erschütternde Selbstanklage mit der Erhabenheit einer großen Seele und eines edlen Willens wechseln."[91]

In der Rede am Neujahrstage 1808 tritt der Schmerz darüber zu Tage, daß Pestalozzi sich seiner Erziehungsaufgabe nicht gewachsen glaubt. Er ließ einen Sarg in den Saal bringen und den Schädel seiner alten Magd und treuen Gehülfin. „Das Werk meines Lebens zeigte Lücken, die ich nicht ahnte. Das Band, das uns alle bindet, zeigte sich an Stellen, wo es am festesten geknüpft sein sollte, locker. Ich sah Verderben einreißen, wo ich das Heil tiefer gegründet glaubte. Ich sah sich Mißmut entfalten, wo ich die Ruhe sicher glaubte. Ich sah die Liebe erkalten, wo ich sie lodernd heiß glaubte. Ich sah das Vertrauen schwinden, wo ich es brauchte, um

leben und atmen zu können. Ich sah mich dem Herzen von Menschen entrissen, die ich bis an mein Grab mit dem meinigen eng vereinigt glaubte. Eine Freundin starb mir. Seht hier ihren Schädel . . . Seht hier meinen Sarg. Was bleibt mir übrig? Die Hoffnung meines Grabes. — Mein Herz ist zerrissen. Ich bin nicht mehr, was ich gestern war. Ich habe die Liebe nicht mehr, die ich gestern genossen. Ich habe die Hoffnung nicht mehr, die ich gestern hatte. Was soll ich mehr leben? Wofür bin ich unter dem Fußtritt der Pferde gerettet?* Das Band ist zerrissen, das meinem Leben einen Wert gab. Der Traum ist verschwunden, der meine Sinne über meinen Wert und mein Glück täuschte. Was soll ich mehr in einer Welt thun, in der ich mich nur täuschte, und am meisten über mich selber? Vielleicht täusche ich mich in einer Stunde schon wieder. Doch die gegenwärtige, die erste Stunde des Jahres, soll täuschungslos mir meine Wahrheit vor Augen stellen, wie sie mir gebührt. Ich gab meinem Glück zu viel Wert und verdiente es nicht."

„Mein Werk forderte Heldenkraft, ich blieb träge; es forderte wachen und beten, ich wachte nicht, ich betete nicht; es forderte Weisheit des Lebens, ich hatte sie nicht; es forderte Kenntnisse, ich suchte sie nicht; es forderte Wirtschaft, ich war unwirtschaftlich; es forderte Selbstüberwindung, ich that, was mir wohl gefiel; es forderte Regelmäßigkeit und Ordnung, ich war unordentlich und zerstreut; es forderte Weisheit in der Behandlung von Freunden und Feinden, es ist unmöglich, gegen beide mehr zu fehlen, als ich hierin gegen sie fehlte — und doch gelang mein Werk. Aber ich mangelte ihm. Ich war seiner nicht wert. Es forderte vor allem aus das reine Opfer meiner selbst, Ich brachte ihm dieses Opfer nicht. Je glücklicher ich wurde, desto mehr verlor sich meine Kraft. Ich schrieb das Gute, das Gott mir erwies, mir selbst zu. Was als ein Wunder um mich her geschah, das wähnte ich in

*Siehe die Charakteristik Pestalozzis.

meiner Thorheit, ich thue es selbst. Ich ließ mich für das ehren, was ich nicht that, und glaubte mich Schöpfer eines Werkes, das nicht mein ist."

„Ich gehe hin, ihr aber bleibet. Möchten diese Worte jetzt mit Feuerflammen vor euren Augen stehen! Freunde, werdet besser, als ich war, damit Gott sein Werk durch euch vollende, da er es durch mich nicht vollendet. Werdet besser, als ich war. Bringt euch durch eure Fehler nicht eben die Hindernisse in den Weg, die ich mir durch die meinigen in den Weg gelegt habe. Laßt euch vom Scheine des Erfolges nicht täuschen, wie ich mich davon täuschen ließ."

Am Neujahrstage 1809 sprach Pestalozzi von der segensreichen Wirkung der Elementarbildung auf die Menschennatur. „Die Mittel der Elementarbildung, die wir suchen, greifen immer tiefer in die Menschennatur; sie werden immer allgemeiner, immer zusammenhängender, und ihr Erfolg wird immer entschiedener. Die Elementarbildung der Menschennatur ist die Bildung unseres Geschlechtes zur Liebe, aber freilich nicht Bildung einer blinden, nein, das nicht, sie ist eine Bildung der Menschennatur zur sehenden Liebe. Wie sie unser Geschlecht durch unser Herz göttlich erhebt, also giebt sie ihm durch die Bildung seiner Geistes- und seiner Kunstkräfte menschliche Mittel eines hohen, göttlichen Lebens. Sie bringt durch eine naturgemäße Entfaltung dieser menschlichen Kräfte mit dem Göttlichen, das in unserer Natur ist, mit dem Himmlischen im Herzen, mit Liebe, Dank und Vertrauen, mit den hohen Ahnungen des Ewigen und Unendlichen, dessen unser Herz fähig ist, in Übeinstimmung. Sie bringt die sittlichen, die intellektuellen und die Kunstkräfte unserer Natur in Übereinstimmung und macht uns durch diese Übereinstimmung zu Menschen; ohne sie kann es der Mensch nie sein. Nein, er kann ohne auf Liebe gebaute und von ihr ausgehende Bildung seines Geistes und seiner Kunst nie im hohen, würdigen Sinne des Wortes Mensch werden; aber dahin, dahin, zu dieser auf Liebe gebauten und von ihr ausgehenden Menschlichkeit ist's

auch allein, wohin wir dich, geliebte, mir anvertraute Jugend erheben wollen. Wir kennen keinen Mittelpunkt eurer Führung, als Liebe, als unsere Liebe, als eure Liebe, als Gottesliebe, als Menschenliebe. Was wir nun thun, was wir nun an euch thun, so ist die Liebe das letzte Ziel unseres Thuns; auch unser äußerliches Lernen hat keinen andern Zweck."

„Machen wir euch rechnen, so ist unser Rechnen ein Mittel eurer Liebe; machen wir euch Gottes Natur erkennen, so ist Gottes Natur für euch ein Mittel der Liebe. Es ist euch ein Mittel der höchsten, der erhabensten, der reinsten, der einzig ganz und ewig reinen Liebe unserer Natur. Was ihr immer thut, jede Kraft, die ihr entfaltet zum Dienste eurer Natur, entfaltet in unserer Hand Kräfte der Liebe. Selber, wenn ihr euren Leib schwenket, um gewandt zu werden in allem Dienste des Lebens, selber wenn die Trommel schlägt und ihr in harten Reihen dastehet, wie wenn ihr nur ein Leib und keine Seele wäret, selber wenn das Feuergewehr, das den Geist und das Herz unserer Zeit verschlingt, auf eueren Schultern blitzt, — ihr entfaltet an unserer Hand und im Ganzen der Umgebungen und Eindrücke, in denen ihr lebt, nur Menschenliebe, nur Vaterlandsliebe. Das einzige Band unserer Vereinigung ist die Liebe, und die einzige Sünde unseres Zusammenseins, die einzige Sünde unserer Vereinigung ist Lieblosigkeit."

In der Rede am Neujahrstage 1810 beruhigt Pestalozzi seine Mitarbeiter über den Ausfall der im November 1809 vorgenommenen Prüfung der Anstalt durch die eingesetzte eidgenössische Kommission. „Freunde, Brüder, erste Gehülfen der Anstalt, daß wir uns selbst rein erhalten im Hochfluge des Geistes und des Herzens, der in den ersten Tagen unserer Vereinigung alle Last und alle Schrecken des Werkes zum Himmel des Lebens machte, nach dem wir alle strebten — daß wir in uns selbst das Leben des Dankes wieder erneuern für jeden Tropfen Wassers, den Gott in die arme Quelle hineinfallen ließ, von der unser Werk ausging — daß die

Stellung in dieſer Armut und dieſer Beſchränkung uns ewig als die Quelle unſeres Segens und unſeres Wachstums vor unſeren Augen ſtehe — daß der eitle Zuruf der Menſchen von den Ufern des Stroms, die die Quelle unſeres Segens nicht kennen, uns nicht täuſche, wenn ſie uns loben, daß ſie uns nicht täuſche, wenn ſie uns ſchelten, daß jede Reinheit des Herzens, jede Kraft des Geiſtes, von der die Anfänge des Werkes ausgingen, ſich mit aller Reinheit des Herzens und mit aller Kraft des Geiſtes, die Gott zum Dienſte ſeines Werkes unſerm Sein und unſerm Thun nahe gebracht, ſich in Liebe und Wonne vereinigen. Das, Freunde, das, Stifter der Anſtalt, das fordert die neue Schöpfung für unſer Werk auch dieſes Jahr von uns!"

Denſelben Gedanken verfolgt Peſtalozzi in der Weihnachtsrede des Jahres 1810; in welcher er auch zugleich um Beilegung des unſeligen Streites unter den Lehrern fleht. „Männer, Brüder, Freunde, wo die Gemeinſchaft der Liebe mangelt, da iſt die Quelle der Gemeinſchaft der Freude geſtopft. Wenn wir alſo die Weihnacht für unſer Herz zu einem Feſte machen wollen, wie es unſeren Vätern war, ſo müſſen wir die Gemeinſchaft der Liebe in unſerer Mitte herſtellen und ſichern. Dieſe aber mangelt allenthalben, wo der Sinn Jeſu Chriſti und die Kraft ſeines Geiſtes mangelt. Brüder, Freunde, unſer Haus iſt auf Sand gebaut, wenn uns dieſer Sinn und dieſe Kraft mangelt. Brüder, Freunde, umſonſt ſuchen wir die Gemeinſchaft irgend einer Freude, wenn uns die Gemeinſchaft der Liebe mangelt."

„Brüder, Freunde, laßt uns getreu ſein und wandelt mit mir mutig ihre Bahn. Ich bin der Schwächſte in eurer Mitte, aber dennoch zu jedem Opfer bereit, was die Rettung unſers vereinigten Zweckes, des heiligen, von uns fordern mag. Freunde, Brüder, ſeid das mit mir. Seid mit mir zu jedem Opfer bereit, das zur Rettung unſers vereinigten Zweckes, des heiligen, notwendig ſein wird. Sie werden nicht klein ſein, dieſe Opfer. Es iſt kein Geringes, ſeine Hand an die Er-

ziehung der Menschen zu legen und sich vorzudrängen unter seinem Geschlechte und es auszusprechen: Wir sind da, sehet auf uns, wir wollen und wir können etwas Wesentliches zur Verbesserung der Erziehung unsers Geschlechts, wie es jetzt ihrer teilhaftig wird, beitragen; wir können und wollen das Wohl der Welt, das Heil unsers Geschlechts von dieser Seite wahrhaft und zuverlässig befördern."

„Freunde, Brüder, so hat man den Zweck unserer Vereinigung ins Auge gefaßt, so haben wir ihn fest selbst ausgesprochen. Das Verderben der Erziehung fühlend und unter seinem Irrtume notleidend, hat die Welt dem Hochfluge meiner Begeisterung Vertrauen geschenkt und unserem Thun Lorbeeren gestreut, da wir kaum angefangen, die Mittel zu suchen, durch die ein schöner Traum in Wirklichkeit hinübergehen sollte. Ich irrte selbst; ich achtete den Weg zu meinem Ziele viel kürzer, als er ist, und der Weihrauch, den man uns streute, und der Erfolg, der unreife einzelne Versuche wirklich hatten, stärkte unsern Irrtum und wirkte nicht wohlthätig auf unsere Verbindung und auf unsere Anstalt. Es entfalteten sich Keime ihres Verderbens. Es entfaltete sich eine Gewaltsamkeit einseitiger Ansichten, die, indem sie sich widersprechend durchkreuzten und gegenseitig unreif unter einander anstießen, Verderben über unser Dasein bereiteten und dem leichten Sinne der Zeit, dem unser Thun für ein Modelob schon an sich zu alt war, eine Empfänglichkeit für den Tadel gab, der jetzt bald, ich sehe es voraus, in einen Modetadel hinübergehen wird, das dem Modelob, das ihm vorherging, in seinem Wesen gleich ist. Aber es ist uns gut, daß diese Stunde kommt, sie ist uns besser, als die Stunde des eitlen Lobes. Täuschen wir uns nicht, unser Tadel wird scharf und seine Stunde ernst. Gutes Haus, deine Liebhaber werden jetzt deine Tadler, und du weißt, daß der Tadel der Liebhaber immer scharf ist, und deine Feinde werden ihren Tadel zum Zeugnis wider dich brauchen. Gutes Haus, du bist wie eine Blume in der Wiese aufgewachsen und erregtest den Neid vieler Kunstgärtner; du

ſtärkteſt etwas zu frühzeitig ihren Köhlerglauben an ihren Garten und an ihre Kunſt, und jetzt werden ſie die frühzeitige Störung ihres Glaubens wieder vergelten.

Die Neujahrsreden von 1811 und 1812 hielt Peſtalozzi in gehobenſter Stimmung; ſie atmen die Freude über die feſte Begründung ſeines Werkes und hohes Lob für die unermüdlichen Gehülfen. Er erwähnt Niederer, den fernen Schmid, Krüſi, Göldi, Ramsauer, Egger, Knuſert, Weilenmann, Heußi, Baumgärtner, Schneider, Leuenberger, Schacht, Blochmann, Ackermann, Lehmann und „Preußens Zöglinge": Kawerau, Henning, Dreiſt, Patzig, Krätz und Rendſchmidt. An die letzteren richtete er die folgenden Worte: „Und ihr, die ihr vereinigt daſteht für unſeren Zweck als ein Herz und eine Seele — euer Hierſein iſt in die Tage einer ernſten Trennung, in die Tage meiner tiefen Trauer gefallen. Aber ihr machtet mich nicht traurig, ihr erquicktet mich in meiner Trauer. Ihr erlaget nicht unter der Gewalt des ſtarken Ausbruches einſeitiger und unreifer Anſichten. Ihr wurdet nicht Knechte der Menſchen, uud ihr ſchloſſet euch nicht dienend und unſelbſtändig an die herrſchende Stimmung eines vorübergehenden Tages an. Ihr woget ruhig die Wahrheit der Streitenden und ſondertet dieſe von dem Irrtum und der Schwäche ihres Benehmens. Die meiſten von euch gehen nun bald von uns weg, um eurem Könige und eurer Nation Rechenſchaft von eurem hieſigen Aufenthalte zu geben. Ihr ſeid als Jünglinge voll guten Willens zu uns gekommen, und ihr geht mit gereiften Kenntniſſen, mit Eifer und mit einem geſtärkten, feſten Willen, dem Volke eures Landes zu dienen und euch der Jugend, der Armut und der Verlaſſenen zu weihen. Freunde, im letzten Jahre eures Daſeins hat das Weſen unſers Thuns ſich vielfach geläutert und feſter gegründet. Ihr habt das Eure dazu mit Eifer, mit Treue und mit Kraft beigetragen."

In der letzten veröffentlichten Rede an ſein Haus, die an ſeinem Geburtstage — am 12. Januar 1818 — gehalten wurde, erwähnt Peſtalozzi beſonders dasjenige, was er durch

seine Unternehmungen für die Gegenwart und die Zukunft zu schaffen gedachte. Er weist zurück auf seine Jugendzeit, da ihm das Ziel vorgeschwebt habe, „den Armen im Lande durch tiefere Begründung und Vereinfachung der Erziehungs- und Unterrichtsmittel ein besseres Schicksal zu verschaffen und setzt dann die Wege auseinander, auf denen es ihm endlich gelungen sei, die Idee der Elementarbildung zu entfalten und die elementare Erziehungsmethode zu bearbeiten. — Verlassen wir nun die „Reden" Pestalozzis und wenden uns einer Schrift zu, welche sich dem politischen Gebiete nähert und beweist, „daß er sich nie im Kleinen und Persönlichen verlor, sondern daß seine Gedanken stets die allgemeinen Zustände und Verhältnisse umfaßten." Diese Schrift ist betitelt:

„An die Unschuld, den Ernst und den Edelmut meines Vaterlandes".

Die Veranlassung zur Abfassung dieser im Jahre 1814 entstandenen Schrift lag in dem Umstande, daß nach dem Sturze Napoleons die Mediationsakte aufgehoben wurde, und neue Verfassungskämpfe in der Schweiz bevorstanden. Er erwähnt die thatsächlichen Verbesserungen, welche durch die Stürme der verflossenen Jahrzehnte sich geltend gemacht haben. „Bonaparte hatte ganz recht, daß er die Güter, die der Religion dienen sollten und ihr nicht dienten, nicht hinfort in den Klostermauern verfaulen lassen wollte. Ebenso hatte er ganz recht, daß die Gemeindegüter in Städten und Dörfern nicht forthin als Apanage der bürgerlichen Ratsherrnfamilien und sogar der nicht einmal bürgerlichen Dorfvorgesetztenhäuser benutzt und verschleudert werden sollten. Er hatte ganz gewiß recht, daß er die Schul- und Erziehungsfonds nicht mehr dem Trugdienste einer oberflächlichen und den ersten Bedürfnissen einer wahren Erziehung im Wege stehenden Scheinkultur dargeworfen wissen wollte. Er hatte gewiß recht, daß er die Armenfonds dem Raube der Armenpfleger entrissen und nicht ferner mitten im Hunger und Mangel zahllosen wirk-

lichen Armen der sogeheißenen standesmäßigen Erhaltung, d. h. dem Komödiantenleben und den Hoffahrtausgaben und dem Müssiggange zurückgekommener begünstigter Familienverschwender und ihrer würdigen, aber zu allem unbrauchbaren Nachkommenschaft dargeworfen wissen wollte. Er hatte gewiß recht, daß er die Rechnungen von diesen Fonds nicht in alle Ewigkeit durch von Behörden begünstigte Günstlinge und von Günstlingen begünstigte Behörden unbedingt als richtig erfunden erscheinen lassen wollte."

Pestalozzi erinnert dann an die ihrem Vaterlande zu früh entrissenen großen Söhne, an Lavater († (1801) und Johannes v. Müller († 1809), deren Ratschläge jetzt von der höchsten Bedeutung sein würden. „Lavater! Müller! Ihr hättet der Wahrheit das Zeugnis gegeben, das wir heute bedürfen. Aber ihr seid nicht mehr. Ihr höret den nicht mehr, der euch achtet. Euch sieht auch der nicht mehr, der euch liebt, und ihr seid auch dem ab den Augen, der sich schämen müßte, wenn ihr da wäret. Ach, daß das Vaterland eurer mangeln mußte in der Stunde seines größten, dringendsten Bedürfnisses. — Im tiefen Fühlen des Wortes, wenn diese schwiegen, so würden die Steine schreien, erhebt sich mein in Schwachheit und Alter Lavater und Müller verehrendes Herz, und ich wage es in den Mund zu nehmen und auszusprechen, was beide in dieser Stunde dir, Vaterland, gesagt hätten. Vaterland! würden sie zu dir sagen: „Eintracht ist das erste, das jetzt not thut!"

Pestalozzis Vorschlag hinsichtlich der geeignetsten Regierungsform für die Schweiz geht auf die Errichtung einer vereinigten Eidgenossenschaft und zur Festigung derselben empfiehlt er als einziges Mittel die naturgemäße Bildung des Menschen zu dem ihm von Gott gesteckten Ziele. „Es ist für die Erhebung des Weltteiles und auch für deine Wiederherstellung, teures, gesunkenes Vaterland, kein Rettungsmittel wahrhaft wirksam, das nicht von einer psychologisch tief erforschten Ausbildung der sittlichen, geistigen und Kunstanlagen unsers

Geschlechtes ausgeht und wieder zu ihm hinführt. Freund der Menschheit! Blick mit mir noch einmal auf das Wesen des Grundmittels der Menschenveredelung, auf das ewige und einzige Fundament aller wahren Kultur, aller wahren Individual-, aller wahren National-, aller wahren Menschenbildung, auf das häusliche Leben, und faß es jetzt besonders in Rücksicht auf seinen Einfluß und auf die naturgemäße Entfaltung der sittlichen Anlagen ihres Kindes ins Auge."

„Was der Mensch ist, das ist auch sein Haus. Und soweit er selbst gebildet ist, nur soweit kann auch sein Haus bildend sein. Muß also das häusliche Leben wie der Staat hiefür für die Menschheit zu einem bildenden, zu einem das Individuum innerlich veredelten Leben erhoben werden, so kann dies immer nur in dem Grade stattfinden, als die Individuen im Staate kultiviert, d. h. dahin gebracht worden sind, die Wahrheit zu erkennen, das Gute zu wollen und das Notwendige zu können."

„Vaterland, um vorwärts zu kommen, mußt du zurück und dahin kommen, daß deine Kinder wieder, wie noch vor vierzig Jahren, Lavaters Schweizerlieder, in Übereinstimmung mit sich selbst, im Herzen tragen, und in Bergen und Thälern, froh wie Älpler, den Kuhreigen anstimmen. Vaterland! Du mußt zurück und dahin kommen, daß deine Jünglinge wieder wie diejenigen, die sich in meiner Jugend um Bodmer und Breitinger versammelten, über ihr Zeitalter hinaus sehen und unpassend für seine Schwäche, nur für das Gute und Edle, das im Vaterlande noch übrig geblieben, einen hohen belebten Sinn zeigen, und nur dieses mit verachtender Hintansetzung alles Unedlen, Niedrigen, Selbstsüchtigen und Schlendriansmäßigen in ihren Umgebungen ergreifen. Vaterland! Du mußt dahin kommen, daß deine Söhne Müllers hohen Schweizersinn als den einzigen des Vaterlandes würdigen Sinn erkennen, und die hohen Bilder des Edlen, ihrer selbst und ihrer Vaterlandsliebe bewußt, ohne Schamröte unter ihren Zeitgenossen wieder vordeklamieren können. Vaterland! Du

mußt mehr thun, du mußt deine Söhne, du mußt deine Jünglinge weiter führen, als Müller selbst ging; du mußt sie dahin bringen, daß sie sich auch dahin erheben, die Tage des sinkenden Vaterlandes bis auf die unseren hinab mit seinem Tiefblick in ihren Ursachen zu erforschen und in ihren Folgen ins Licht zu setzen, und selbige uns und unseren Kindern mit seiner Freiheit und mit seiner Kraft zur Lehre, zur Strafe, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit unverhohlen vor Augen zu stellen, wie er die hohen Thaten besserer Zeiten, unserer ersten Vorfahren, uns zur Aufmunterung, zur Erhebung, zur Stärkung und zur Begeisterung mit erhobener Kraft dargelegt und hinterlassen."

Im Jahre 1826 erschienen die beiden letzten Schriften Pestalozzis: Die Lebensschicksale und der Schwanengesang. Der vollständige Titel der ersteren lautet: „Meine Lebensschicksale als Vorsteher meiner Erziehungsinstitute in Burgdorf und Iferten."

Man könnte versucht sein, diese für jeden Biographen Pestalozzis unentbehrliche Schrift ein Seitenstück zu Rousseaus „Bekenntnissen" zu nennen, da der Verfasser nicht nur die eigenen Fehler und Schwächen rückhaltlos darlegt, sondern bei der Schilderung derselben mit „einem gewissen psychologischen Behagen" verweilt. „Er sucht offenbar darin eine tröstliche Beruhigung, daß aus dem äußeren Ruin seiner hochstrebenden Gedanken und Unternehmungen seine Person in tragischer Großartigkeit sich erhebe".[92] Da sich der Inhalt der „Lebensschicksale" größtenteils mit den in unserer Darstellung angeführten Thatsachen deckt, so möge ein Urteil Blochmanns über diese Schrift genügen. Derselbe sagt (a. a. O. S. 131): „In den Lebensschicksalen spricht er große, ergreifende Wahrheiten aus, und ich halte dafür, daß jeder, der Pestalozzi näher stand, und längere Zeit seinem Lebensgange folgte, von der Richtigkeit der darin niedergelegten Ansichten im wesentlichen überzeugt sein, aber zugleich auch bekennen wird, daß ein zwiefacher großer Wahn sich durch das Ganze

derselben hindurchzieht, die Ungerechtigkeit gegen sich selbst und den Wert und die Bedeutung seiner Erziehungsunternehmung in Yverdon und die blinde Hartnäckigkeit, mit der er Schmids Thun maßlos überschätzt und den Gehalt seines Charakters und seinen inneren Wert um der scheinbaren Treue kindlicher Anhänglichkeit willen gänzlich verkennt. Indem er mit seltener Demut sich als die Ursache alles Mißlingens, seine Schwächen als den Grund der in sich notwendigen Auflösung seines Werkes bezeichnet, vergißt er, zu bekennen, wie mächtig doch in seiner Schwäche Gottes Kraft und Gnade mit ihm gewesen, und wie viel Herrliches und Bleibendes kraft derselben nicht nur in Auffindung und Bearbeitung wesentlicher Mittel der Elementarbildung, sondern vor allem in heilsamer Anregung so vieler Hunderte zu fortgesetzter geistig-kräftiger Wirksamkeit auf dem angebahnten Pfade durch ihn vollbracht wurde."

Über den Zweck der Abfassung des „Schwanengesanges" berichtet Pestalozzi in der Vorrede dieser Schrift folgendes: „Bei dem Gange meines Lebens konnte ich nicht anders als auf der einen Seite über den Gegenstand meiner Bestrebungen wichtige Erfahrungen machen, andrerseits auch zu einigen Resultaten gelangen, die den Freunden der Menschheit und der Erziehung durchaus nicht gleichgültig sein können. Ich bin nun achtzig Jahre alt, und in diesem Alter hat jeder Mensch unrecht, wenn er sich nicht jeden Tag soviel als auf dem Todbette liegend ansieht. Ich habe das seit einiger Zeit mehr als je gefühlt. Ich wollte also nicht länger säumen, dem Publikum sowohl über meine diesfälligen Erfahrungen, als über ihre gelungenen und mißlungenen Resultate noch vor meinem Absterben eine so viel wie möglich klare und bestimmte Rechenschaft zu geben. Ich gab meiner Schrift deshalb auch den Titel, den sie trägt."

Pestalozzi verbreitet sich im „Schwanengesange" hauptsächlich über die Idee der Elementarbildung; einen verhältnismäßig kleinen Raum gewährt er der Darstellung seines

Jugendlebens und seiner Charakterbildung; die Ereignisse aus der Periode von Stanz bis Yverdon und Neuhof werden nur aphoristisch behandelt.

Die Elementarbildung ist nach Pestalozzi nichts Andres als die Idee der Naturgemäßheit in der Entfaltung und Ausbildung der Anlagen und Kräfte des Menschengeschlechtes. „Jede einseitige Entfaltung einer unserer Kräfte ist keine wahre, keine naturgemäße, sie ist nur Scheinbildung, sie ist das tönende Erz und die klingende Schelle der Menschenbildung und nicht die Menschenbildung selber. Die wahre, naturgemäße Bildung führt durch ihr Wesen zum Streben nach Vollkommenheit, nach Vollendung der menschlichen Kräfte. Die Einseitigkeit ihrer Bildung aber führt ebenso durch ihr Wesen zur Untergrabung, zur Auflösung und endlich zum Absterben der Gemeinkraft der Menschennatur."

„Jedes einseitige Übergewicht in der Bildung unserer Kräfte führt zum Selbstbetrug grundloser Anmaßungen, zur Mißkennung seiner Schwächen und Mängel und zur harten Beurteilung aller derer, die nicht mit den irrtumsvollen Ansichten unserer Einseitigkeit übereinstimmen. Das Gleichgewicht der Kräfte, das die Idee der Elementarbildung so wesentlich fordert, setzt ihren Anspruch auf die naturgemäße Entfaltung einer jeden der einzelnen Grundkräfte unserer Natur voraus. Jede derselben entfaltet sich nach ewigen, unveränderlichen Gesetzen, und ihre Entfaltung ist nur insoweit naturgemäß, als sie mit diesen ewigen Gesetzen unserer Natur selber in Übereinstimmung steht."

Jede dieser einzelnen Kräfte wird wesentlich durch das einfache Mittel ihres Gebrauches naturgemäß entfaltet. „Der Mensch entfaltet das Fundament seines sittlichen Lebens, die Liebe und den Glauben, nur durch die Thatsache der Liebe und den Glaubens selber naturgemäß. Hinwieder, der Mensch entfaltet das Fundament seines Geistes, seines Denkens, nur durch die Thatsache des Denkens selber naturgemäß. Und ebenso entfaltet er die äußeren Fundamente seiner Kunst- und

Berufskräfte, seine Sinne, Organe und Glieder nur durch die Thatsache des Gebrauches naturgemäß."

Nach diesen Erörterungen giebt Pestalozzi eine genauere Erklärung der Idee der Elementarbildung. „Sie ist nichts Andres als das Resultat der Bestrebungen des Menschengeschlechtes, dem Gange der Natur in der Entfaltung und Ausbildung unserer Anlagen und Kräfte die Handbietung angedeihen zu lassen, die ihm die erleuchtete Liebe, der gebildete Verstand und der erleuchtete Kunstsinn unseres Geschlechtes zu erteilen vermag."

Nach Feststellung dieses Gesichtspunktes beginnt Pestalozzi, die Entfaltung der Kräfte in sittlicher, geistiger, häuslicher und bürgerlicher Hinsicht näher darzulegen.

Die sittliche Bildung des Kindes beginnt schon mit dessen Geburt. „Es ist die heilige Mutterſorge, es ist die instinktartig in ihm belebte Aufmerksamkeit auf augenblickliche Stillung jedes Bedürfnisses, dessen Nichtbefriedigung das Kind sinnlich zu beunruhigen geeignet ist, was wir bei ihm als die erste, aber wesentliche Vorbereitung und Anbahnung des Zustandes anerkennen müssen, in dem sich die sinnlichen Keime des Vertrauens gegen die Quelle dieser Befriedigung und mit ihnen die ersten Keime der Liebe zu derselben entfalten, und es ist in der Belebung dieser ersten, sinnlichen Keime des Vertrauens und der Liebe, woraus auch die ersten, sinnlichen Keime der Sittlichkeit und der Religiösität hervorgehen und sich entfalten."

Um dies zu erreichen, ist Ruhe und Befriedigung für den Säugling unerläßlich. „Jede Unruhe, die in diesem Zeitpunkte das vegetierende Leben des Kindes stört, legt den Grund zur Belebung und Stärkung aller Reize und Ansprüche unserer sinnlichen, tierischen Natur und zur Abschwächung aller wesentlichen Fundamente der naturgemäßen Entfaltung aller Anlagen und Kräfte, die das eigentliche Wesen der Menschlichkeit selber konstituieren."

In bezug auf die Entfaltung des geistigen Lebens gelangt Pestalozzi zu folgenden Resultaten:

„Wir finden, die Bildung unſerer Denkkraft geht von dem Eindrucke aus, den die Anſchauung aller Gegenſtände auf uns macht und die, indem ſie unſere inneren und äußeren Sinne berühren, den unſerer Geiſteskraft weſentlich innewohnenden Trieb, ſich ſelber zu entfalten, anregen und beleben."

„Dieſe durch den Selbſttrieb der Denkkraft belebte Anſchauung führt ihrer Natur nach vor allem zum Bewußtſein des Eindruckes, den die Gegenſtände der Anſchauung auf uns gemacht haben und mithin zur ſinnlichen Erkenntnis derſelben. Sie erzeugt dadurch notwendig das Gefühl des Bedürfniſſes von Ausdrücken, die die Eindrücke unſerer Anſchauung auf uns gemacht haben und vor allem das Gefühl des Bedürfniſſes der Sprachkraft, deren Entfaltung den diesfälligen Gebrauch der Mimik zugleich überflüſſig macht." Damit iſt Peſtalozzi bei der Beſprechung der Sprachlehre angelangt; an dieſe ſchließt ſich die ſchon früher erwähnte Zahl- und Formenlehre. —

Es handelt ſich alsdann um die Entfaltung der Fundamente der Kunſt, aus denen alle Mittel, die Produkte des menſchlichen Geiſtes äußerlich darzuſtellen und den Trieben des menſchlichen Herzens äußerlich Erfolg und Wirkſamkeit zu verſchaffen, hervorgehen und durch welche alle Fertigkeiten, deren das häusliche und bürgerliche Leben bedarf, gebildet werden müſſen.

„Dieſe Fundamente ſind innerlich und äußerlich, geiſtig und phyſiſch; aber wir ſehen auch ebenſowohl, daß das innere Weſen der Ausbildung aller Kunſt und Berufskräfte in der Ausbildung der geiſtigen Kraft der Menſchennatur, in der Ausbildung ſeiner Denk- und Urteilskraft, die in ihrem Weſen von der naturgemäßen Ausbildung ſeiner Anſchauungskunſt ausgeht, beſteht. Wir können die Wahrheit nicht verkennen, daß wer zum Rechnen und Meſſen und dem diesfalls beiwohnenden Zeichnen wohl, d. h. naturgemäß und genugthuend angeführt iſt, die inneren, weſentlichen Fundamente aller Kunſt und aller Kunſtfertigkeit in ſich ſelbſt trägt, und daß er nur

noch die äußeren Kräfte seiner Sinne und Glieder in Übereinstimmung mit seiner innerlich entfalteten Kunstkraft für den bestimmten Zweck der Fertigkeiten derjenigen Kunst, die er erlernen will, mechanisch auszubilden notwendig hat." —

In bezug auf die bei der Elementarbildung in Anwendung kommenden Unterrichtsmittel stellt Pestalozzi folgendes fest: „Ihre Naturgemäßheit fordert allgemein die höchste Vereinfachung ihrer Mittel, und es ist bestimmt von diesem Gesichtspunkte, wovon der Ursprung aller meiner pädagogischen Lebensbestrebungen wesentlich ausging. Ich wollte und suchte im Anfange dieser Bestrebungen durchaus nichts Andres, als die gewohnten und allgemeinen Unterrichtsmittel des Volkes im höchsten Grade zu vereinfachen und dadurch ihre Ausübung, ihren Gebrauch, den Wohnstuben des Volkes allgemein näher zu bringen. Diese Ansicht führte natürlicherweise zur Organisierung von Reihenfolgen von Unterrichtsmitteln, die in allen Fächern des Kennens und Könnens des Menschengeschlechtes von höchst einfachen Anfangspunkten ausgehend, in lückenlosen Stufenfolgen vom Leichteren zum Schwereren hinführen, mit dem Wachstume der Kräfte des Zöglings gleichen Schritt haltend, immer belebend und nie ermattend und erschöpfend aus ihm selbst hervorgehen und auf ihn einwirken."

Es wirft sich sehr leicht die Frage auf: Ist diese Idee der Elementarbildung nicht ein Traum? Wo ist sie in ihrer Wirklichkeit? „Ich antworte: allenthalben und nirgends. Allenthalben in einzelnen Belegen ihrer Ausführbarkeit — nirgends in ihrer Vollendung. Auch der kraftvollste Mensch muß in jeder seiner Bestrebungen zu irgend einer Art seiner Ausbildung mit Paulus aussprechen: „„Nicht, daß ich's schon ergriffen habe, ich jage ihm aber nach, ob ich's auch ergreifen möge."" Und wenn dieses vom einzelnen Menschen wahr ist, so ist es noch unendlich mehr von den kollektiven Kulturbestrebungen unseres Geschlechtes wahr. Wir müssen es geradezu aussprechen: eine der Idee der Elementarbildung in ihrer Vollendung genugthuende Erziehungs- und Unterrichtsmethode

ist nicht denkbar. Setze auch ihre Grundsätze noch so klar ins Licht, vereinfache ihre Mittel aufs höchste, mache die innere Gleichheit ihrer Ausführung auch noch so heiter, es ist keine äußere Gleichheit ihrer Ausführungsmittel denkbar; jeder einzelne Mensch wird diese Mittel nach Verschiedenheit seiner Individualität anders als jeder andere, dessen Individualität mit der seinigen nicht harmoniert, ausführen."

Es giebt auf Erden stets Menschen, denen Gott ein einseitiges Übergewicht über ihre Mitmenschen gegeben hat. Diese stehen mit ihren Anhängern in Opposition zu den Ansprüchen des Übergewichts entgegengesetzter Kräfte; dies hat zur Folge, „daß jedes Übergewicht einzelner Kräfte zur Erhaltung des Gleichgewichts aller, aber zugleich zur Erhaltung der Schranken und Hemmungen des Stückwerkes in den Fortschritten jeder einzelnen Kraft und im ganzen Umfange ihrer Mittel beizutragen, von der Menschennatur selbst hingelenkt wird, und an dessen Anerkennung die Naturgemäßheit aller Fortschritte unsers Wissens und Könnens und mithin auch alle Realität des Segens, der aus diesem Wissen und Können unseres Geschlechtes hervorgeht, gebunden ist."

So lange diese Thatsache unbekannt bleibt, muß die Idee der Elementarbildung allerdings als ein Traum angesehen und ihre Ausführung als unmöglich bezeichnet werden. „Sobald wir aber das Ziel aller menschlichen Kultur ansehen und die Naturgemäßheit der Fortschritte alles unsers Wissens aus der Natur des Stückwerks hervorgehend anerkennen, das unserem Wissen und Können allgemein unübersteigliche Schranken setzt, so fällt uns das Ziel dieser großen Idee als das Ziel des Menschengeschlechtes in die Augen, und damit fällt denn auch der Ausspruch unserer Blindheit, daß sie ein eitler Traum menschlicher Verirrung und an sich unausführbar sei, von selbst weg."

Vertieft sich der Forscher mehr und mehr in die Idee der Elementarbildung, so fällt ihm schließlich ihr Dasein in tausend und aber tausend stillen Erscheinungen ins Auge; es

ergiebt sich alsdann der Fundamentalgrundsatz: Das Leben bildet.

„In sittlicher Hinsicht knüpft sich die Idee der Elementarbildung an das Leben des Kindes dadurch an, daß sie den ganzen Umfang ihrer Bildungsmittel aus dem dem Menschengeschlechte allgemein innewohnenden und ursprünglich instinktartig belebten Vater- und Mutterſinne der Eltern und aus dem im Kreise des häuslichen Lebens ebenso allgemein belebten Bruder- und Schwesterſinne hervorgehen macht. Es ist unstreitig, daß Glauben und Liebe, die wir als die göttlich gegebenen, ewigen und reinen Anfangspunkte aller wahren Sittlichkeit und Religiosität anerkennen müssen, im Vater- und Mutterſinne der häuslichen Verhältnisse, folglich im wirklichen Leben des Kindes, den Ursprung ihrer naturgemäßen Entfaltung und Bildung zu suchen haben."

„So wie die sittliche Bildung wesentlich von der inneren Anschauung unsrer selbst, d. h. von Eindrücken, die unsere innere Natur belebend ansprechen, ausgeht, so geht die Geistesbildung von der Anschauung von Gegenständen aus, die unsere äußeren Sinne ansprechen und beleben. Die Natur knüpft den ganzen Umfang der Eindrücke unserer Sinne an unser Leben. Alle unsere äußeren Erkenntnisse sind Folgen der Sinneneindrücke desselben. Selbst unsere Träume gehen aus denselben hervor. Fragen wir uns aber: wo ist der Mittelpunkt, in welchem die Anschauungserkenntnisse unseres Geschlechts, d. h. der ganze Umfang der sinnlichen Fundamente unserer Geistesbildung hiefür vereinigt ist, so finden wir, es ist offenbar kein anderer, als der Kreis des häuslichen Lebens, den das Kind von der Wiege an vom Morgen bis an den Abend anzuschauen gewohnt und genötigt ist. Es ist unstreitig die Wiederholung der Anschauung der Gegenstände, es ist die öftere und vielseitige Erscheinung dieser Gegenstände von den Sinnen des Kindes, die den Eindruck ihrer Anschauung bei ihm zur Reifung und Vollendung zu bringen vermag. Auch ist ebenso wahr, daß die Wohnstube der Menschen, die noch

eine Wohnstube haben, dieser Mittelpunkt ist, und daß überhaupt außer dem Kreise des häuslichen Lebens kein Ort ist, in welchem die Gegenstände der Anschauung dem Kinde von der Wiege an so anhaltend, so ununterbrochen, so vielseitig und die Menschennatur so sehr in allen ihren Ansprüchen ergreifend vor die Sinne kommen und folglich naturgemäß bildend auf dieselbe einwirken."

Die Kunstkraft endlich „entfaltet sich eben wie die Anlage der Anschauungs-, Sprach- und Denkkraft nur durch ihre Übung, durch ihren Gebrauch. Ihre Bildung geht offenbar von der Übung der Kräfte der Sinne, Organe und Glieder aus. Das innere, geistige Wesen aller Kunst ist mit dem inneren Wesen der Geistesbildung und der Denkkraft innig verwoben. So wie die Zahl- und Formenlehre durch ihr Wesen geeignet ist, die logischen Kräfte unseres Geschlechts durch Übungen der Anschauungsgegenstände im Zusammenstellen, Trennen und dergleichen zu begründen und progressiv zu entfalten, zu stärken und zu erhöhen, so sind eben diese Übungen geeignet, das innere, geistige Wesen der Kunst in Gemeinschaft des inneren Wesens der Denk- und Urteilskraf elementarisch zu begründen, zu entfalten, zu stärken und zu erhöhen. Die äußeren und inneren Grundlagen der Kunst aber müssen, wenn sie elementarisch entfaltet und gestärkt werden sollen, beim Kinde von der Wiege auf beiderseits gemeinsam und im innigsten Zusammenhange unter einander menschlich belebt, in Thätigkeit gesetzt und so sich selbst bildend benutzt und gebraucht werden."

Wie muß nun derjenige beschaffen sein, welcher der Idee der Elementarbildung gemäß unterrichten will? „Die naturgemäße Ausbildung und Erlernung der Anwendungserkenntnisse und Fertigkeiten unserer Kräfte und Anlagen setzt den vollen Besitz der Wissenschaft, der Kunst und des Berufes, der jedem einzelnen Individuum eingeübt werden muß, voraus. Der Mann, der sich anmaßt, irgend eine Wissenschaft, eine Kunst oder einen Beruf naturgemäß zu lehren, muß beides, die

vollendete Erkenntnis der elementarischen Ausbildungsmittel unserer Kräfte und Anlagen und die vollendete Erkenntnis der Kunst und der Wissenschaft, die er seinem Zöglinge einüben will, in sich selber vereinigt besitzen."

Eine völlig befriedigende Ausführung der Idee der Elementarbildung ist nur im Glauben und in der Liebe möglich. „Die Idee der Elementarbildung ist nicht durch die isolierte Naturgemäßheit ihrer Ausbildungsmittel der menschlichen Denkkraft, sie ist durchaus nicht durch die isolierte Bearbeitung der Zahl- und Formenlehre geeignet, auf die Entfaltung der Menschlichkeit und die ihr wesentlich zu Grunde liegenden Fundamente des Gleichgewichtes und der Harmonie unserer Kräfte einzuwirken; sie ist dieses wesentlich nur durch ihre innigste Verbindung mit den heiligen Fundamenten des Glaubens und der Liebe. Selbst die alten Griechen erkannten das Bedürfnis des innigen Zusammenhanges der Liebe und des Glaubens mit den naturgemäßen Entfaltungsmitteln der menschlichen Denkkraft. Ihr αληθευειν εν αγαπη, ihr der Wahrheit und der Liebe nachforschen, spricht bestimmt aus, daß sie das bloße, von der Geisteskraft allein belebte Forschen nach Wahrheit für die Erkenntnis des Menschlichen nicht als genugthuend anerkannten."

Wird nun die Idee der Elementarbildung in der angegebenen Weise verwirklicht, so gereicht sie allen Ständen zum Segen und ist als Fundament aller Staatskraft, aller Staatsruhe und alles Staatssegens zu benutzen.

Am Schlusse der Darstellung setzt Pestalozzi voraus, daß jeder, der sie mit Umsicht und Aufmerksamkeit gelesen hat, bei dem Widerspruche, welcher zwischen Pestalozzis Maßnahmen und wirklichen Erfolgen thatsächlich vorhanden ist, erstaunt fragen wird: „Aber Pestalozzi, wenn das im ganzen Umfange deiner geäußerten Ansichten wirklich also wäre, wie könnte es möglich sein, daß deine zwanzigjährigen diesfälligen Lebensbestrebungen keinen anderen Erfolg gehabt hätten, als denjenigen, den du mit uns und wir mit dir vor unsern Augen

ſahen? Peſtalozzi beantwortet dieſe Frage mit einem Hinweis auf die Zeitverhältniſſe und auf ſeine eigene Perſon.

„Die Hinderniſſe, die meinen zwanzigjährigen Beſtrebungen, die Idee der Elementarbildung theoretiſch und praktiſch ins Licht zu ſetzen, im Wege ſtanden, und endlich die Auflöſung meiner Anſtalt in Iferten herbeiführten, liegen erſtlich in dem Kontraſte, die der Anſpruch an reine Naturgemäßheit im Erziehungs- und Unterrichtsweſen mit dem hohen Grade des Verkünſtelungsverderbens, in welches unſere Zeiterziehung und unſer Zeitunterricht verſunken, macht, oder vielmehr in den Urſachen, die dem Verwilderungs- und Verkünſtelungsverderben unſeres Geſchlechtes allgemein unter allen Himmelsſtrichen zu Grunde liegen. Der Sinn des Fleiſches iſt allgemein wider den Sinn des Geiſtes, — er iſt allgemein wider das innere göttliche Weſen aller Grundlagen der höheren Menſchennatur. Der ſinnliche, tieriſche Menſch erkennt in aller Welt die Dinge nicht, die des Geiſtes Gottes ſind und mit dem inneren Funken des ewigen, göttlichen Weſens, der in unſerer Natur liegt, in wahrer kraftvoller Übereinſtimmung ſtehen. Er ſchwebt in aller Welt, unter allen Himmelsſtrichen und unter allen Umſtänden und Verhältniſſen in ſinnlicher Abſchwächung der Früchte des Glaubens und der Liebe, in tieriſch belebtem Widerſpruche der Anſprüche ſeines Geiſtes mit den Anſprüchen ſeines Fleiſches und des daraus erzeugten Unterliegens ſeiner Vernunft unter ſeinen Gelüſten umher. Alle Kraft der Anſtrengung, die die Wahrheit in der Liebe, im Denken und im Handeln anſpricht, und ebenſo alle Anſtrengungen der Kunſtkraft, die der Segen der menſchlichen Thätigkeit auf gleiche Weiſe allgemein anſpricht, iſt der tieriſchen Natur unſeres Geſchlechtes fremd und unbehaglich. Folglich liegt das erſte Hindernis der Anerkennung der Idee der Elementarbildung und der Neigung, ſich ihre Bildungsmittel einzuüben, in der ungebildeten, ſinnlichen Natur unſeres Geſchlechtes ſelber. Der Sinn des Fleiſches führt unſer Geſchlecht auf keine Weiſe zu der wahren Kunſt, aus welcher die Bildungsmittel der Idee

der Elementarbildung naturgemäß allein hervorgehen, sondern vielmehr zu dem Verkünstelungsverderben, das der Ausbildung unseres Geschlechtes zur wahren Kunst mit allen Reizen unserer tierischen Sinnlichkeit entgegenwirkt. Das ist in allen Epochen des Menschengeschlechtes allgemein gleich wahr. Der Geist der Thorheit und der Sünde liegt in unserem Fleische und in unserem Blute und wirkt mit allen seinen Reizen der Entfaltung unserer Kräfte zur Weisheit und zur Tugend, zur Liebe und zum Glauben entgegen. Die wahre Kunst unseres Geschlechtes, die die Idee der Elementarbildung bezweckt, geht auf keine Weise aus diesem Sinne hervor. Dieser wirkt im Gegenteil mit dem ganzen Umfange seiner mächtigen, sinnlichen Reize auf die Erzeuguug unseres Verkünstelungsverderbens, das der Entfaltung des Resultates der Idee der Elementarbildung seiner Natur nach entgegensteht und entgegenstehen muß. Wir wissen auch alle, in welchem Grade dieses Verkünstelungsverderben in der Epoche, in der wir leben, und in welche mein Thun und Lassen hineingefallen, nicht nur allgemein tief eingewurzelt, sondern noch durch die Resultate des großen Begegnisses, das die Welt gleichsam aus allen ihren Angeln zu heben drohte, auf eine Weise belebt worden, die alles Entgegenwirken gegen die Folgen der Leidenschaften, die in diesem Zeitpunkte zügellos belebt wurden, fruchtlos und unwirksam zu machen in einem hohen Grade geeignet war."

In bezug auf seine Person sagt Pestalozzi — aber in maßloser Übertreibung — folgendes: „Meine Anstalt, wie sie in Burgdorf gleichsam aus dem Chaos hervorging und in Iferten sich in namenlosen Unförmlichkeiten gestaltete, ist nicht der Zweck meines Lebens. Nein, nein, beide sind in ihren auffallendsten Erscheinungen Resultate meiner Individualschwächen, durch welche das Äußere meiner Lebensbestrebungen, meine vielseitigen Versuche und Anstalten sich selber untergraben und ihrem Ruin entgegengehen mußten. Unser Unternehmen, wie es in Burgdorf entkeimte, in Buchsee sich zu gestalten anfing und in Iferten in abenteuerlicher Unförmigkeit

„Wir finden, die Bildung unserer Denkkraft geht von dem Eindrucke aus, den die Anschauung aller Gegenstände auf uns macht und die, indem sie unsere inneren und äußeren Sinne berühren, den unserer Geisteskraft wesentlich innewohnenden Trieb, sich selber zu entfalten, anregen und beleben."

„Diese durch den Selbsttrieb der Denkkraft belebte Anschauung führt ihrer Natur nach vor allem zum Bewußtsein des Eindruckes, den die Gegenstände der Anschauung auf uns gemacht haben und mithin zur sinnlichen Erkenntnis derselben. Sie erzeugt dadurch notwendig das Gefühl des Bedürfnisses von Ausdrücken, die die Eindrücke unserer Anschauung auf uns gemacht haben und vor allem das Gefühl des Bedürfnisses der Sprachkraft, deren Entfaltung den diesfälligen Gebrauch der Mimik sogleich überflüssig macht." Damit ist Pestalozzi bei der Besprechung der Sprachlehre angelangt; an diese schließt sich die schon früher erwähnte Zahl- und Formenlehre. —

Es handelt sich alsdann um die Entfaltung der Fundamente der Kunst, aus denen alle Mittel, die Produkte des menschlichen Geistes äußerlich darzustellen und den Trieben des menschlichen Herzens äußerlich Erfolg und Wirksamkeit zu verschaffen, hervorgehen und durch welche alle Fertigkeiten, deren das häusliche und bürgerliche Leben bedarf, gebildet werden müssen.

„Diese Fundamente sind innerlich und äußerlich, geistig und physisch; aber wir sehen auch ebensowohl, daß das innere Wesen der Ausbildung aller Kunst- und Berufskräfte in der Ausbildung der geistigen Kraft der Menschennatur, in der Ausbildung seiner Denk- und Urteilskraft, die in ihrem Wesen von der naturgemäßen Ausbildung seiner Anschauungskunst ausgeht, besteht. Wir können die Wahrheit nicht verkennen, daß wer zum Rechnen und Messen und dem diesfalls beiwohnenden Zeichnen wohl, d. h. naturgemäß und genugthuend angeführt ist, die inneren, wesentlichen Fundamente aller Kunst und aller Kunstfertigkeit in sich selbst trägt, und daß er nur

noch die äußeren Kräfte seiner Sinne und Glieder in Übereinstimmung mit seiner innerlich entfalteten Kunstkraft für den bestimmten Zweck der Fertigkeiten derjenigen Kunst, die er erlernen will, mechanisch auszubilden notwendig hat." —

In bezug auf die bei der Elementarbildung in Anwendung kommenden Unterrichtsmittel stellt Pestalozzi folgendes fest: „Ihre Naturgemäßheit fordert allgemein die höchste Vereinfachung ihrer Mittel, und es ist bestimmt von diesem Gesichtspunkte, wovon der Ursprung aller meiner pädagogischen Lebensbestrebungen wesentlich ausging. Ich wollte und suchte im Anfange dieser Bestrebungen durchaus nichts Andres, als die gewohnten und allgemeinen Unterrichtsmittel des Volkes im höchsten Grade zu vereinfachen und dadurch ihre Ausübung, ihren Gebrauch, den Wohnstuben des Volkes allgemein näher zu bringen. Diese Ansicht führte natürlicherweise zur Organisierung von Reihenfolgen von Unterrichtsmitteln, die in allen Fächern des Kennens und Könnens des Menschengeschlechtes von höchst einfachen Anfangspunkten ausgehend, in lückenlosen Stufenfolgen vom Leichteren zum Schwereren hinführen, mit dem Wachstume der Kräfte des Zöglings gleichen Schritt haltend, immer belebend und nie ermattend und erschöpfend aus ihm selbst hervorgehen und auf ihn einwirken."

Es wirft sich sehr leicht die Frage auf: Ist diese Idee der Elementarbildung nicht ein Traum? Wo ist sie in ihrer Wirklichkeit? „Ich antworte: allenthalben und nirgends. Allenthalben in einzelnen Belegen ihrer Ausführbarkeit — nirgends in ihrer Vollendung. Auch der kraftvollste Mensch muß in jeder seiner Bestrebungen zu irgend einer Art seiner Ausbildung mit Paulus aussprechen: „„Nicht, daß ich's schon ergriffen habe, ich jage ihm aber nach, ob ich's auch ergreifen möge."" Und wenn dieses vom einzelnen Menschen wahr ist, so ist es noch unendlich mehr von den kollektiven Kulturbestrebungen unseres Geschlechtes wahr. Wir müssen es geradezu aussprechen: eine der Idee der Elementarbildung in ihrer Vollendung genugthuende Erziehungs- und Unterrichtsmethode

ist nicht denkbar. Setze auch ihre Grundsätze noch so klar ins Licht, vereinfache ihre Mittel aufs höchste, mache die innere Gleichheit ihrer Ausführung auch noch so heiter, es ist keine äußere Gleichheit ihrer Ausführungsmittel denkbar; jeder einzelne Mensch wird diese Mittel nach Verschiedenheit seiner Individualität anders als jeder andere, dessen Individualität mit der seinigen nicht harmoniert, ausführen."

Es giebt auf Erden stets Menschen, denen Gott ein einseitiges Übergewicht über ihre Mitmenschen gegeben hat. Diese stehen mit ihren Anhängern in Opposition zu den Ansprüchen des Übergewichts entgegengesetzter Kräfte; dies hat zur Folge, „daß jedes Übergewicht einzelner Kräfte zur Erhaltung des Gleichgewichts aller, aber zugleich zur Erhaltung der Schranken und Hemmungen des Stückwerkes in den Fortschritten jeder einzelnen Kraft und im ganzen Umfange ihrer Mittel beizutragen, von der Menschennatur selbst hingelenkt wird, und an dessen Anerkennung die Naturgemäßheit aller Fortschritte unsers Wissens und Könnens und mithin auch alle Realität des Segens, der aus diesem Wissen und Können unseres Geschlechtes hervorgeht, gebunden ist."

So lange diese Thatsache unbekannt bleibt, muß die Idee der Elementarbildung allerdings als ein Traum angesehen und ihre Ausführung als unmöglich bezeichnet werden. „Sobald wir aber das Ziel aller menschlichen Kultur ansehen und die Naturgemäßheit der Fortschritte alles unsers Wissens aus der Natur des Stückwerks hervorgehend anerkennen, das unserem Wissen und Können allgemein unübersteigliche Schranken setzt, so fällt uns das Ziel dieser großen Idee als das Ziel des Menschengeschlechtes in die Augen, und damit fällt denn auch der Ausspruch unserer Blindheit, daß sie ein eitler Traum menschlicher Verirrung und an sich unausführbar sei, von selbst weg."

Vertieft sich der Forscher mehr und mehr in die Idee der Elementarbildung, so fällt ihm schließlich ihr Dasein in tausend und aber tausend stillen Erscheinungen ins Auge; es

ergiebt sich alsdann der Fundamentalgrundsatz: Das Leben bildet.

„In sittlicher Hinsicht knüpft sich die Idee der Elementarbildung an das Leben des Kindes dadurch an, daß sie den ganzen Umfang ihrer Bildungsmittel aus dem dem Menschengeschlechte allgemein innewohnenden und ursprünglich instinktartig belebten Vater- und Mutterſinne der Eltern und aus dem im Kreiſe des häuslichen Lebens ebenſo allgemein belebten Bruder- und Schweſterſinne hervorgehen macht. Es iſt unſtreitig, daß Glauben und Liebe, die wir als die göttlich gegebenen, ewigen und reinen Anfangspunkte aller wahren Sittlichkeit und Religioſität anerkennen müſſen, im Vater- und Mutterſinne der häuslichen Verhältniſſe, folglich im wirklichen Leben des Kindes, den Urſprung ihrer naturgemäßen Entfaltung und Bildung zu ſuchen haben."

„So wie die ſittliche Bildung weſentlich von der inneren Anſchauung unſrer ſelbſt, d. h. von Eindrücken, die unſere innere Natur belebend anſprechen, ausgeht, ſo geht die Geiſtesbildung von der Anſchauung von Gegenſtänden aus, die unſere äußeren Sinne anſprechen und beleben. Die Natur knüpft den ganzen Umfang der Eindrücke unſerer Sinne an unſer Leben. Alle unſere äußeren Erkenntniſſe ſind Folgen der Sinneneindrücke desſelben. Selbſt unſere Träume gehen aus denſelben hervor. Fragen wir uns aber: wo iſt der Mittelpunkt, in welchem die Anſchauungserkenntniſſe unſeres Geſchlechts, d. h. der ganze Umfang der ſinnlichen Fundamente unſerer Geiſtesbildung hiefür vereinigt iſt, ſo finden wir, es iſt offenbar kein anderer, als der Kreis des häuslichen Lebens, den das Kind von der Wiege an vom Morgen bis an den Abend anzuſchauen gewohnt und genötigt iſt. Es iſt unſtreitig die Wiederholung der Anſchauung der Gegenſtände, es iſt die öftere und vielſeitige Erſcheinung dieſer Gegenſtände von den Sinnen des Kindes, die den Eindruck ihrer Anſchauung bei ihm zur Reifung und Vollendung zu bringen vermag. Auch iſt ebenſo wahr, daß die Wohnſtube der Menſchen, die noch

der Ton seiner Stimme vielfach moduliert, dem sanften, lieblichen Worte und dem Donnern des Zornes gleich dienstbar. Sein Gang war ungleich, bald hastig, bald bedächtig und wie in Sinnen verloren, bald kühn und imponierend; seine Brust breit gewölbt, sein Nacken dick und gebogen und stark und straff die Muskeln seiner Glieder. Von kaum mittlerer Größe und von schmächtiger Gestalt, trat doch in Haltung und Bewegung eine Fülle von Dauer und eine Kraft hervor, mit der er unsäglichen Stürmen Trotz bot. Alles in seiner äußern Erscheinung kündigte eine Persönlichkeit an, in der alle Saiten der menschlichen Natur tönten, und die zum Träger tiefgreifender Ideen bestimmt war." [95]

„Ich habe wenige Menschen kennen gelernt, aus deren Lebensmitte ein so reicher Strom der Liebe floß, als aus seinem Herzen. Die Liebe war recht eigentlich sein Lebenselement, der unversiegbare, göttliche Trieb, der von Jugend auf all seinem Streben und Wirken Richtung und Ziel gab. Wie es aber in der Natur der Liebe liegt, sich den Bedürfenden zuzuwenden, die Mangelleidenden und Gedrückten zunächst zu erfassen, so zog ihn der Drang seiner Liebe mit einer nie gestillten Glut zu den Hütten der Armen im Volke, zu den Bedrängten und Unterdrückten. Diesen wollte er alles, was er an äußern und innern Gütern empfangen hatte, zu freudigem Opfer bringen; dafür war ihm nichts zu schwer und nichts zu teuer, denn er suchte nie das Seinige. Und wenn ihn auch, wie in Yverdon, sein Lebenskreis von diesem nächsten Ziele abzulenken schien, so war's doch wesentlich das Volk und seine Not, der er in Aufsuchung und Begründung einer besseren Volkserziehung mittelbar diente und jede Entbehrung, jede Mühseligkeit bereitwillig zum Opfer brachte". So erzählt Ramsauer in den „Pestalozziblättern": Eine Zeit lang aß Pestalozzi auf dem Neuhofe nur die angefaulten Kartoffeln, um die guten seinen Bettelkindern geben zu können, damit sie nur bei ihm blieben."

„Diese Liebe ergriff im täglichen Umgange jeden, der ihm nahe trat, mochte er ein Hausgenosse oder ein Fremder, ein Reicher oder ein Armer, ein Hochgestellter oder Niedriger sein; denn im Begüterten und im Mächtigen hoffte sie sich einen Verbündeten, einen guten Engel zu gewinnen für das Eine und Höchste, nach dem sie trachtete, die Armen und Unglücklichen zu retten. Darin allein hatte auch jenes Verhalten Pestalozzis gegen einflußreiche Herren oder Fürsten seinen Grund, das so oft von denen, die ihn nicht kannten, als Eitelkeit oder Mangel an männlicher Würde und Selbstgefühl gedeutet und verargt wurde. Hörte er nämlich, daß ein solcher ins Schloß gekommen war, so lief er nach allen Richtungen zu den Lehrern, die dasjenige von seiner Methode, was am meisten imponierte, den hohen Fremden vorzuführen vermochten. Da mußten Schmid und Ramsauer mit einer Auswahl von Zöglingen herbei, um deren seltene Gewandtheit in mathematischen oder geometrischen Aufgaben zu zeigen, da mußte Blochmann die großen Wandkarten herzutragen, auf denen seine Schüler alle Gebirgszüge, Flüsse und Städte Europas mit seltener Sicherheit und Fertigkeit benannten. Aber es trieb ihn dazu einzig und allein der Eifer, diese Einflußreichen von der Trefflichkeit der Methode zu überzeugen, damit sie für die Verbreitung derselben in ihren Kreisen geneigt und dadurch die Wege auch in ihren Ländern für bessere Volksbildung angebahnt würden. Freilich vernachlässigte er bei dieser edelsten Aufopferung nicht selten sein eigenes Haus und ward bei der vielen Aufmerksamkeit, die er den Fremden widmete, gegen die Lehrer und Zöglinge der Anstalt oft ein Schuldner."

„Mit der Aufopferungskraft seiner Liebe verband er die höchste Uneigennützigkeit. Hatte er doch schon früher sein und seiner Frau Vermögen für seine menschenbeglückenden Bestrebungen eingesetzt und selbst in Kummer und Sorgen gelebt, um anderen zu helfen. In Yverdon war wohl der fünfte Teil seiner Zöglinge unentgeltlich aufgenommen. Blochmann

war oft Zeuge, daß wenn ein Vater mit dem vollen Vertrauen und sehnsuchtsvollen Wunsche, sein Kind ihm zu übergeben, zu ihm kam, ihm aber seine Mittellosigkeit gestand, er ihn teilnehmend fragte: Was könnt Ihr thun? Und ward dann vielleicht nur der vierte Teil der an sich nicht beträchtlichen Pension als das Mögliche bezeichnet, Pestalozzi wies ihn gewiß nie von sich. Geben, helfen, erfreuen, den letzten Gulden mit jemandem teilen, war ihm so natürlich, wie dem Menschen das Atmen. Die große Liebe machte es ihm nicht allein möglich, zeitliche Schätze und Bequemlichkeiten aufzuopfern, sie gab ihm auch eine Kraft der Selbstbeherrschung und der Beharrlichkeit, die um so größer und bewunderungswürdiger erschien, je größer die Stürme waren, durch die er sich durchkämpfen mußte."

„Der Kraft der Liebe schreibt er selbst in einem Briefe an Stapfer die Überwindung aller Schwierigkeiten zu, welche ihm die Umstände und seine eignen Gebrechen in den Weg legten: Wenn ich mein Werk, wie es wirklich ist, ansehe, so war kein Mensch auf Erden unfähiger dazu als ich. Es forderte ungeheures Geld, ich hatte nicht einmal geheures. Es forderte kalte, ruhige Ansichten, ich war der unruhigste Tropf, mein Kopf war so warm, daß ihn die Welt meiner Umgebung schon für verbrannt ansah, aber ich fand Männer der höchsten Ruhe zum Dienste meines Werkes. Es forderte tiefe mathematische Kenntnisse: wenn eine unmathematische Seele gedacht werden kann, so bin ich sie. Mein Werk forderte Sprache und Schulkenntnisse: ich hatte keine und setzte es doch durch. Das that die Liebe; sie hat eine göttliche Kraft, wenn sie wahrhaftig ist und das Kreuz nicht scheut."

Neben dieser Liebe besaß Pestalozzi einen seltenen Grad von Demut, Anspruchslosigkeit und fast an Selbsterniedrigung streifende Bescheidenheit. So bekennt er im „Schwanengesange": „Alle äußeren Gestaltungen meiner Unternehmungen und Anstalten forderten den höchsten Grad der kraftvollen Regierungsfähigkeit, den je menschliche Unternehmungen erfordern konnten, und ich bin der allerunfähigste Mensch zum

Regieren. Auch liegt in meiner Natur nicht die geringste Neigung dazu. Ich muß hier wiederholen, was ich in der langen Reihe meiner Unglücksjahre hundert und hundertmal im stillen zu mir selber sagte: mit dem ersten Tritte, den mein Fuß auf die Schloßtreppe von Burgdorf gesetzt, habe ich mich in mir selber verloren, indem ich eine Laufbahn betreten, in der ich äußerlich nichts Andres als unglücklich werden konnte, da ich mich durch die Annahme der Stelle, die mich in dieses Schloß führte, in eine Lage gesetzt, die die mir mangelnde Regierungskraft wesentlich und notwendig voraussetzte. Indes war es nicht meine Regierungsunfähigkeit allein, was das momentan gänzliche Fehlschlagen meiner Versuche und endlich das gänzliche Auflösen aller meiner bisherigen Anstalten herbeiführte und soviel als notwendig machte; meine Dienstunfähigkeit in der Stelle, in der ich mich jetzt befand, trug ebensoviel dazu bei. Es mangelten mir in allen positiven Wissenschaften im gleichen Grade selber die ersten Anfangskenntnisse und Anfangsfertigkeiten, die zur persönlich guten Bedienung des Hauses, dem ich dienend vorstehen sollte, in irgend einem Fache derselben notwendig gewesen wäre, und ich ließ mich als Führer eines Etablissements anstellen oder vielmehr an die Wand stellen, das nicht anders als durch eine Vereinigung von Männern, die in sehr verschiedenen Wissenschaften tiefe Kenntnisse und ausgezeichnete Unterrichtsfähigkeiten besitzen, in reiner Übereinstimmung ihrer Gesinnungen und Zwecke hätte geführt werden müssen, wenn es auch nur in seinen Anfangspunkten einen guten, soliden Fuß gewinnen und wahrhaft tief greifende Wurzel fassen sollte."

Von Pestalozzis Demut ward Blochmann auf das tiefste gerührt: „Unvergeßlich durch mein ganzes Leben wird mir der Eindruck bleiben, den wenige Monate nach meinem Eintritt in die Anstalt eine Rede Pestalozzis auf mich machte, die er an einem Bußtage vor allen Gliedern seines Hauses hielt. Sie war von Anfang bis zu Ende ein prüfender, tiefer Blick in sich selbst, ein Bekenntnis seiner Schwachheit, seiner

Ungenügsamkeit und Untüchtigkeit für das große, schwere Werk seines Lebens in reiner Demütigung vor Gott, der jenes Zöllners ähnlich, der an seine Brust schlug und rief: Gott sei mir Sünder gnädig! Was sind doch alle Bußreden der gepriesensten Kanzelredner, welche die Sünde, von der sie sprechen, mit aller Stärke der Beredsamkeit darstellen, gegen die Macht der Worte einer so tief gedemütigten Seele, die nur von ihrer Schuld redet? Wir alle, Große und Kleine, waren so mächtig ergriffen und erschüttert, daß gewiß jeder im stillen zu sich sprach: Wenn der, den du so hoch verehrst, und liebst, also vor Gott sich demütigt, was sollst du thun?"

Diese Demut war jedoch keineswegs das Zeichen einer Schwäche; wenn die Umstände es erforderten, bewies Pestalozzi eine Besonnenheit, einen Mut, welche mit Bewunderung erfüllen. So erzählt Krüsi von den Augenblicken einer drohenden Todesgefahr, in die er einst an seiner Seite kam: „In einer dunkeln Dezembernacht des Jahres 1806 begegneten uns am Abhange eines Berges bei Cossonay mehrere mit leeren Wagen zurückkehrende Weinfuhren. Diese liefen abwärts, wir hingegen neben unserm Wagen einhergehend, stiegen langsam den Berg hinan. Pestalozzi war einige Schritte hinter mir und hörte nur unsern eigenen Wagen, als er plötzlich mehrere Pferde vor sich fühlte, zwischen welchen er, in der Meinung, es seien lose Tiere, die eben von der Weide kommen, gerade hindurch wollte; da stürzte ihn die Deichsel plötzlich zu Boden, auf welche Weise und ob die Pferde anhielten oder fortliefen, erinnerte er sich nicht, denn mit leiblichen Augen war nichts als dichte Finsternis zu schauen. Aber der Gedanke, „das Rad kommt", fuhr wie ein Blitz durch seine Seele, und ein schneller, kühner Sprung auf die Seite rettete ihm das Leben. Da ich seine Stimme hörte, hielt ich still, ohne zu ahnen, was ihm begegnet sei. Man denke sich aber mein banges Erstaunen, als ich ihn neben der Straße in einem Graben liegen fand. Bemüht, ihm zu helfen, bemerkte ich mit Schrecken, daß seine Kleider bis auf den bloßen Leib zerrissen waren.

Ach Gott, was ist Ihnen geschehen? rief ich fragend aus. Ich war unter den Füßen der Pferde, antwortete er mit ruhiger Besinnung. Ob er verwundet sei, wußte er selbst nicht; da ich kein Blut spürte, half ich ihm auf, und sogleich vermochte er vorwärts zu gehen. Allmählich fing er an, den Hergang der Sache zu erzählen, und das Bewußtsein: Gott hat mich gerettet, aber er hat mich durch Anstrengungen gerettet, deren Kraft ich in mir völlig zerstört und verloren glaubte, erfüllte seine ganze Seele. So innig, warm, begeistert habe ich ihn nie in meinem Leben gehört; Gott für seine Hülfe zu danken und ihn um Gnade zu bitten, in ihm und für ihn zu leben und durch sein Werk das Reich der Wahrheit zu fördern. Wahrlich, sagte er unter anderm, Davids Wort: „Es ist nur ein Schritt zwischen mir und dem Tode" hat buchstäblich mir gegolten."

Bei aller männlichen Entschlossenheit war Pestalozzi doch harmlos, gefühlvoll, ja kindlich. Gerade diese Eigenschaften eroberten ihm die Zuneigung aller Nahestehenden im Fluge. Nie entschlüpfte ein feindseliges Wort seinem Munde; urteilte er auch zuweilen infolge plötzlicher Aufregung ungerecht über jemanden, so geschah dies stets infolge der Aufwallung, nie aus Lieblosigkeit. Hierüber teilt Blochmann aus dem reichen Schatze seiner Erfahrung folgendes mit: „Ward ihm irgend etwas hinterbracht, so prüfte und untersuchte er nicht, sondern ward, wie es Kindern zu gehen pflegt, vom Augenblickseindrucke überwältigt und handelte sofort im Sturme dieses Eindrucks. Als eines Tages zu ihm von der Unzweckmäßigkeit und Schlaffheit des Unterrichts der französischen Lehrer gesprochen worden war, lief er sofort zu dem Zimmer, wo einer derselben unterrichtete, öffnete hastig die Thüre und schrie von Zorn entbrannt in die Klasse: „Les maîtres français enseignent comme les cochons!" Ward ein Jüngling von einem Lehrer wegen einer Ungezogenheit oder wegen Faulheit gestraft, und er lief in Pestalozzis Zimmer und stellte ihm vielleicht unter Thränen das Widerfahrne als eine Ungerechtigkeit dar, so übermannte

der Eindruck dieser vermeintlichen Ungerechtigkeit den Greis dergestalt, daß er aufsprang, und um solche Ungerechtigkeit zu sühnen, selbst die größte Ungerechtigkeit gegen den Lehrer und obendrein die unverzeihlichste pädagogische Taktlosigkeit beging. Mir selbst begegnete dieser Fall zweimal. Das erste Mal mußte ich mich vor meiner Klasse in den heftigsten Ausdrücken, ohne ein Wort zu meiner Rechtfertigung vorbringen zu können, auszanken lassen. Das zweite Mal sah ich mich, um nicht eine ähnliche Szene zu erleben, so weh es mir auch that, genötigt, dem hereinstürzenden Pestalozzi sofort entgegen zu eilen, ihn beim Arme zu nehmen und mit ihm aus dem Klassenzimmer hinaus und auf sein Zimmer zu gehen. Da beruhigte er sich allmählich, und als ich ihn selbst überzeugt hatte, daß ich ganz recht gehandelt, der Knabe aber unverschämt gelogen habe, rief er aus: Der Lumpenbub, i will' na Multatz gan!" [96]

Pestalozzis Thätigkeit war außerordentlich; fast ausnahmslos begann er schon vor Tagesanbruch seine schriftstellerischen Arbeiten, bei denen er sich gewöhnlich eines Sekretärs bediente. Sehr interessant ist der Bericht Ramsauers, welcher drei Jahre die Stelle seines Amanuensis bekleidete, über die in dieser Eigenschaft gemachten Erlebnisse: „Die schwerste Zeit, die ich bei Pestalozzi hatte, war die in den Jahren 1812—1815, wo ich so oft des Morgens früh von 2—6 auf seiner Stube schreiben mußte. Ich mochte um 11 oder 12 Uhr zu Bette gekommen sein, so mußte ich genau um 2 Uhr vor seinem Bette sein. Kam ich einige Minuten zu spät, so sprang er ungeduldig auf, kleidete sich ein wenig an (sehr wenig nur), rannte durch die großen Schlafsäle der Zöglinge, oder gar über den Hof, es mochte Winter oder Sommer sein, und dann zwar nicht ganz freundlich. War ich aber zur rechten Zeit erschienen, oder auch nur auf seiner Stube, nachdem er mich geholt hatte, so lobte und küßte er mich, legte sich ins Bett und fing an zu diktieren. Das zu schreiben, was er diktierte, war aber unendlich schwer; denn 1) sprach er sehr schnell und undeutlich und hatte zudem fast immer

einen Zipfel des Betttuches oder dergl. im Munde; 2) diktierte er nur mit halben Worten, fing einen Satz zwei- bis dreimal an und korrigierte ihn selber ebenso oft, ehe er ihn zusammenhängend aussprach. Das Schwerste oder das Verdrießlichste war, wenn Pestalozzi sich den endlich zu stande gebrachten Satz oder die eben geschriebene Periode wieder vorlesen ließ, dann ungeduldig die Feder selbst ergriff und korrigieren wollte. Denn in diesem Falle war auch gewöhnlich der ganze Bogen verdorben, weil er so entsetzlich krumm und schlecht und oft über ganze Reihen hinwegschrieb. Ein erheiternder Anblick war mir manchmal der Umstand, daß Pestalozzi in seinem hastigen Eifer statt der Feder die Lichtschere, oder statt der Brille die Schere nahm und beide wirklich brauchte, bis er den Irrtum einsah, anderer merkwürdiger Versehen nicht zu gedenken. War endlich ein Bogen fertig geschrieben, so wurde er zum dritten oder vierten Male korrigiert und hatte dann gewiß sechs bis acht Zettelchen und mußte dann wieder aufs neue abgeschrieben werden. Sowie man im Gespräche mit Pestalozzi das, was er sagen wollte, oft nur aus seinem äußerst ausdrucksvollen Gesichte ablesen mußte, weil seine Sprache der Fülle seines Gefühles und dem Reichtume seiner Gedanken nicht immer folgen konnte, ebenso mußte auch sein Schreiber das, was er sagen wollte, manchmal mehr aus seiner Stimmung, als aus seinen Worten entnehmen. Das machte das Schreiben ebenso schwer, als interessant, und den begeisterten Mann so liebens- und verehungswürdig und nicht weniger manchmal auch mitleidswürdig."

Betrachten wir Pestalozzis schriftstellerische Thätigkeit selber, so müssen wir denen recht geben, die behaupten, er sei unter den Originalgenies der ungebildetste und unwissendste. Bezeichnend ist das Wort Lavaters: „Wenn ich nur einmal eine Zeile ohne einen Schreibfehler von Ihnen sehe, so will ich Sie zu vielem fähig glauben. Er stand mit der Orthographie Zeit seines Lebens auf dem Kriegsfuße, nannte er sie doch den Puder auf dem Kopfe, welchen man in jeder

Boutique kaufen könne. Mit dem Ausdrucke erging es ihm ähnlich. „Wo er seine Anschauung und Erfahrung, seine psychologische Beobachtung und das ihn bewegende Gefühl aussprach, da hatte seine Sprache ein weiches und feines, ein malerisches und schmiegsames Leben und rhetorische Kraft. Allein wo er Gedanken entwickeln und wissenschaftlich analysieren sollte, war seine Sprache unbeholfen und überladen, schwerfällig und unklar. Keines seiner Werke hat eine sorgfältige Anlage und technische Durchführung, keine seiner Ideen ist in logischer Folgerichtigkeit und mit einiger Vollständigkeit entwickelt und dargestellt, und doch hat er wenigstens einen Teil seiner Schriften mühsam und wiederholt überarbeitet.“ [97]

Im Institute zu Yverdon war es den Lehrern und Schülern streng verboten, Bücher zu lesen; ja Pestalozzi rühmte sich, seit dreißig Jahren kein Buch gelesen zu haben.[98] Die Zöglinge erhielten auch keine Anweisung, schriftliche Aufsätze zu machen, Briefe zu schreiben ꝛc., denn Pestalozzi pflegte zu sagen: „Wer denken kann, kann auch sprechen und schreiben“. Diese hieraus hervorgehende arge Unbekanntschaft mit den einfachsten Gesetzen eines guten Stiles dokumentiert sich in sämtlichen Schriften Pestalozzis. Die in unserer Darstellung herangezogenen Belege haben dies zur Genüge bewiesen. Nur mit Anstrengung vermag sich der Leser in den überlangen Perioden zurechtzufinden; die so sehr beliebte Einschachtelung der Sätze erschwert das Verständnis in hohem Maße und läßt mithin eine wirkliche Befriedigung an der Lektüre nur selten aufkommen. Unter den unangenehm berührenden Eigenschaften des Pestalozzischen Stiles sei nur die Häufung der Genitive erwähnt; das folgende Beispiel aus der „Abendstunde eines Einsiedlers“ steht nicht vereinzelt da: „Nationalabscheu des Volkes gegen den öffentlichen Trotz seiner Fürsten gegen die Gottheit ist Beweis der Nationaltugend und ihrer Schwächung der Kraft des Glaubens, des Gehorsams des Volkes gegen seinen obersten Herrn“. Doch es ist weniger die Schrift als das lebendige Wort, durch welches Pestalozzi anregte und

zur Bewunderung hinriß. Komm und siehe! rief er demjenigen zu, den er durch seine Schriften nicht zu überzeugen und zu belehren vermochte.

Eine unausbleibliche Folge der freiwilligen Isolierung Pestalozzis war der Mangel eines sichern Takts im Handeln und der geselligen Gewandtheit. „Auch in der Kinderwelt wußte er weit mehr anzuregen, als zu erziehen, und die tiefsinnigen Wahrheiten des ersten Unterrichtes erforschend, war er selbst der ungewandteste Lehrer. Aber weil er tiefer fühlte, kühner dachte und mutiger wollte, als seine Zeitgenossen, nannten ihn viele einen Schwärmer. Weil ihm die alten Schulformen verwerflich erschienen, und er im Gefühle des Unwillens die Schranken der Gewohnheit durchbrach, um den Unmündigen einen Übungsplatz zu erkämpfen, wo sich ihr Geist mit Lust und Freiheit bewegen könne, sollte er nach dem Ruhme eines Reformators geizen? Gott teilt die Gaben wunderbar aus, aber er giebt auch den Reichbegabten nicht alles. Vieles verliert ein jeder durch eigene Schuld, und wahrlich wenige fühlen und erkennen so tief und demutsvoll, wie Pestalozzi, daß sie durch ihre Schuld so vieles nicht besitzen oder verloren. Großes und Unvergängliches ist unserem Geschlechte durch ihn geworden und wird als segensreiches Vermächtnis ihm bleiben. So oft ich den Unvergeßlichen anschaute — bemerkt Blochmann — da ich ihm noch nahe stand, erschien er mir wie ein groß gewordenes Kind mit aller Herrlichkeit der kindlichen Natur, aber auch mit allen Schwächen und Unvollkommenheiten derselben. Die Reinheit und Unschuld, der Glaube und die Liebe, die Milde und Hingebung des Kindes schmückten und adelten seine Seele bis ins Greisenalter, aber die Ruhe und Besonnenheit, die Umsicht und Vorsicht, die klare Herrschaft über Zustände und Personen, die den Mann zieren, mangelten ihm in hohem Grade. In innerem Widerspruche und Selbsttäuschung verlief der größte Teil seines Lebens. Die Selbsttäuschung des Enthusiasmus ist nie von langer Dauer. Der überschwenglichen Stimmung folgte bald

eine hoffnungslose, verzagende. So war es in seinem Gemüte und Leben. Aber wir erfahren aus seinen eigenen Bekenntnissen die Quelle des Widerspruchs, den wir in seiner Natur und in seinem Handeln finden. Er besaß trotz seiner großen, die ganze Menschheit umfassenden Ideale nicht Fähigkeit und Geschick, auch nur die kleinste Dorfschule zu regieren."

„Zu Pestalozzis Regierungsunfähigkeit trug auch sein Mangel an Menschenkenntnis vieles bei. Er kannte den Menschen, aber nicht die Menschen. Den Einzelnen durchschaute er oft schnell und sicher. Der unsittliche Knabe wußte, daß keine Nacht und keine Einsamkeit die Spuren seiner Verirrung vor dem Scharfblicke Pestalozzis verhüllen konnte. Der Dekan Ith nannte ihn in seinem Berichte einen fürchterlichen Physiognomisten. Aber ob die Menschen ihm wohl oder übel wollten, ob sie gute oder schlechte Absichten hegten, das konnte er selten beurteilen; seine Gutmütigkeit trübte ihm hierin den Blick. Arges von anderen zu denken, kostete ihn große Überwindung. Er selbst äußerte sich eines Tages, daß er sich nicht nur in jedem Schlauen, sondern auch in jedem Narren irre."

Eine weitere Schattenseite Pestalozzis — die letzte, welche wir erwähnen wollen — bildete die Vernachlässigung seiner selbst. „Nicht bloß einfach und dürftig ging er einher, sondern oft auch ungewaschen, mit verworrenem Haare und mehrtägigem Barte, in niedergetretenen Schuhen und herabhängenden Strümpfen. Als eines Tages der König von Holland im Schlosse gemeldet wurde, lief er aus seinem Zimmer durch die Korridore ihm entgegen; Blochmann stand eben an der Thüre, durch welche er dem Könige entgegeneilte und sah zu nicht geringem Staunen, daß sein rechter Fuß bis zur Hälfte entblößt war. Blochmann zog ihn rasch auf die Seite, band ihm seinen herabhängenden Strumpf fest und reinigte in aller Eile seinen dunkelgrauen Burnus, seine fast tägliche Kleidung, von Federn und Schmutz."

Die Charakteristik Pestalozzis würde als eine mangelhafte zu bezeichnen sein, wenn in derselben eine Erwähnung seiner

religiösen Anschauungen unterbliebe. Blochmann, Ramsauer, v. Raumer und Henning, seine langjährigen Gehülfen, stimmen in ihrem Urteile über Pestalozzis religiösen Standpunkt in der Hauptsache völlig überein; sie beantworten jene vorhin aufgeworfene Frage, aus welchen Gründen seine Lebensbestrebungen ein so trostloses Ende genommen haben, mit dem Hinweise darauf, daß er dem wahren Christentume fern gestanden. „Wir sind nichts — hebt Blochmann am Schlusse seines Werkes hervor — Christus allein ist alles. Wo er seine Hand von uns abzieht, so sind wir verloren, wenn wir auch St. Petrus und Paulus wären". Pestalozzi hat des öfteren in seinen Schriften sich rückhaltlos über sein Verhältnis zum Christentume geäußert, und es erscheint durchaus unangebracht, diese offenen Bekenntnisse zu unterdrücken. In erster Linie kommt hier ein Brief in Betracht, den Pestalozzi im Jahre 1793 an den schon erwähnten Staatsrat Nicolovius richtete. Es heißt in demselben: „Ich kann und soll also nicht verhehlen — meine Wahrheit ist an den Kot der Erde gebunden und also tief unter dem Engelgange, zu welchem Glaube und Liebe die Menschheit erheben mag. Du kennst Glülphis Stimmung — sie ist die meinige — ich bin ungläubig — nicht weil ich den Unglauben für Wahrheit achte — sondern weil die Sonne meiner Lebenseindrücke den Segen des Glaubens vielseitig aus meiner innersten Stimmung verschoben. Von meinen Schicksalen also geführt, halte ich das Christentum für nichts Andres als für die reinste und edelste Modifikation der Lehre von der Erhebung des Geistes über das Fleisch — und diese Lehre für das große Geheimnis und das einzig mögliche Mittel, unsere Natur im Innersten ihres Wesens ihrer wahren Veredelung näher zu bringen — oder, um mich deutlicher auszudrücken — durch innere Entwickelung der reinsten Gefühle der Liebe zur Herrschaft über die Sinne zu gelangen. Das glaube ich, sei das Wesen des Christentums — aber ich glaube nicht, daß viele Menschen ihrer Natur nach fähig seien, Christen zu werden — ich glaube das Gros

der Menschheit so wenig einer solchen allgemeinen inneren Veredelung fähig, als ich dasselbe im allgemeinen fähig glaube, irdische Kronen zu tragen. Ich glaube, das Christentum sei das Salz der Erde — aber so hoch ich dieses Salz auch schätze, so glaube ich dennoch, daß Gold und Stein und Sand und Perlen ihren Wert unabhängig von diesem Salze haben, und daß die Ordnung und die Nutzbarkeit aller dieser Dinge unabhängig von demselben muß ins Auge gefaßt werden." [99]

Die „Abendstunde eines Einsiedlers" enthält Stellen, welche die Erhabenheit des Christentums völlig anerkennen. Lesen wir aber: „Glaube an Gott, du bist reiner Sinn der Einfalt, horchendes Ohr der Unschuld auf den Ruf der Natur, daß Gott Vater ist", so müssen wir doch mit v. Raumer entgegnen: „Wo ist das Ohr der Unschuld? Wäre es unter den Menschen zu finden, so könnte es freilich einen Ruf der Natur vernehmen, daß Gott Vater sei. Dann hätten auch die Heiden Vater unser beten können. Aber nirgends findet sich eine Spur, daß die Alten ihre Götter, geschweige denn Gott kindlich geliebt."

In „Lienhard und Gertrud" legt Pestalozzi das Hauptgewicht auf das thätige Christentum; die Liebe stellte er gewissermaßen in einen Gegensatz zum Glauben, da er den Heuchlerglauben nicht bestimmt von dem wahren Glauben, der in der Liebe thätig ist, scheidet. Der Pfarrer Ernst ist zweifelsohne bestrebt, als treuer, persönlicher Freund den Gliedern seiner Gemeinde in guten und bösen Tagen zu erscheinen, aber seine Predigten sind doch nicht frei von jenem Moralisieren, welches die Herzen kalt läßt. In den „Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwickelung des Menschengeschlechtes", sowie auch in der Schrift „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt" wird das Christentum meist stiefmütterlich behandelt; besonders das letztgenannte Werk, welches doch Veranlassung genug bot, der pädagogisch-religiösen Seite eine positiv christliche Basis zu verleihen, verliert sich mehr „in rhetorischen, von Christus entfremdeten Verstandestheorien".

Nicht unberücksichtigt bleiben darf der religiöse Charakter der Institute Pestalozzis. Ramsauer äußert sich über denselben folgendermaßen: „Pestalozzis Morgen- und Abendgebete hatten in Burgdorf eine Innigkeit und Einfachheit, daß sie jeden daran Teilnehmenden unwillkürlich hinrissen; er betete so innig, las und erklärte so eindringlich die Gellertschen Lieder, ermahnte die Zöglinge, jeden einzeln, zum Selbstbeten und sah darauf, daß in den Schlafsälen jeden Abend von einigen Zöglingen die Gebete laut gesprochen wurden, die sie zu Hause gelernt hatten, während er zugleich erklärte, wie das auswendige Herplappern von Gebeten ohne Wert sei, daß man hingegen aus seinem eigenen Herzen beten solle. Solche Ermahnungen kamen in Yverdon immer seltener vor, und das Lautbeten hörte ganz auf, wie so vieles Gemütliche. Man fühlte, daß doch mehr als in Burgdorf gelernt werden müsse; dadurch geriet man aber zu sehr in ein unruhiges Treiben und die Einzelnen in ein Haschen nach Auszeichnung. Pestalozzi blieb zwar derselbe edle, sich selbst ganz vergessende und nur für das Wohl anderer lebende und das ganze Haus begeisternde Greis. Da es aber nicht sowohl in der geistigen Einrichtung und in Pestalozzis Grundsätzen lag, daß ein so gemütliches Leben in Burgdorf geherrscht hatte, als vielmehr in dessen Persönlichkeit, so konnte dieser Geist auch nicht lange bleiben, noch erstarken und sich zu einem christlichen Geiste erheben. Anstatt uns zu sagen, daß nur der Lehrer mit Segen wirken könne, der zur Erkenntnis und zum Glauben der höchsten Wahrheiten und hiemit zur Einsicht gekommen sei, daß er aus sich selbst nichts sei, und daß er alles, was er Gutes thue, allein Gott zu danken habe, und daß er, wenn er mit wahrem Segen wirken wolle, des täglichen Gebetes zu seinem Berufe unumgänglich bedürfe, ja, daß jeder Christ, und besonders der Erzieher, täglich Ursache habe, Gott zu bitten um Geduld, Liebe und Demut und hiemit um die Weisheit im Thun und Lassen ꝛc.; statt dessen hörten wir täglich, daß der Mensch alles könne, daß er könne, was er wolle, daß er alles

aus sich selbst machen, daß nur er sich selbst helfen könne. Hätte der sonst so edle Pestalozzi es verstanden, die Bibel zum Fundamente aller sittlichen und religiösen Bildung zu machen, wahrlich das Institut würde noch bestehen, so gut als die Anstalten bestehen und mit Segen wirken, die der selige Francke vor mehr denn hundert Jahren mit so geringen Mitteln, aber im Vertrauen auf Gott begründete."

„Anstatt aber die Schüler mit der Bibel vertraut zu machen, kam Pestalozzi und diejenigen von seinen Gehülfen, die den sogenannten Religionsunterricht erteilten, oder die sogenannten Morgen- und Abendgebete hielten, von Jahr zu Jahr immer tiefer in ein leeres Moralisieren, und so ist es auch erklärlich, wie es kommen konnte, daß ich in dieser Anstalt aufgewachsen bin, da konfirmiert wurde und sechzehn Jahre ein sehr thätiges und moralisch gutes Leben führte — ohne auch nur eine Ahnung vom Worte Gottes zu bekommen. Ich hörte wohl die Bibel manchmal nennen, auch selbst von Pestalozzi darüber Klage führen, daß niemand in ihr lese, und sagen, daß dieses in seiner Jugend besser gewesen sei, hörte auch bei dem sonntäglichen Hausgottesdienste, wie auch bei meinem Konfirmationsunterrichte manchmal einzelne Bibeltexte vorlesen — und — willkürlich — erklären, aber eine Ahnung von der Heiligkeit und vom Zusammenhange des Wortes Gottes bekamen weder ich noch andere. So wie Pestalozzi durch seine Persönlichkeit die meisten seiner Gehülfen Jahre lang so an sich fesselte, daß sie sich selbst ebenso vergaßen, wie er sich vergaß, wenn es darauf ankam, Gutes zu wirken, ebensoviel und noch viel mehr hätte er sie für das Evangelium beleben können, würde er es gekannt und in seinem ganzen Umfange geglaubt haben, und der Herr hätte ihm und seinen Gehülfen seinen Segen verliehen und die Anstalt zu einer christlichen Pflanzschule gemacht."

Über den im Institute zu Yverdon erteilten Religionsunterricht, der von Niederer gegeben wurde, ist wenig zu sagen, da, wie v. Raumer berichtet, niemand demselben beiwohnen durfte.

Nach dem „Berichte an die Eltern und an das Publikum über den Zustand und die Einrichtungen der Pestalozzischen Anstalt im Jahre 1807" war derselbe „von aller gläubigen Innigkeit und Kindereinfalt, von jener christlichen Einfalt, wie sie uns in Luthers kleinem Katechismus entgegentritt, weit entfernt." [100]

Erfreulicherweise vermögen wir diesen negativen Ergebnissen positive entgegenzustellen. Mit vollem Rechte hebt Blochmann hervor, daß der alternde Pestalozzi immer mehr von Christus an- und zu ihm hingezogen wurde. So lesen wir in der Weihnachtsrede des Jahres 1810: „Möchte uns die Freude dieser Stunde, möchte uns die Freude über die Geburt unseres Erlösers dahin erheben, daß Jesus Christus uns jetzt als die sichtbare göttliche Liebe erschiene, wie er sich für uns aufgeopfert, dem Tode hingegeben. Möchten wir uns der Stunde seiner Menschwerdung freuen, weil er uns in dieser Stunde die große Gabe seines Todes auf die Welt brachte und auf den Altar der göttlichen Liebe hinlegte. Er war von dieser Stunde an der für uns geopferte Priester des Herrn. Freunde, Brüder, Schwestern, lasset uns beten! O Gott, gieb sie uns wieder, die schönen Tage der Welt, wo das Menschengeschlecht sich des Erlösers Jesus Christus, sich seiner Geburt wahrhaft freute! Gieb uns die Zeiten wieder, wo die menschlichen Herzen in dieser Stunde voll waren des heiligen Geistes, und ihre Hände voll menschlicher Gaben für ihre Brüder! Vater im Himmel, du giebst sie uns wieder, wenn wir sie wieder wollen."

Noch charakteristischer ist der Schluß der „Rede an mein Haus" vom 12. Januar 1818: „Freunde, Brüder! werdet Erneuerer meines Hauses, Wiederhersteller seines alten Geistes und Zeugen, daß der Sinn meiner Jugend, daß der Sinn, der sich in „Lienhard und Gertrud" blühend und in „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt" der Reifung näher ausspricht, noch in mir lebe. Ja, er lebt noch in mir; ich lebe noch in mir; ich lebe noch in ihm, und ich will in ihm leben bis an

mein Grab. Freunde, Brüder! In dieſem Sinne meiner jetzigen Tage werdet Mitſtifter des heutigen Reſultates der alten urſprünglichen menſchenfreundlichen und wohlthätigen Zwecke meines Hauſes. In dieſem Sinne und in keinem anderen rufe ich euch alle, alle Glieder meines Hauſes, zu einer heiligen Vereinigung unſrer ſelbſt in der Liebe und durch die Liebe. Liebet einander, wie uns Jeſus Chriſtus geliebet hat. Die Liebe iſt langmütig und freundlich; die Liebe eifert nicht, die Liebe treibet nicht Mutwillen, ſie blähet ſich nicht. Sie ſtellet ſich nicht ungeberdig; ſie ſuchet nicht das ihre; ſie läßt ſich nicht erbittern: ſie trachtet nicht nach Schaden. Sie freut ſich nicht der Ungerechtigkeit; ſie freut ſich aber der Wahrheit. Sie verträgt alles; ſie glaubet alles; ſie hoffet alles; ſie duldet alles. Freunde, Brüder! Thut Gutes denen, die euch haſſen, ſegnet die, die euch verfluchen. Sammelt feurige Kohlen auf das Haupt eurer Feinde. Laſſet die Sonne nie untergehen über euerem Zorne. Wenn du opferſt, verſöhne dich zuerſt mit deinem Bruder, und dann erſt opfere deine Gaben. Jede ſchonungsloſe Härte ſei ferne von unſerm Hauſe; ſie ſei auch gegen den ferne, der uns Unrecht thut, jede menſchliche Härte verliere ſich in der Sanftheit unſeres Glaubes. Sie muß ſich in der Sanftheit des chriſtlichen Glaubens verlieren. Keiner unter euch entſchuldige ſeine Härte gegen den, der Unrecht hat. Keiner ſage, Jeſus Chriſtus hat den nicht geliebt, der Unrecht hatte und Unrecht that. Er hat ihn geliebt. Er hat ihn mit göttlicher Liebe geliebt. Er iſt für ihn geſtorben. Er hat nicht die Gerechten, er hat die Sünder berufen zur Buße. Er hat auch den Sünder nicht gläubig gefunden, er hat ihn gläubig gemacht, er hat ihn durch ſeinen Glauben gläubig gemacht. Er hat ihn auch nicht demütig gefunden, er hat ihn demütig gemacht, er hat ihn durch ſeine Demut demütig gemacht. Wahrlich, wahrlich, es iſt mit dem hohen göttlichen Dienſte ſeiner Demut, daß er den Stolz des Sünders überwunden und ihn durch den Glauben an das göttliche Herz ſeiner Liebe gekettet. Freunde, Brüder! Werden wir dieſes

thun, werden wir einander lieben, wie uns Jesus Christus geliebet hat, so werden wir alle Schwierigkeiten, die dem Ziele unseres Lebens entgegenstehen, überwinden und im stande sein, das Wohl unseres Hauses auf den ewigen Felsen zu gründen, auf den Gott selber das Wohl des Menschengeschlechtes durch Jesum Christum gebaut hat."

Sagt zwar Pestalozzi in dem erwähnten Briefe aus dem Jahre 1793: „Ich ging schwankend, zwischen Gefühlen, die mich zur Religion hinzogen und Urteilen, die mich von derselben weglenkten, den toten Weg meines Zeitalters", so läßt sich doch ein Ringen nach dem rechten, lebendigen Glauben unschwer erkennen. „Verbinden wir damit — urteilt Blochmann — das Erhabene, praktisch Christliche, was uns in der Stärke, Treue und Reinheit der sich selbst vergessenden, für andere sich aufopfernden Liebe Pestalozzis durch sein ganzes Leben neben dem demütigen Gefühle seiner Schwäche und Sündhaftigkeit, neben seiner Gottesfurcht, Freimütigkeit und Hingebung in Gottes Willen unter allen Drangsalen in so herrlichem Lichte entgegenstrahlt, und bleiben wir eingedenk, daß er Christo ähnlich mit seiner Liebe die Armen und Elenden, die Vergessenen und Gedrückten umfaßte, so werden wir bekennen müssen, daß der, welcher fort und fort in den Herzen der Christen als episcopus in partibus infidelium herrscht und die Starken zum Raube hat, auch in der Seele dieses Starken mit seiner erlösenden Macht und Liebe geblieben ist, wie oft und wie sehr auch der Glaube in ihm wankte." [101]

II.

Pestalozzis Bedeutung.

1. Pestalozzis Quellen.

Das Studium der Schriften eines Rousseau, Basedow und Pestalozzi, der „führenden Geister" auf dem Gebiete der Pädagogik, zeigt, daß sie mehr oder weniger auf den Schultern eines Mannes stehen, welcher ein Jahrhundert früher sein Leben der Erziehung widmete, auf denjenigen des Böhmen Johann Amos Comenius, des „Sehers unter den Pädagogen". Hauptsächlich schlug Pestalozzi die Wege des Comenius ein, so daß jemand, der beider Schriften liest, ohne die Zeit ihrer Abfassung zu kennen, leicht den Schüler für den Meister halten könnte.

Pestalozzi selber bezeichnet sich als einen vollkommenen Autodidakten, „der von dem, was sie alle thaten und wollten, auch keine Silbe wußte." Sagt er doch über seine Wirksamkeit in Stanz (1799): „Es war eigentlich das Pulsgreifen der Kunst, die ich suchte — ein ungeheurer Griff — ein Sehender hätte ihn gewiß nicht gewagt; ich war zum Glücke blind, sonst hätte ich ihn auch nicht gewagt. Ich wußte bestimmt nicht, was ich that, aber ich wußte, was ich wollte, und das war Tod oder Durchsetzung meines Zweckes."

Wenn auch Pestalozzis Behauptung in „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt" — er habe seit dreißig Jahren kein Buch

gelesen — nicht buchstäblich zu nehmen ist, so wird dieselbe in bezug auf die schwierigen „Opera didactica omnia“ des Comenius aus leicht begreiflichen Gründen nicht anzuzweifeln sein. Nur ein Exemplar der Opera didactica hat Pestalozzi zur Verfügung gestanden, dasjenige der Stadtbibliothek in Zürich, und dieses ist, wie von der Verwaltung derselben mit Bestimmtheit versichert wird, von ihm nie benutzt worden [102]. Daß jedoch Pestalozzi Kenntnis von Comenius besessen hat, steht fest. Ein Blick in die 1809 gehaltene Rede „Über die Idee der Elementarbildung“ bestätigt diese Annahme. Es heißt daselbst mit Rücksicht auf die Feststellung des Mittelpunktes der Elementaranschauungen: „Von sehr richtigem Gefühle des Bedürfnisses eines solchen Mittelpunktes ausgehend, ihn als Prinzip sogar lebendig fühlend, geriet Comenius in der Ausführung ohne Einheit, ohne Zusammenhang, ohne Philosophie, ohne Anschauung des inneren organischen Lebens im Kinde auf die Menge der Dinge. Verständiger dennoch als die, denen (das Objektive und Subjektive durchaus vermischend) jeder einzelne sinnliche Gegenstand zur Übung der Sprache und Anschauung gleich gilt, wollte er dem Kinde alle Gegenstände des Daseins empirisch vorführen. Aber der Kreis der Gegenstände um den Menschen her ist beschränkt, und weil Comenius seine Idee nur in dem Prinzipe der sinnlichen Anschauung faßte, die sich ihm, als der einigende Mittelpunkt (denn einen solchen mußte er doch haben) darstellte, so geriet er aus Bedürfnis auf Abbildungen und schuf seine gemalte Welt“ [103]. Berücksichtigen wir nun aber, daß die „Lenzburger Rede“ in der vorliegenden Gestalt mehr Niederers als Pestalozzis Eigentum ist, daß ferner der erstere schon im Jahre 1807 durch verschiedene Aufsätze in der „Wochenschrift für Menschenbildung“ eine mehr als oberflächliche Kenntnis der Comenianischen Werke dargethan hat, so liegt der Schluß nahe, daß Pestalozzis Bekanntschaft mit Comenius durch Niederer vermittelt wurde.

Bei dieser Voraussetzung ist es erklärlich, daß in allen Schriften Pestalozzis, welche vor der Vereinigung der beiden

Männer entstanden — dieselbe fand 1803 statt — eine direkt ausgesprochene Beziehung zu Comenius nicht vorkommt. Daß aber trotz dieser Unkenntnis der Comenianischen Bestrebungen Pestalozzi in der Hauptsache mit ihnen übereinstimmt, läßt sich mit Leichtigkeit nachweisen.

Comenius und Pestalozzi richten ihr Augenmerk vor allem auf die Volksschule und deren Vorstufe, die Mutterschule. Comenius' „Informatorium der Mutterschule" (Schola materni gremii) ist als Urbild zu „Lienhard und Gertrud" anzusehen. Beide Pädagogen stimmen in den Fundamentalgrundsätzen überein, daß die Anschauung den Ausgangspunkt alles Erkennens und Lernens bildet. Comenius zeigt in dem „Informatorium der Mutterschule" auf das deutlichste, daß der Unterricht nur dann ein erfolgreicher genannt werden kann, wenn er anfänglich Anschauungsunterricht ist und in seinem weiteren Verlaufe der natürlichen Entwickelung des Kindes folgt. Seine große „Unterrichtslehre" (Didaktik) erläutert darauf den Fortgang des Unterrichts durch beständige Bezugnahme auf das Walten der Natur. Ein Vergleich der Kapitel 16—19 der Didaktik mit der „Abendstunde eines Einsiedlers" und dem vierten Briefe aus „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt" wird ein überraschendes Ergebnis liefern. Während wir in bezug auf die erstere Schrift auf Seite 45 unserer Darstellung verweisen, möge aus der letzteren das folgende Citat genügen: „Mensch, ahme es nach, das Thun der hohen Natur, die aus dem Kern auch des größten Baumes zuerst nur einen unmerklichen Keim treibt, aber dann durch ebenso unmerkliche als täglich und stündlich fließende Zusätze zuerst die Grundlage des Stammes, dann diejenigen der Hauptäste und endlich diejenigen der Nebenäste, bis an das äußerste Reis, an dem das vergängliche Laub hängt, entfaltet. Faß' es ins Auge, dieses Thun der hohen Natur, wie sie jeden einzelnen gebildeten Teil pflegt und schützet und jeden neuen an das gesicherte Leben des alten anschließet. Faß' es ins Auge, wie sich ihre glänzende Blüte aus tief gebildeten Knospen entfaltet; wie sie dann den blumenreichen

Glanz ihres ersten Lebens schnell verliert und als schwache, aber im ganzen Umfange ihres Wesens vollständig gebildete Frucht jeden Tag immer etwas, aber etwas Wirkliches, zu dem, was sie schon ist, hinzusetzt und so Monate lang am nährenden Aste hängt, bis sie vollends gereift und in allen ihren Teilen vollendet vom Baume fällt. Fass' es ins Auge, wie die Mutter Natur schon bei dem Entfalten der ersten emporsteigenden Sprossen auch den Keim der Wurzel entfaltet und des Baumes edelsten Teil tief in den Schoß der Erde vergräbt; wie sie hinwieder den unbeweglichen Stamm tief aus dem Wesen der Wurzel, die Hauptäste tief aus dem Wesen des Stammes herausbildet und allen, auch den schwächsten äußersten Teilen genügsam, aber keinem, keinem einzigen unnütze, unverhältnismäßige und überflüssige Kraft giebt. Der Mechanismus der sinnlichen Menschennatur ist in seinem Wesen den nämlichen Gesetzen unterworfen, durch welche die physische Natur allgemein ihre Kräfte entfaltet. Nach diesen Gesetzen soll aller Unterricht das Wesentlichste seines Erkenntnisfaches unerschütterlich tief in das Wesen des menschlichen Geistes eingraben, dann das weniger Wesentliche nur allmählich, aber mit ununterbrochener Kraft an das Wesentliche anketten und alle ihre Teile bis an das Äußerste ihres Faches in einem lebendigen, aber verhältnismäßigen Zusammenhang mit demselben erhalten."

Eine weitere Übereinstimmung findet sich auch in fast allen aus dem genannten Fundamentalprinzipe abgeleiteten didaktischen Grundsätzen. Erwähnen wir beispielsweise folgende Gedanken aus der „Abendstunde eines Einsiedlers": „Die Geisteskraft der Kinder darf nicht in ferne Weiten gedrängt werden, ehe sie durch mehr Übung Stärke erlangt hat." „Der Kreis des Wissens fängt nahe um einen Menschen her an und dehnt sich von da konzentrisch aus." „Das Vaterhaus ist die Grundlage aller reinen Naturbildung der Menschheit." „Das Vaterhaus ist die Schule der Sitten und des Staates." „Den Wortlehren, der Rederei, müssen Realkenntnisse vorangehen."

Jeder der angeführten Sätze — und ihre Zahl ließe sich mit Leichtigkeit vermehren — ist in der „großen Didaktik“ und der „Mutterschule“ ausführlich behandelt worden.

Auch in den Irrtümern der beiden Pädagogen läßt sich eine gewisse Verwandtschaft nachweisen. Comenius beginnt, obwohl er so treffend die Naturgemäßheit des Unterrichts dadurch charakterisiert, daß er den Fortschritt vom Leichteren zum Schwereren, vom Nahen zum Fernen, vom Einfachen zum Zusammengesetzten, vom Bekannten zum Unbekannten als Norm aufstellt, trotz alledem im „Orbis pictus“ mit Gott, der Welt und den Elementen und gelangt erst im 35. Kapitel zu dem Menschen. Und Pestalozzi begeht den großen Mißgriff, den Leib des Kindes als ersten Gegenstand auszuwählen, an welchem es Auge und Zunge üben soll. Das „Buch der Mütter“, welches mit den Kindern in seinem ganzen Umfange besprochen werden soll, beschreibt den Körper des Menschen in so eingehender Weise, daß auf ein Verständnis der Kinder auch nicht im entferntesten gerechnet werden kann.

Wenden wir uns nun mit Übergehung des Philanthropinismus, welcher seinem inneren Wesen nach auf die Dauer keine herrschende Stellung einnehmen konnte, auch das Gebiet der Volksschule völlig unberücksichtigt ließ, zu Pestalozzis zweiter Quelle, zu Jean Jacques Rousseau (1712—1778). Pestalozzi und Rousseau haben mehr miteinander gemein als die Zugehörigkeit zu dem schweizerischen Volksstamm; ihre geistige Verwandtschaft offenbart sich in dem Bestreben, „in kühnem Fluge der Phantasie die letzten Erklärungsgründe der Dinge zu finden“, in der Idealität, die aus allen ihren Werken hervorleuchtet, in der Vereinigung ihrer religiösen Ideen mit der freiesten Weltanschauung, in der barmherzigen Liebe gegen die Armen und Unterdrückten, in dem Bewußtsein, daß der leidenden Menschheit nur durch Weckung und Stärkung der eigenen Kraft geholfen werden könne, in der Unveränderlichkeit ihrer Gesinnungen trotz der erlittenen bitteren Enttäuschungen, sowie in dem Zusammenwirken von Geist und Herz,

welches das Poesievolle in den Schriften Rousseaus hervorruft und Pestalozzis Leben so anziehend gestaltet.

Unter denjenigen Schriften Rousseaus, welche einflußreich auf Pestalozzis Geistesrichtung geworden sind, mögen vier hervorgehoben werden: Die beiden Preisfragen der Akademie zu Dijon — „Haben die Fortschritte der Wissenschaften und Künste zur Reinigung der Sitten beigetragen?“ (1749); „Über den Grund der Ungleichheit unter den Menschen“ (1753) — Der „Gesellschaftsvertrag“ (Contrat social) — 1762 entstanden — und der pädagogische Roman „Emil“ (1762 erschienen). Die Wirkungen des Studiums der drei ersten Werke sind deutlich in den Aufsätzen des „Schweizer Blattes“ in „Über Gesetzgebung und Kindermord“, in den „Figuren zu meinem ABC-Buche“ und besonders in dem philosophischen Versuche: „Meine Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwickelung des Menschengeschlechtes“ zu finden. Unverkennbar ist einer der Leitsätze des letzteren: „Das gesellschaftliche Recht ist ganz und gar kein sittliches Recht, sondern eine Modifikation des tierischen“ Rousseauischen Ursprungs. Auch der Schluß, zu dem Pestalozzi bei der Verfolgung dieses Gedankens gelangt, läßt sich zweifelsohne auf Rousseau zurückführen: „Der Mißbrauch der Macht pflanzt sich beim ungebrochenen Tiersinne des Menschen von Anfang an hinüber in den geselligen Zustand und verwildert denselben. Das ist das ewige Gesetz, daß sich das sterbliche Wesen immer zum Übergewichte seines Tiersinnes und seiner Tierkraft lenkt, und daß der Mensch, der mächtig und tierisch zugleich ist, zu der Schwäche seines Geschlechtes sagt: Du bist um meinetwillen da. An den Ketten der Macht, die kein Recht kennt, sinkt der Mensch wieder zu aller Unbehilflichkeit und zu aller Gefühllosigkeit seines verdorbenen Naturzustandes herab; dann nähert sich die Auflösung der Staaten durch das Allgemeinwerden der inneren Gefühle des Sanscülottismus.“

Doch wenden wir uns zu dem vierten der angeführten Werke Rousseaus, dem „Emil“, das in hervorragender Weise

die pädagogischen Anschauungen Pestalozzis beeinflußt hat, wie er selber im „Schwanengesange“ unumwunden zugiebt. Ein Blick auf die wichtigsten der im „Emil“ enthaltenen Grundsätze wird diese Annahme bestätigen.

Rousseau versteht unter Erziehung im weiteren Sinne schon jede absichtslose, durch äußere Einwirkung hervorgerufene Veränderung des Kindes. Sie ist eine dreifache: durch die Natur, durch die Menschen und durch die Dinge. Erziehung im engeren Sinne ist nur die absichtliche, vom Menschen ausgehende Thätigkeit. Es teilen sich also in die Erziehung des Kindes drei Meister; ist unter ihnen Übereinstimmung vorhanden, so wird das Kind gut erzogen, im entgegengesetzten Falle aber schlecht. Der Mensch hat die zu einem glücklichen Erfolge in der Erziehung nötige Zusammenwirkung aller Umstände nicht in seiner Gewalt; er kann deshalb das Ziel derselben nur annähernd erreichen. Dieses Ziel ist, weil wir nichts über die Natur vermögen, sie aber alle Gewalt über uns besitzt, das der Natur selbst. Folgt die Erziehung durch die Menschen und durch die Dinge der Natur, so wird dies Ziel erreicht; der Mensch lebt dann in Übereinstimmung mit sich selbst und erstrebt nur das, wozu ihn seine Natur treibt. Das Werk der Erziehung ist also nach Rousseau weder auf eine von der Vernunft geregelte Willensbeschaffenheit, noch auf eine aus der Fülle der Kulturmittel erworbenen Bildung gerichtet, sondern auf den Zustand der Selbstzufriedenheit, der physischen Behaglichkeit, der Glückseligkeit.

Die Forderung einer naturgemäßen Erziehung ist die oberste Grundanschauung, ja das eigentlich Epochemachende im „Emil“. Das Kind soll der Natur gemäß erzogen werden; das heißt zu allernächst: gemäß seiner eigenen Natur. Hierüber spricht sich Rousseau in der Vorrede folgendermaßen aus: „Man kennt die Kindesnatur gar nicht. Bei der falschen Vorstellung, die man von ihr besitzt, irrt man mit jedem Schritte, den man vorwärts geht, immer mehr. Selbst die Verständigsten fassen nur das ins Auge, was dem Erwachsenen zu wissen

nötig ist, ohne das zu beachten, was die Kinder zu fassen vermögen. Sie suchen im Kinde stets den Mann und beachten nicht, was das Kind ist, ehe es Mann wird."

Diese Betrachtung des „Kindes im Kinde" war von ungeahnter Tragweite. Pestalozzi, sowie seine pädagogische Mit- und Nachwelt nahmen diesen Gedanken auf, vertieften sich in das Studium der Kindesnatur und schufen so die psychologische Pädagogik.

Rousseau geht bei der Forderung einer naturgemäßen Erziehung von der Anschauung aus, daß der Mensch von Natur gut sei. Das Gute wird im Menschen somit nicht erst entwickelt, ist vielmehr eine angeborene Kraft, das Böse folglich nur eine anerzogene Schwäche. Hiernach ist das Prinzip der christlichen Anthropologie, die Lehre von der Erbsünde, abgethan. Dieser Ansicht huldigte Pestalozzi gleichfalls und blieb ihr, wie W. Henning ausdrücklich versichert, bis zu seinem Tode treu. Er erklärte noch im Jahre 1825 letzterem rundweg: eine Erbsünde nehme er nicht an, und an die Dreieinigkeit glaube er einmal nicht.[104]

Nachdem nun das allgemeine Ziel der Erziehung festgestellt ist, wird auch das besondere angegeben; es ist in dem allgemeinen Ziele enthalten. Die bisherige Erziehung denaturalisierte den Menschen, deshalb ist die Vorbereitung für einen bestimmten Beruf und für das gesellschaftliche Leben zu verwerfen; niemand kann wissen, was die Zukunft dem Kinde vorbehalten hat. Alle Menschen sind anfänglich gleich gut, ihr gemeinsamer Beruf besteht darin: Mensch zu sein. Nur wenn der Mensch als Mensch lebt, wird er für jeden besonderen Beruf geeignet sein; andernfalls wird er ein Franzose, ein Engländer, ein Bürger ꝛc. und damit nichts sein.

Der „natürliche Mensch" ist ein absolutes Ganzes, welches sich nur auf sich selbst bezieht; der „bürgerliche Mensch" dagegen ist nur eine Brucheinheit, die in Beziehung zu dem Nenner steht und deren Wert von dem Ganzen, welches Staat heißt, abhängt. Um etwas zu sein, muß man handeln, wie

man ſpricht; wo ſoll aber der Menſch dies lernen? Eine öffentliche Erziehung nach dem Muſter Platons iſt unmöglich: „Ces deux mots, Patrie et Citoyen, doivent être effacés des langues modernes. J'en sais bien la raison, mais je ne veux pas la dire, elle ne fait rien à mon sujet.“ Auch die Kollegien ſind zu verwerfen; ſie ſind lächerliche Anſtalten. So bleibt denn nur eine iſolierte Erziehung übrig.

Rouſſeau ſtellt ſich nun die Aufgabe, den noch nicht vorhandenen Naturmenſchen der Welt vorzuführen, damit deſſen Neigungen beobachtet, ſeine Fortſchritte geſehen, kurz ſein Lebensgang begriffen werden können. Auf die Frage, was gethan werden müſſe, um einen ſo ſeltenen Menſchen zu bilden, iſt zu antworteu: „ohne Zweifel viel! es iſt zu verhindern, daß etwas geſchehe“. „Leben iſt die Kunſt, die ich ihn lehren will. Ich gebe zu, wenn er aus meinen Händen kommt, wird er weder Richter, noch Soldat, noch Prieſter ſein; vor allem aber wird er Menſch ſein. Mag auch das Schickſal ſeine Stellung im Leben verändern: er wird ſich in alles zu ſchicken wiſſen.“

Leider ſind die Reſultate, welche Peſtalozzi bei der Befolgung dieſes Grundſatzes an ſeinem eigenen Sohne erzielte, durchaus verfehlte geweſen.

Der Anfangspunkt der Erziehung fällt zuſammen mit der Geburt des Kindes. Die geſamte nun folgende Erziehungspraxis iſt von der Anſchauung beherrſcht, daß es nie die Hauptſorge des Erziehers ſein dürfe, das Leben des Kindes zu erhalten, ſondern dasſelbe zu befähigen, die Schickſalsſchläge mit Gleichmut zu ertragen und ſowohl dem Reichtume, als auch der Armut die Stirn zu bieten. Die Forderung einer naturgemäßen Erziehung kann nur unter der Vorausſetzung erfüllt werden, daß der Menſch bildungsfähig ſei. Mit der Annahme, daß die Erziehung durch die Natur die Richtung der beiden anderen Erziehungen zu beſtimmen habe, wird keineswegs eine Neugeſtaltung der Seelenzuſtände des Kindes verlangt, ſondern nur eine weitere Ausbildung derſelben. „Die Natur iſt

mächtiger als die Erziehung; sie ist der Keim, der zu einem bestimmten organischen, wie geistigen Leben mit fatalistischer Notwendigkeit treibt."

In jenem Keime schlummere Empfindung, Bewegungstrieb, Begriffsvermögen ꝛc. Was nun zu thun ist, denselben reifen zu lassen, soll der Erzieher der Natur ablauschen. Gleichwie eine Pflanze, die verhindert wird, ihrem natürlichem Triebe gemäß nach oben zu wachsen, diesen Trieb dennoch beibehält und demselben nach Aufhören des Zwanges sofort gehorcht, also wird auch der Mensch, dessen Naturtriebe gewaltsam zurückgedrängt werden, nach erlangter Freiheit ohne Zweifel die natürliche Richtung einschlagen. Die Naturtriebe des Kindes äußern sich, sobald dasselbe mit seiner Umgebung in Wechselbeziehung tritt; beachtet der Erzieher nun sorgfältig das Verhalten des Kindes, so lernt er dessen Individualität kennen und ist imstande, seine natürlichen Gewohnheiten kräftig zu fördern. Diese Berücksichtigung der Individualität des Kindes ist eine der wichtigsten Grundanschauungen Rousseaus; sie führte ihn auf die Idee der häuslichen Erziehung, die von einem Hofmeister ausgeübt werden soll.

Pestalozzi verfolgte in „Lienhard und Gertrud" dasselbe Ziel; da er aber den Segen der Wohnstube, die unendliche Liebe der Mutter kennen gelernt hatte, im Gegensatze zu Rousseau, dessen Mutter schon bald nach seiner Geburt starb, so ließ er glücklicherweise den Hofmeister fallen und sah den Kern seiner Bestrebungen darin, durch Vereinfachung der gemeinen Unterrichtsmittel die Kräfte der Wohnstubenbildung des gemeinen Volkes von neuem zu beleben.

Hören wir schließlich noch das Urteil, welches Pestalozzi selbst über Rousseau fällt. „Schon vor Basedow erschien Rousseau, wie eine höhere Natur, als Wendepunkt der alten und neuen Welt in der Pädagogik. Von der allgewaltigen Natur allgewaltig ergriffen, die Entfernung seiner Zeitgenossen vom sinnlich-kräftigen ebensowohl, als vom geistigen Leben wie kein anderer (und mit unendlichen Schmerzen) fühlend, sprengte

er mit herkulischer Kraft die Fesseln des Geistes und gab das Kind sich selbst, gab die Erziehung dem Kinde und der menschlichen Natur zurück. Allein im Widerspruche mit sich selbst, im Widerspruche mit der Gesellschaft und ihren unveränderlichen Bedürfnissen, im Widerspruche selbst mit dem menschlichen Geiste und den Gesetzen seiner Entfaltung im Dasein, weil er sich des höheren Punktes der Einheit der Natur und der Kultur, von dem erst ihre Verschiedenheit ausgeht, nicht bewußt wurde, war er weder imstande, die Selbständigkeit des Kindes durch die organische Belebung und Entwickelung seiner geistigen Selbstthätigkeit zu behaupten, noch die innere Welt des Menschen mit seiner äußeren in Harmonie zu bringen. Wenn darum das Zeitalter ihn nicht faßte und nur im Gegensatze mit sich selbst begriff, so wurde er besonders von den Erziehern fast ohne Ausnahme mißverstanden. Nur abgöttische Verehrer, oder blödsinnige Erklärer, oder erbitterte Gegner findend, blieb sein „Emil" in seiner erhabenen, als Thatsache der Kultnr welthistorischen Bedeutung (ebensowohl als die große Idee des Comenius) ein versiegeltes Buch und bewirkte keine einzige Erscheinung, die seinen Geist ins Licht gesetzt hätte."

Müssen wir trotz der großen Unterschiede, welche zwischen den beiden Männern hervortreten, im Grunde doch Pestalozzi als einen Schüler Rousseaus bezeichnen, so können wir getrost hinzufügen, daß der Schüler den Lehrer übertroffen hat. Was Rousseau Zeit seines Lebens versagt blieb, den Gebilden seiner Phantasie eine greifbare Gestalt zu verleihen, das ließ ein freundlicheres Schicksal Pestalozzi im reichsten Maße gelingen.

2. Pestalozzis Bedeutung auf dem Gebiete der deutschen Nationallitteratur.

Derjenige, welcher in den gebräuchlichsten Lehr- und Handbüchern der Geschichte der deutschen Nationallitteratur

den Namen Peſtalozzi ſucht, wird in den meiſten Fällen ſich einer vergeblichen Arbeit unterziehen — er findet ihn nicht. Und doch gebührt Peſtalozzi mit Fug und Recht ein wenn auch beſcheidenes Plätzchen unter der großen Zahl der Dichter deutſcher Zunge. Es liegt uns fern, ihn als Lyriker zu feiern, aber ſeine Bedeutung als Epiker, welche die Mitwelt unumwunden anerkannte, darf die Gegenwart nicht ſchmälern.

Vergegenwärtigen wir uns, welchen Wandlungen der Roman ſeit der Zeit unterworfen geweſen iſt, da Schiller und Goethe in ihrem Briefwechſel über „Wilhelm Meiſter" die Grundlinien für Form und Inhalt desſelben zogen, ſo läßt ſich die Behauptung nicht zurückweiſen, daß „Lienhard und Gertrud" auch noch heute das Intereſſe aller derer erregen wird, die nach einer Geiſt und Gemüt veredelnden Lektüre verlangt. Leider ſcheint die Zahl ſo gearteter Leſer von Jahr zu Jahr immer mehr abzunehmen; Romane ohne jeglichen künſtleriſchen Wert, ohne die geringſte geiſtige Bedeutung bilden die geiſtige Nahrung der modernen Durchſchnittsleſer. „Eine ins Kraut ſchießende Unterhaltungslitteratur droht auch die Romane der hervorragenden Geiſter in ihrer wuchernden Fülle mit herabzuziehen und die künſtleriſche Bedeutung des Romans überhaupt zu untergraben, ſo daß nur ein kulturhiſtoriſches Intereſſe für ihn übrig bleibt. In der That darf auch die Litteraturgeſchichte der Gegenwart ſich nur mit den Gattungen und Arten und einzelnen hervorragenden Repräſentanten beſchäftigen; denn die individuelle Bedeutung der Autoren erliſcht immer mehr, je tiefer man zur Produktion der Maſſe herabſteigt, und in den allertiefſten Luftſchichten des Romans weht, ähnlich wie in der neapolitaniſchen Hundsgrotte, eine giftige Luft." [105]

Da iſt es denn dringend geboten, zur Umkehr ſich zu wenden, aus den reichen Schätzen der Vergangenheit zu ſchöpfen und ſo zu höheren Geſichtspunkten zu gelangen. Hiezu iſt vor allem geeignet Peſtalozzis Roman „Lienhard und Gertrud", der „einzig daſteht in ſeiner Einfalt und Schlichtheit, mit der

er dem Volke seinen Gesichtskreis entlehnt und seine Denk- und Handlungsweise und die Freude des häuslichen Lebens schildert, um es an sich selbst und innerhalb seiner Sphäre fortzubilden". [106] Seine Schwächen werden dem aufmerksamen Leser nicht verborgen bleiben. Sie hängen zusammen mit Pestalozzis Individualität; er folgte dem Zuge seines Herzens und nicht der Stimme seines Verstandes. So mangeln außer der epischen Einheit besonders Reinheit und Gleichmäßigkeit des Stiles, sowie Natürlichkeit in der Charakteristik derjenigen Personen, deren Anschauungsweise ihm fremd war. Pestalozzi verzichtete auf künstlerische Vollendung: „er wollte nur das darstellen, was tief im Menschen wohnt und daher zur Erscheinung kommen kann und soll". Es offenbart sich auf jeder Seite des Buches die herzlichste Teilnahme an den Zuständen des Volkes, die feinste Beobachtung der Vorzüge und Mängel desselben. Aber das Hauptverdienst des Romans liegt doch in seiner Tendenz: er soll für die Reichen und Mächtigen ein Antrieb werden, thatkräftig zur Besserung der inneren und äußeren Schäden des niederen Volkes beizutragen. „Es war — sagt Pestalozzi selber — mein erstes Wort an das Herz derer, die für die Armen und Verlassenen im Lande an Gottes Statt stehen. Es war mein erstes Wort an die Mütter des Landes und an das Herz, das Gott ihnen gab, den ihrigen zu sein, was kein Mensch auf Erden an ihrer Statt sein kann."

Der Roman gehörte seiner Zeit zu den gelesensten Büchern; er fand den Weg zum Throne sowohl, als auch in die Hütte des Bauern. „Lienhard und Gertrud" ist ein Volksbuch, eine Dorfgeschichte, und hat unzähligen Schilderungen des Volkslebens zum Vorbilde gedient; aber nicht eine vermag, einen ähnlichen Erfolg auch nur annähernd aufzuweisen. Die weitaus größere Zahl der Dorfgeschichten erzählen wohl über das Volk, jedoch nicht für das Volk; sie sind wohl in prächtiger Ausstattung auf den Nipptischen der Paläste, aber nicht im einfachen Gewande in den Wohnstuben der Dorfbevölkerung anzutreffen. [107].

Auf eine Würdigung der übrigen hieher gehörigen litterarischen Produkte, sowie auch der sozial-politischen Schriften Pestalozzis müssen wir verzichten. Sie haben schon zur Zeit ihrer Entstehung wenig Anklang gefunden und sind heute trotz der Fülle von wirklich schönen und erhabenen Gedanken im großen und ganzen der Vergessenheit anheimgefallen.

3. Pestalozzis Bedeutung auf dem Gebiete der Erziehung und des Unterrichts.

a. Die Grundzüge der Pestalozzischen Methode.

Wie wir im Verlaufe unserer Darstellung nachwiesen, sah Pestalozzi seine Lebensaufgabe in der Rettung des armen, elenden Volkes. Das Mittel zur Erreichung dieses hohen Zieles fand er in der Erziehung desselben zur Menschlichkeit auf Grund einer Neugestaltung des häuslichen Lebens. „In der Wohnstube des Volkes und in der in ihr gesicherten Wohnstubenweisheit und Wohnstubenkraft erblickte er die wesentlichen Mittel aller wahren Menschenbildung in ihrem ganzen Umfange. Es war ihm klar, daß von ihr alle Wahrheit und aller Segen der Volkskultur ausgehe."

Diese Grundanschauung bildet den wesentlichen Inhalt der Pestalozzischen Methode, welche in den Händen der Gertrud eine bestimmte Gestaltung erhielt. Daß aber alles Irdische der Veränderung unterworfen ist, erfahren wir auch hier. Die Methode büßte im Laufe der Jahre viel von ihrer Ursprünglichkeit ein, so daß man, um eine einigermaßen erschöpfende Darstellung derselben zu geben, genötigt ist, sie in Perioden oder Stadien zu zerlegen. Nach dem Vorgange Blochmanns werden allgemein vier erheblich von einander abweichende Perioden der Pestalozzischen Methode angenommen.

Die erste Periode fällt zusammen mit der Wirksamkeit Pestalozzis in Stanz; die charakteristischen Merkmale der Me-

thode sind Einfachheit und Einheit. Pestalozzis wesentlicher Gesichtspunkt ging darauf, „die Kinder durch die ersten Gefühle ihres Beisammenseins und bei der ersten Entwickelung ihrer Kräfte zu Geschwistern zu machen, das Haus in den einfachen Geist einer großen Haushaltung zusammenzuschmelzen und auf der Basis eines solchen Verhältnisses und der aus ihm hervorgehenden Stimmung das rechtliche und sittliche Gefühl allgemein zu beleben." Pestalozzi fühlte, wie er später selbst hervorhebt, der Natur des Menschen an ihren Puls und vernahm ihre mächtigen Schläge, wenngleich ihm die organische Gestaltung und Gliederung ihrer Bildung noch dunkel blieb. Vermochte er zwar nicht, die Methode in objektiver Beziehung zur Geltung zu bringen, so trat sie doch durch seine Person in ihrer subjektiven Gestalt vollendet zu Tage. Er kannte keine Ordnung, keine „Methode", keine Kunst, die nicht auf den einfachen Folgen der Überzeugung seiner Liebe gegen die Kinder ruhen sollten; er wollte keine kennen. Auf den Gebrauch von Schulbüchern legte er keinen Wert. Er wollte die Unterrichtsgegenstände so wenig als die Methode ihrer Behandlung aus Büchern kennen lernen. Der Trieb, die Beobachtung, das geistige Bedürfnis der Kinder sollte ihn darauf führen. Er selbst mit „seinem Vatersinn und seiner Muttertreue" war die Methode. All sein Bestreben hatte nur das eine Ziel, „die Segnungen der Wohnstube zu Segnungen seiner Schulstube zu machen," und dieses Ziel wurde vollkommen erreicht.

Mit der Wirksamkeit Pestalozzis in Burgdorf beginnt die zweite Periode in dem Entwickelungsgange seiner Methode. Dieselbe unterscheidet sich wesentlich dadurch von der ersteren, daß die subjektive Seite derselben jetzt mehr und mehr zurück, die objektive dagegen nach und nach in den Vordergrund tritt. Die Ursache, warum die Methode das Stadium der Einfachheit und Einheit verläßt, liegt in den gänzlich veränderten Verhältnissen, in welchen sich Pestalozzi seit dem Jahre 1800 bewegte. Die Umstände zwangen ihn, Mitarbeiter heranzuziehen und dieselben in das Wesen seiner Methode einzuweihen. Was

ist begreiflicher, als daß die Methode jetzt zum Gegenstande des unausgesetzten Forschens gemacht und so schließlich in Bahnen gelenkt wurde, die ihrem Urheber ganz fremd waren und die er sonst nie betreten hätte. Eins hatte Pestalozzi jedoch mit voller Klarheit erkannt, „daß der europäische Schulwagen nicht sowohl schärfer angezogen, als vielmehr völlig umgekehrt werden müsse". Er ist überzeugt, „daß es wesentlich und dringend sei, die Schulübel, die Europas größere Menschenmasse entmannen, nicht bloß zu überkleistern, sondern sie in ihrer Wurzel zu heilen, daß folglich halbe Maßregeln hierin gar leicht zur zweiten Portion Gift werden dürften, mit der man die Wirkungen der ersten nicht nur nicht stillhalten könnte, sondern sicher verdoppeln müßte. Das wollte ich denn freilich nicht; indessen fing sich mit jedem Tage mehr in mir das Gefühl zu entwickeln an, daß es wesentlich unmöglich sei, den Schulübeln im großen und dauerhaft abzuhelfen, wenn man nicht dahin gelangen könne, die mechanische Form alles Unterrichts den ewigen Gesetzen zu unterwerfen, nach welchen der menschliche Geist sich von sinnlichen Anschauungen zu deutlichen Begriffen erhebt." Hiemit sind wir bei dem eigentlichen Kernpunkte der Methode Pestalozzis angelangt, der auch das wesentliche Verdienst desselben ausmacht; er beansprucht auch nur dieses eine Verdienst, daß er das Prinzip der Anschauung für ewige Zeiten festgestellt. „Wenn ich jetzt zurücksehe und mich frage: Was habe ich denn eigentlich für das Wesen des menschlichen Unterrichts geleistet? — so finde ich: ich habe den höchsten obersten Grundsatz des Unterrichts in der Anerkennung der Anschauung, als dem absoluten Fundament aller Erkenntnis, festgesetzt und mit Beseitigung aller einzelnen Lehren das Wesen der Lehre selbst und die Urform aufzufinden gesucht, durch welche die Ausbildung unseres Geschlechts durch die Natur selbst bestimmt werden muß." [108]

Pestalozzi beschränkte den Begriff der Anschauung nicht einseitig auf den Gefühlssinn, sondern dehnte denselben auf das gesamte Gebiet der Wahrnehmung aus. „Jede That der

Liebe, Aufopferung und Treue, die das Kind im Vaterhause erlebt, jedes Wort des Glaubens und jede Handlung der Frömmigkeit, welche da seiner Wahrnehmung und seinem Gefühle nahetritt, gehört in das Gebiet dieser Anschauung, und hier namentlich leitete Pestalozzi die große von Eltern und Erziehern nie tief genug zu erfassende und zu beherzigende Wahrheit, daß alle noch so schulgerechten Begriffserklärungen von Tugenden, vom Glauben, von der Liebe nichts nützen, sondern nur zu eitler Maulbraucherei darüber führen, wenn den Kindern das Lebensbild der Tugend, der freudige Mut des Glaubens und die Selbstaufopferung der Liebe in Vater, Mutter und Lehrer nicht zur Anschauung kommt und als solche wahrhaft vor die Seele tritt und ins Herz geht." [109]

Wie schon früher erwähnt, bezeichnete Pestalozzi als die wesentlichsten Mittel der Elementarbildung die Zahl, die Form und die Sprache, und seine Mitarbeiter wetteiferten mit ihm, die Methode in dieser Richtung theoretisch und praktisch zu verwerten.

Leider führte der nun entwickelte Eifer in kurzer Zeit zu einer totalen Überschätzung des Gewonnenen, infolgedessen die übrigen Bildungsmittel vernachlässigt wurden. So kam es, daß man bald unter „Methode" nur die Zahlen-, Größen- und Sprachlehre verstand und damit die harmonische Entwickelung des kindlichen Geistes aus den Augen verlor.

Hervorzuheben ist noch in dieser Periode — wenn wir von dem schon mehrfach erwähnten „Buche der Mütter" absehen — das bedenkliche Unternehmen, den Unterricht mechanisieren zu wollen und auf die mit peinlichster Sorgfalt ausgeführten „cahiers" und später gedruckten Methodenbücher das größte Gewicht zu legen. In bezug auf die letzteren ging Pestalozzi soweit, daß er sie für völlig geeignet hielt, jeden, der nur um einen Schritt den Schülern voraus sei, zum Unterrichte zu befähigen! Wir wollen jedoch nicht verschweigen, daß Pestalozzi zu diesem bedenklichen Mechanismus durch den Wunsch geführt wurde, den Anfängern im Lehramte, sowie auch

Laien eine Anleitung zum schnellen und sicheren Erfassen der Methode darzubieten.

Die Pestalozzische Methode befand sich abermals an einem Wendepunkte, als Niederer begann, Pestalozzis Ideen zu systematisieren; dies geschah jedoch von rein philosophischem Standpunkte aus, ohne Rücksicht auf Klarheit und Anwendbarkeit, so daß schließlich nicht nur Pestalozzi, sondern auch die Lehrerwelt auf ein genaues Verständnis Verzicht leisteten. Es war Niederers Absicht, durch Weiterentwickelung der Methode eine Vermittelung aller Gegensätze auf dem Gebiete der Pädagogik — des Realismus, Formalismus, Philanthropinismus, sowie Humanismus — anzubahnen. Er wollte zunächst „das Ganze der pädagogischen Idee und That in seiner Reinheit und ohne allen beschränkenden Nebenzweck aufstellen und ausführen", um alsdann das Einfache und Begrenzte des Volksschulunterrichts zu berücksichtigen. Da hätte denn wohl, wie Blochmann treffend bemerkt, das arme Volk bis zum Schlusse der Menschengeschichte warten müssen.

Niederers Anschauungen, welche in der „Wochenschrift für Menschenbildung" veröffentlicht wurden, erfuhren gar bald berechtigten Widerspruch. Der Rektor Evers in Aarau machte in einer Erwiderung folgendes geltend: „Nur ähnliche Geister können ähnliche Methoden, d. h. ähnliche Darstellungen des Fortschrittes ihrer Gedankenformation haben. Eine absolute Methode ist ein Unding. Traurig, wenn man glaubt, eine Methode erlernen zu können, noch trauriger der Wahn, sich durch Erlernung der Methode des eigenen Studiums der Sachen überheben, um in die aufgegriffene fremde Form jeden Gegenstand mit gleicher Geschicklichkeit einfügen zu können. Wahrlich, nicht von einer durchgängigen Einheit der Methode erwarte man den gemessenen Totaleindruck auf ihre Zöglinge, sondern davon, daß jeder Lehrer sich den individuellen Bedürfnissen seiner Schule immer enger und enger anschmiege."

Niederer führte darauf folgende Gründe zu seiner Verteidigung ins Feld: „Wenn ähnliche Geister ähnliche Dar-

ſtellung ihrer Gedankenbildung haben, ſo iſt dies Produkt ihrer Perſönlichkeit nicht Methode, ſondern Manier, denn Manier iſt alles, was nur in der Perſon des Lehrers liegt. Darum giebt es nur eine Methode, aber unendlich viele Manieren. Wie es nicht für jeden eine eigentümliche Logik giebt, ſo giebt es auch nicht für jeden eine eigentümliche Methode. Abſolute Methode iſt nichts Formelles, nichts von der Sache Getrenntes oder von ihr Trennbares, ſondern der reine, mit ihrem Weſen eins ausmachende Ausdruck derſelben. Sie iſt die mit dem unwandelbaren Weſen gleich unwandelbare Form des Produzierens der Natur und des Geiſtes. Die abſolute Methode iſt in der Natur. Aus Keimen entwickelt dieſe alles Leben; ſie hat für alle ihre organiſchen Schöpfungen nur eine, in jedem Einzelnen wiederkehrende, ihren Gang ganz darſtellende und erſchöpfende ewige Form, die des Wachstums aus dem Keime durch inneren Trieb und äußeren Reiz: Darin, daß die Methode die Form mit dem Stoffe und den Stoff mit der Form zugleich und auf jeder Stufe giebt, beſteht ihre Abſolutheit. Die abſolute Methode iſt aber auch in der Erfahrung und Geſchichte. Jedem mußte durch Selbſtthätigkeit und Selbſtanſchauung lebendig und klar werden, was als Wahrheit und Weisheit in ihm haften und ihn leiten ſollte."

„Unwiderſprechlich liegen Stoff und Form der Entwickelung und Bildung der Humanität in den Alten und ſind durch dieſe dargeſtellt. Sie waren diesfalls der Natur näher und treuer. Die Gegenwart, das Leben ſelbſt und ſeine Verhältniſſe regten ſie an, nicht die Laſt veralteten und modernen Wiſſens. Alles ging bei ihnen frei aus ihrer eigenen, der menſchlichen Natur, hervor, und ihr eigenes inneres und äußeres menſchliches und bürgerliches Leben ſpiegelte hinwieder die Natur und das Weltall in veredelter Geſtalt ab. Noch iſt die Menſchennatur dieſelbe, urſprüngliche. Auch die Bildung der neuen wie der alten muß urſprünglich von der Natur und dem Leben ſelbſt ausgehen. Die falſchen humaniſtiſchen Bildner machen leider die Buchſtabenkenntniſſe ſtatt der Thatkraft, das Wiſſen ſtatt

des Seins zum Maßſtabe ihrer Bildung. Die arme Methode ſpielt freilich eine traurige Rolle, wenn man einen ſo ſchalen und leeren Begriff mit ihr verbindet, als ob es nur darum zu thun ſei, eine Methode zu erlernen, um ſich dadurch der Erlernung der Sachen zu überheben und in die aufgegriffene fremde Form jeden Lehrgegenſtand einfügen zu können. Im Gegenteil verwirft die wahre Methode das Erlernen von Methoden ohne das Erlernen der Sachen, denn ſie iſt ja nichts Andres, als die naturgemäße, aus dem Inneren jeder wahren, ſelbſtändigen Erkenntnis unmittelbar hervorgehende Darſtellung der Sache ſelbſt. Das große neue Geſetz iſt, daß die allgemeinſte, vom Menſchen als Perſönlichkeit unabhängige, d. h. abſolute Form der Thätigkeit zugleich die individuellſte Darſtellung des Weſens der Sache iſt. Die wahre Methode beſteht darin, einen jeden Unterrichts-, Entwickelungs- und Übungsgegenſtand aus ſeinem erſten, abſolut einfachen und unwandelbaren Sachbeſtandteile zu entwickeln, den Zögling mit dem erſten Schritte in die Anſchauung ſeines eigentümlichen, d. h. individuellen, ihm ausſchließlich angehörenden Weſens zu verſetzen und darin zu erhalten. Jedes Unterrichtsfach muß demgemäß naturgemäß, d. h. aus ſeinem eigentümlichen Weſen, nach dem Geſetze des unwandelbaren geiſtigen Entwickelungsganges der Menſchennatur bearbeitet werden. Darin beſteht die Einheit der Methode. Sie verheißt und macht zugänglich den Geiſt und die Kraft wahrer Bildung allem Volke, deren Zugang bisher nur wenigen Auserwählten offen ſtand. Die Peſtalozziſche Anſtalt iſt dafür eine Experimentalſchule. In dieſer Thatſache liegt das Große, das die menſchliche Natur Anſprechende und Umfaſſende, das in der Kulturgeſchichte unſeres Geſchlechtes Epochemachende ihrer Unternehmung. Dadurch erſchien in ihr ein zündender Lichtſtrahl von dem, was die Natur an ſich iſt, von ihrem urſprünglichen und ſelbſtändigen Weſen, ein Lichtſtrahl, der alles Wiſſen, alles Sein und alles Können der Menſchheit durchdringen und künftige Generationen erleuchten muß.“ [110]

Als eine weitere Auseinandersetzung der Anschauungen Niederers gilt die 1809 in Lenzburg gehaltene und bereits erwähnte Rede Pestalozzis. Dieselbe ist in dem Maße charakteristisch für die dritte Periode in dem Entwickelungsgange der Pestalozzischen Methode, wie „Lienhard und Gertrud“ und „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt“ für die beiden ersten Perioden. Die vierte Periode, die noch heute nicht abgeschlossen ist, beginnt mit der Einführung, Bearbeitung und Verbesserung derselben in Deutschlands Schulen.

b. Die Gestaltung der Pestalozzischen Methode in Deutschland.

Wie im Verlaufe unserer Darstellung erwähnt wurde, begab sich in den Jahren, da das französische Joch schwer auf dem Vaterlande lastete, eine große Anzahl wissensdurstiger und für das Schulwesen begeisterter junger Männer nach Yverdon, um daselbst die Pestalozzische Methode auf das eingehendste zu studieren. Fast alle Staaten Deutschlands waren vertreten: Preußen, Sachsen, Würtemberg, Bayern, Baden, Nassau, Mecklenburg, Braunschweig, Meiningen und Frankfurt am Main. Nach gewissenhafter und fleißiger Benutzung ihres Aufenthaltes im Institute kehrten jene wieder in ihre Heimat zurück und begannen nun, ihre erworbenen Kenntnisse zu verwerten. Da sie gewissermaßen die Blüte der Lehrerschaft Deutschlands bildeten, so gelangten sie bald in einflußreiche Stellungen: sie wurden meistens Direktoren von Seminarien und Schulen. Es entstand auch bald ein Wetteifer unter den Städten Deutschlands, „Pestalozzianer“ an die Spitze ihres Schulwesens zu stellen, um so des Segens der neuen Methode voll und ganz teilhaftig zu werden. In all' den Städten, die das Glück hatten, einen Pestalozzianer zu besitzen, erwuchs den Schülern Pestalozzis rasch ein Kreis von gläubigen Jüngern, die alsdann die Lehre ihrer Meister in allen Gauen Deutschlands verkündeten. So geschah es, allerdings erst nach

Jahrzehnten, daß der deutſche Schulwagen nicht ſowohl ſchärfer angezogen, als vielmehr völlig umgekehrt und auf eine neue Bahn gelenkt wurde.

Ehe jedoch die Peſtalozziſche Methode zum unbeſtrittenen Siege in Deutſchland gelangte, waren erſt harte Kämpfe zu beſtehen, welchem Schickſale je alles Neue verfällt. Der Widerſtand gegen die Idee Peſtalozzis machte ſich zunächſt in Streitſchriften geltend, unter denen die bedeutendſten ſind: Steinmüller: „Bemerkungen gegen Peſtalozzis Unterrichtsmethode“ (1803), Ed. Biber: „Beitrag zur Biographie Peſtalozzis“ (1827), ſowie W. L. Chriſtmann: „Verſuch einer Metakritik der Weltverbeſſerung, ein Wort über Peſtalozzi und Peſtalozzianer“ (1812). Die letztere Arbeit, durchweg geiſtreich und humoriſtiſch gehalten, unterſcheidet ſich vorteilhaft von dem Pamphlete Bibers, das im Urteil über Peſtalozzi ein „non plus ultra von Impietät und Ungerechtigkeit“ bildet. Chriſtmann beſtreitet zunächſt die tiefe Verſunkenheit des menſchlichen Geſchlechtes, „das präſumierte malum“; der „Weiſe von Stanz“ halte die Menſchheit nur deshalb für ſo elend, weil ihm infolge ſeiner Ignoranz die Fortſchritte, die ſie im Laufe der Jahrhunderte gemacht, die Bildungshöhe, die ſie erreicht, ganz unbekannt ſeien. Gleichfalls verwirft er die Idee der Wiedergeburt (Palingeneſie) der Menſchheit, welche Peſtalozzi durch ſeine Erziehungskunſt bewirken will.

„Was die Natur in der Menſchheit überhaupt und in jedem Individuum hervorbringen kann, das hat ſie ſchon hervorgebracht und wird ſie hervorbringen, mehr aber kann kein Pädagog aus ihm machen; wer irgend etwas Rechtes geworden iſt, der iſt's nicht durch ſeine Erzieher, ſondern durch die Kraft ſeiner Natur geworden.“

Begründeter als dieſer Vorwurf war der Widerſpruch, welcher gegen die kleinlichen Mittel, deren ſich Peſtalozzi beim Unterrichte bediente (das Loch in der Tapete!), gegen die Beſchränkung der Elementargegenſtände auf Wort, Form und Zahl, gegen die allzu frühe Anwendung und die Unfehlbarkeit

der Methode erhoben wurden. In bezug auf die vorzeitige Durchführung der Methode sagt Christmann humorvoll: „Sobald der Mensch geboren ist, fängt ohne Verzug seine Erziehung an. Erziehung aber besteht in vollständiger Entwickelung seiner Anlagen. Daher nehmet vor allen Dingen das Kind völlig in Beschlag; isoliert, verschanzet es bis an die Zähne gegen die willkürlichen Berührungen der Außenwelt, damit nicht die äußere Natur durch ihr prekäres Einwirken in eure Arbeit pfusche und die stetige Succession der Vorstellungen unterbreche, die ihr in der Seele des Zöglings erzeugen wollt. Denn nichts ist verderblicher für die Entwickelung des Geistes, als dergleichen regellose, von außen kommende Perturbationen des jungen Planeten, durch die die Natur, gleich einem bösen Prinzipe oder Ahriman, der harmonischen und vollständigen Entwickelung bisher Abbruch gethan hat. Der strengsten Stufenfolge gemäß, muß nach m erzeugten Vorstellungen eine gewisse (m + 1)te folgen, die der Verbindung nach die nächste ist. Jeder andere Eindruck, der episodisch von außen kommt, ist Heteronomie für die Erziehung. Hierauf nun fahret ohne Verzug mit der (m + 2)ten Vorstellung bei dem jungen ABC-Schützen fort, wofern anders nicht ein physisches Unbehagen oder ein ungebetener Traum euern bisherigen Kursus interpoliert hat. Dreimal beglückter Sterblicher, dessen Erziehungs-Aera auf diese Art schon mit der Geburt beginnt! Denn seine Urkraft wird, geschieden von dem rohen Wirrwarr der Außenwelt, an der Skala stetiger Vorstellungen emporgegängelt, auf daß sie an der Synthese von Raum und Zeit kolossalisch von innen erstarke! Denn ob es schon unmöglich ist, den jungen Separatisten lebenslänglich an diesem Gängelbande zu leiten, so wird er doch, wenn er einst auf seiner eigenen Intelligenz ruhend, in die olympische Rennbahn des Lebens hinübertritt, sich mit mehr Gediegenheit, Kraft und Umsicht zu benehmen wissen und die Sublimierung seiner Menschennatur durch die That bekunden. Quod erat demonstrandum!“

Vollständig ablehnend verhielt sich der Philantropinismus, welcher durch die Ausbreitung der Pestalozzischen Methode nach und nach der Vergessenheit anheimfiel. Wie Guts-Muths, einer der bedeutendsten Philantropen, in der Schnepfenthaler Bibliothek der pädagogischen Litteratur offen ausspricht, war es in ihren Augen ein Frevel, daß jemand nach Basedow und Salzmann etwas Neues und Besseres vorbringen wollte. Er sagt wörtlich: „Hätte doch Pestalozzi nur eins und das andere Buch von unseren Pädagogen zur Hand genommen, er würde dadurch unermeßlich gewonnen haben".

Dieselbe Verständnislosigkeit war anfänglich auf den Universitäten anzutreffen. So erzählt W. Harnisch von einem Professor Steinbart in Frankfurt a. O., welcher in seinen Vorlesungen über Pädagogik ausführte: „Auch ist da ein Mann in der Schweiz aufgetreten und hat die Pädagogik reformieren wollen; er heißt Pestalozzi und scheint ein extravaganter Kopf zu sein. Ich kann Ihnen aber, meine Herren, die Versicherung geben, Sie finden in meinen Diktaten alles, was Sie über die Pädagogik zu wissen nötig haben". Teilweise fanden Pestalozzis Bestrebungen Anerkennung bei Gustav Friedrich Dinter (1760—1831). In einer Lobrede auf die Sokratik heißt es: „Wenn harmonische Übung und Bildung der Kraft (mehr als Mitteilung gewisser Kenntnisse) Zweck alles Unterrichts ist, so muß echte Sokratik diesen Zweck (vielleicht geräuschloser, aber) weit vollkommener erreichen, als eine Methode, die, ihrem eigenen Geständnisse zufolge, darauf ausgeht, das ganze Geschäft zu mechanisieren, die aber insofern einen hohen Wert behält, als sie das schwächere Kind zum höheren Unterrichte vorbereitet und fähig macht. Summa: Pestalozzi muß in der Unterklasse vorherrschen, auch in der Mittelklasse erscheinen, bis er sich selbst entbehrlich gemacht hat. In der Mittelklasse gewöhnt Zergliederung des Textes ans Auf- und Annehmen. In den Oberklassen herrsche Sokrates vor, bis auch er sich selbst nach und nach (bei den besseren Kindern) entbehrlich gemacht hat. [111]

Als Seminardirektor in Friedrichsstadt-Dresden (1797 bis 1807) verspottete Dinter die Übertreibungen des Pestalozzianismus in einem Scherzgedichte, das er den Seminaristen mitteilte. Es war betitelt: „Gertrud, oder: Wie Boreas seine Kinder lehrt. Ein Buch für Windmüller". Dinter bemerkt über das Gedicht folgendes:

„Als Motto stand auf dem Titel das Epigramm von Claudius: Hier liegt Max Wind, des Müllers Sohn (er lebte vom Winde) begraben. Es leben auch jetzt noch viele davon, die keine Mühle haben. Es wurde ohne mein Wissen in Erfurt gedruckt. Ich weiß nicht, ob es noch Exemplare davon giebt. Doch will ich, so viel davon ich auch noch auswendig weiß, hier nur weniges einrücken. In der Parentation auf meine selige Amme stand, sie sei vor Pestalozzi schon pestalozzisch gewesen, denn sie habe (nach altem Gebrauche) die Teile meines Gesichtes berührt und dabei gesagt: Kinne-Tippchen Maule-Lippchen, Nasen-Küppchen, Augenthränchen, und (die Stirne, als Sitz des Zornes, reibend) Kikrikihähnchen. Aber sie sei weiser gewesen, als Pestalozzis Gertrud. Sie habe mich nie gefragt, was ich nur einmal habe, aus Furcht, ich möchte etwas Andres nennen, als die Nase. Viel wurden die Verse belacht, z. B.:

Schaut, schaut: ein neues einmal eins!
Selbst Sankt Pythagoras hatte noch keins.
Hört, Kinderchen, hört's: viermal vier
Ist vier mal der vierte Teil von vier.
La belle Cathrine, charmante Margareth.
Schöne Spielwerk, schöne Rarität.
Schaut, schaut, da sitzt ein Mütterlein,
Das treibt die neuen Methoden fein.
Es zeigt seinem Kindl an Händen und Füßen,
Was dümmere Jungen von selber schon wissen. [112]

Durch scharfe Polemik gegen die Mängel der Pestalozzischen Methode, aber auch durch gerechte Anerkennung ihrer Verdienste, zeichnet sich aus Dr. August Hermann Niemeyer (1754—1828), der Urenkel A. H. Franckes. Sein Hauptwerk: „Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts", war

in hervorragender Weise geeignet, das Wahre von dem Falschen in den Anschauungen Pestalozzis zu scheiden und dem unvergänglichen Kerne derselben zur dauernden Herrschaft zu verhelfen.

Der endliche Sieg mußte den Pestalozzianern werden trotz aller Bemühungen der Gegner, trotz zahlreicher Mißgriffe, die anfänglich von den übereifrigen Jüngern Pestalozzis begangen wurden. Unter diesen ist besonders Karl August Zeller (1774—1846) zu erwähnen, welcher in den Jahren 1803 und 1808 bei Pestalozzi studierte. Obwohl aus Würtemberg stammend, ward er doch als Schulrat nach Königsberg berufen, um Geistliche und Lehrer in die neue Methode einzuweihen. Seine Wunderlichkeiten verleugnete er sogar im Religionsunterrichte nicht. Er führte die Kinder praktisch durch Heidentum und Judentum zu Christo, suchte bei der Erwähnung der göttlichen Allmacht mit rollenden Augen den Donner, durch Kolophonium den Blitz zu veranschaulichen und machte die Kreuzigung des Fleisches durch Aushauen eines durch das Loos gewählten Knaben begreiflich!!

Die weitaus größere Mehrzahl der Pestalozzianer ging aber mit Besonnenheit zu Werke und erzielte die erfreulichsten Resultate. Nur die bedeutendsten unter ihnen können wir in ihrer Wirksamkeit verfolgen. Den Reigen möge eröffnen Karl Georg v. Raumer (1783—1865) aus Wörlitz bei Dessau, der sich in der Zeit von 1808 bis 1809 in Yverdon aufhielt. Er hat nicht nur praktisch in der Erziehungsanstalt Dittmers in Nürnberg, sondern auch theoretisch in seiner epochemachenden „Geschichte der Pädagogik" die Idee seines Meisters erfolgreich zur Geltung gebracht. Wie er im zweiten Bande dieses Werkes Comenius der unverdienten Vergessenheit entriß, so prägte er auch das Bild Pestalozzis mit unvergänglichen Zügen in die Seelen der deutschen Lehrer. Ihm gebührt auch das Verdienst, die hohe Bedeutung der „Abendstunde eines Einsiedlers" zuerst nachgewiesen zu haben.

Dieselbe Begeisterung für Pestalozzi beseelte Karl Justus Blochmann (1786—1855) aus Reichstädt im Königreiche

Sachsen, dessen Aufenthalt bei Pestalozzi in die Jahre 1809 bis 1816 fällt. Er fand später als Schuldirektor in Dresden ein reiches Arbeitsfeld und setzte seinem väterlichen Freunde ein bleibendes Denkmal in der von uns vielfach genannten Jubiläumsschrift: „Heinrich Pestalozzi". Dieselbe steht bislang unter den Biographien Pestalozzis unübertroffen da.

Neben Blochmann und v. Raumer verdient Karl Christian Wilhelm v. Türk (1774—1846) genannt zu werden. Er besuchte Pestalozzi 1804 in Münchenbuchsee und verweilte von 1808—1814 in Yverdon. Bald darauf erhielt v. Türk das Amt eines Regierungs- und Schulrats in Frankfurt a. O. und wurde von hier in kurzer Zeit nach Potzdam versetzt. In Frankfurt hielt er im September des Jahres 1816 mit etwa siebzig Geistlichen und Lehrern einen Kursus über Pestalozzis Methode und gab damit eine fruchtbare Anregung. Auch durch seine litterarische Thätigkeit wußte er die Aufmerksamkeit auf Pestalozzi zu lenken und die Verbreitung seiner Methode zu fördern. Der Erwähnung verdienen die „Briefe aus München-Buchsee" (1808), die „Erfahrungen und Ansichten über Erziehung und Unterricht" (1838), sowie sein „Leitfaden für den Unterricht im Rechnen". Doch mehr als diese Schriften, beweisen seine Stiftungen, daß er im Sinne Pestalozzis zu handeln verstand. Zu diesen gehören:

1. Die Schullehrer-Witwenkasse zu Sorau für die Regierungsbezirke Frankfurt und Potsdam.
2. Die Friedensgesellschaft zu Potsdam, gestiftet am Reformationsfeste des Jahres 1818. Dieselbe war ein Verein zur Unterstützung talentvoller, aber unbemittelter Jünglinge, welche sich der Kunst oder den Wissenschaften widmen wollten.
3. Das Civil-Waisenhaus zu Potsdam. Den ersten Fonds bildete der Erlös, welcher aus dem Verkaufe seiner Gemäldesammlung entstand.
4. Das Waisenhaus zu Klein-Glienicke bei Potsdam für elternlose Kinder aus den Ständen der Gewerbe-

treibenden, Elementarlehrer und der niederen Staatsbeamten.

5. Der Fonds zur Erziehung und Unterstützung verwaister Mädchen.

Doch verlassen wir v. Türk und wenden uns zu Bernhard Gottlieb Denzel (1773—1788) aus Stuttgart. Er war einer der ersten Hörer im Institute zu Yverdon (1805) und wurde 1811 Inspektor des Seminars in Eßlingen. Hier, sowie in Idstein (Nassau), woselbst er sich einen Teil des Jahres aufhielt, wirkte er segensreich im Geiste seines hochverehrten Meisters. Seine pädagogischen Ansichten und Erfahrungen legte er nieder in dem dreibändigen Werke: „Einleitung in die Erziehungs- und Unterrichtslehre für Volksschullehrer" 1825—1835).

In Idstein wirkte ferner als Seminardirektor Gottlieb Anton Gruner (1778—1844) aus Koburg, welcher schon in Burgdorf bei Pestalozzi war. Die Frucht seines dortigen Aufenthaltes bildeten die „Briefe aus Burgdorf" (1806), welche bezweckten, die Pestalozzische Methode nach ihrem Geiste und ihren Grundsätzen sowohl, als auch nach ihren Elementarunterrichtsmitteln darzustellen und ihre Ausbildung zu erleichtern.

An den übrigen namhaften Schülern Pestalozzis müssen wir rascher vorübergehen. Zu denselben gehören Henning, Dreist und Kawerau, welche längere Zeit gemeinsam in Bunzlau wirkten, Heinrich Ackermann aus Auerbach in Sachsen, später Lehrer in Frankfurt am Main, der Verfasser einer leider längst vergriffenen trefflichen Schrift: „Erinnerungen aus meinem Leben bei Pestalozzi" (1846), Felix Rendschmidt (1786—1853), Seminarlehrer in Breslau, Johann Friedrich Kortüm (1788 bis 1858) aus Eichhorst in Mecklenburg-Strelitz, zuletzt Professor der Geschichte in Heidelberg, Ernst Tillich (1780—1807) aus Breesen bei Guben in der Lausitz, Vorsteher einer Erziehungsanstalt in Dessau, Wilhelm Stern (1792—1873) aus Mosbach an der Elz in Baden, Seminardirektor in Karlsruhe,

Kieſer, Hofrat und Prinzenerzieher in Stuttgart, Krüger aus Mecklenburg, Inſpektor des Seminars in Bunzlau, de Laspée, Vorſteher einer Muſterſchule in Frankfurt am Main, Karl Ludwig Nonne (1785—1839), Schulrat und Hofprediger in ſeiner Vaterſtadt Hildburghauſen[113] und Theodor Schacht aus Braunſchweig, Mitglied des Ober-Studienrats in Darmſtadt.

Ehe wir die unmittelbaren Schüler Peſtalozzis verlaſſen und uns zu den mittelbaren wenden, ſei noch Johann Ernſt Plamann (1771—1834) erwähnt, welcher in den Jahren 1803—1805 bei Peſtalozzi ſtudierte und darauf in Berlin ein Inſtitut nach den Grundſätzen ſeines Meiſters gründete. In dieſer Anſtalt, zu deren Schülern auch der Alt-Reichskanzler Fürſt Bismarck gehörte, unterrichtete eine Anzahl ausgezeichneter junger Lehrer, deren Namen die Geſchichte der Methodik des deutſchen Volksſchulunterrichtes mit Auszeichnung nennt: Jahn, Frieſen, Harniſch, Eiſelen, Klöden und Fröbel.

Unter den mittelbaren Peſtalozzianern verdient zuerſt Wilhelm Harniſch (1787—1864) genannt zu werden. Kaum 25 Jahre alt, ward er Seminarlehrer in Breslau und im Jahre 1822 Seminardirektor in Weißenfels. Als man ihn einſt im Kreiſe von unmittelbaren Schülern Peſtalozzis fragte, ob er auch wirklich ein Peſtalozzianer ſei, erwiderte er: „Ja, wenn man darunter einen Schulmann verſteht, der weder in Gedächtniswerk, noch in gegenſtandsloſen Verſtandesübungen, ſondern in allſeitiger Ausbildung des Menſchen das Ziel Peſtalozziſcher Beſtrebungen und in der Liebe das Mittel findet, um ſie zu erreichen". Die erwähnte ironiſche Frage veranlaßte ihn aber doch, ſeine Stellung zu Peſtalozzi gründlich darzulegen. Dies geſchah in der Schrift: „Deutſche Volksſchulen mit beſonderer Rückſicht auf die Peſtalozziſchen Grundſätze" (1812). Wie Plamanns Anſtalt in Berlin, ſo wurde auch das Seminar in Weißenfels eine Stätte, von welcher aus eine große Zahl von Lehrern den Segen der neuen Methode in Deutſchland verbreitete. Harniſch ward in ſeiner

Arbeit auf das treueste unterstützt von drei ausgezeichneten Lehrern, deren methodologische Schriften in der Folge Jahrzehnte hindurch auf den Gebieten der Mathematik, der Naturwissenschaft und des Gesanges für die Volksschule maßgebend waren, ja teilweise noch sind; es waren Ernst Hentschel, August Lüben und Amadeus Stubba. — In vorzüglicher Weise war für die Ausbreitung und Verbesserung der Pestalozzischen Ideen thätig: Friedrich Heinrich Christian Schwarz (1766 bis 1837), Professor in Heidelberg. Außer seiner noch jetzt lesbaren „Erziehungslehre" (3 Bände, 1829) schrieb er noch: „Pestalozzis Methode und ihre Anwendung in Volksschulen" (1802), sowie: „Gebrauch der Pestalozzischen Lehrbücher beim häuslichen Unterrichte" (1804).

Wie Schwarz in Baden, so wirkte in Bayern Heinrich Stephani (1761—1850) als Schulrat im Sinne Pestalozzis. Unermüdlich kämpfte er für die Anwendung des Prinzipes der Anschauung in sämtlichen Unterrichtsfächern durch Herausgabe gediegener Schriften für Lehrer und Schüler. Große Verbreitung erlangten: „Kurzer Unterricht in der gründlichsten und leichtesten Methode, Kindern das Lesen zu lehren", sowie „Fibel oder Elementarbuch zum Lesenlernen". (1803.) Es gelang Stephani, durch die genannten Schriften seiner originellen Lautiermethode Eingang in die Volksschulen zu verschaffen.

Um das Schulwesen der Mark Brandenburg und des Münsterlandes machte sich hochverdient Bernhard Christoph Ludwig Natorp (1774—1846), Konsistorialrat in Potsdam und (seit 1816) in Münster. Seine Aufmerksamkeit war besonders der Verbesserung des Schreib- und Gesangunterrichtes zugewandt. Erfüllt von dem Bestreben Pestalozzis, möglichst allen Kindern einen geordneten Unterricht zu verschaffen, bemühte er sich sehr, um die Einführung der Bell-Lancasterschen Lehrweise. Er vermittelte den Lehrern die Bekanntschaft mit diesem eigenartigen Verfahren durch die Übersetzung der Schrift Lancasters: „Ein einziger Schullehrer unter 1000 Kindern in

der Schule" (1808), sowie durch eine eigene Schrift: „Andreas Bell und John Lancaster; Bemerkungen über die von denselben eingeführte Schuleinrichtung." (1817.)

Von hoher Bedeutung für die Verbreitung der Pestalozzischen Ideen war ferner Karl Christoph Gottlieb Zerrenner (1780—1852), Konsistorial- und Schulrat in Magdeburg. In seinem „Methodenbuch für Volksschullehrer" (4. Aufl. 1829), sowie in der Schrift: „Grundsätze der Schulerziehung, Schulkunde und Unterrichtswissenschaft" (1827) hat er die Methode seines Meisters in faßlicher Weise dargestellt. Eine für die damalige Zeit verdienstvolle Verbesserung der oft gerügten Pestalozzischen Anschauungsübungen lieferte er in der Schrift: „Hülfsbuch für Lehrer und Erzieher bei den Denkübungen der Jugend". (3. Aufl. 1813.)

Unvergessen bleiben auch die Verdienste eines Christian Gottlieb Scholz (1791—1815), Heinrich Gräfe (1802—1868) und Christian Palmer (1811—1875), von denen der erstere durch eine „Faßliche Anweisung zum gründlichen Kopf- und Zifferrechnen" (1860), und durch die „Erlebnisse eines Schulmannes" (1861), der andere durch seine „Deutsche Volksschule" (1847), der letztere durch seine „Evangelische Pädagogik" (1852), sowie durch seine gediegenen Aufsätze in der „Encyklopädie des gesamten Erziehungs- und Unterrichtswesens" von Schmid, die Grundsätze Pestalozzis veranschaulichten und erweiterten.

Der bedeutendste unter den mittelbaren Schülern Pestalozzis ist Friedrich Adolf Wilhelm Diesterweg (1790—1866), der „Deutsche Pestalozzi", der Pädagog, welcher wie kein anderer die Gestaltung des deutschen Volksschulwesens in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts beeinflußt hat. Als Seminardirektor in Mörs und Berlin, als Landtagsabgeordneter und Schriftsteller hat er all sein Wissen und Können mit „unverbrüchlicher Wahrhaftigkeit und Lauterkeit der Gesinnung", sowie edler Selbstverleugnung eingesetzt, um die deutsche Volksschule auf die Höhe zu erheben, welche Pestalozzi im Geiste erschaute, aber nicht erreichte.

Über sein Wirken und Streben giebt Diesterweg selbst Aufschluß: „Ich wollte pestalozzisch wirken. Ich wollte Leben in den Zöglingen wecken, in der Überzeugung, daß nur das in ihnen geweckte Leben Bildung erzeuge. Ach, die verstehen gar wenig vom Unterrichte, die da meinen, Gelerntes reiche hin, andere durch Unterricht zu bilden; wohl reicht es hin zur Übertragung, Ab- und Aufpackung der Lernmassen von einem asinus auf einen andern — aber Bildung? Verständen sie nur etwas von der Natur und Entwickelung; kennten sie nur selbst lebendige Empfindungen; wären sie selbst, statt gelehrt zu sein, Menschen mit Fleisch und Blut, lebendigen Trieben, Affekten und Strebungen: sie würden ihren Kram verachten lernen und ihr tötendes Treiben. Leben wecken kann nur das Lebendige, und wo Leben ist, ist auch das Wissen lebendig, und lebendiges Wissen giebt das Leben der Denkkraft. Bei den Seminaristen kommt es, wie bei dem Schüler, zunächst darauf an, was außerhalb und neben der Lernstunde in ihm erregt wird. Bei diesem bearbeitet ein edel gestalteter Organismus, Familie genannt, bei jenem ein lebendiges Seminarleben, in welchem mehr als Lernen geschieht, den Boden. Dieses zu thun, war auch mein Bestreben. Brachte ein angehender Seminarist ein auf das Edele und Gute gerichtetes Gemüt mit, dachte er groß von des Menschen Bestimmung und Lebensberuf, so war das Wirken an ihm ein freudiges, weil nur fortgesetzt zu werden brauchte, was bereits begonnen und begründet. Mußten dagegen erst Dornen und Disteln ausgerottet werden, da war das Geschäft mühsam und weniger erfreulich. Gott muß zu allem das Gedeihen geben. Keinem gelingt alles. Auch ich blieb oft hinter dem Erstrebten zurück. Aber oft habe ich auch das Glück erlebt, in meinem Seminare Jünglinge aufblühen und aus demselben heraustreten zu sehen, welche dem Stande der Schullehrer zur Zierde gereichen. Mein Streben ging auf individuelle Bildung; ich dachte an Schiller:

Keiner gleich dem andern;
Wie das machen?
Jeder vollendet in sich.

Nichts ist mir in der Seele mehr zuwider, als die schemaartige Einerleiheit der Menschen, die Ausgeleertheit, Stocksteifheit der Pedanten, die tote Nachbeterei der Lehrformeln, das Prokrustesbett der Ausrecker und Kopfzustutzer ꝛc. Sie machen das Leben nicht nur langweilig und unausstehlich, sondern sie bringen auch durch den Despotismus, den sie wissend und nichtwissend auf die lebensfrohe, freithätige Jugend ausüben, dieselbe um die frische und freie Naturwüchsigkeit und Eigentümlichkeit und tragen dazu bei, daß wir so wenige, individuell gestaltete und in ihrer Sonderheit ausgezeichnete Menschen haben. Ich bekämpfte diese Leblosigkeit mit allen Mitteln, meist mit guten Erfolgen. Ich verschmähte es nicht, mich unter ihre Spiele zu mischen, dergleichen anzuordnen und mich in jeder Beziehung ihnen gleich zu machen. Ich wollte meine Zöglinge vernünftig machen. Es traten Zöglinge in die Anstalt, die voll mystischen Qualms und Dunstes aller unmittelbaren Frische und geistig gesunder Anschauungskraft entbehrten. Da galt es denn, ihnen zwar allmählich, aber doch gründlich die Schuppen von den Augen zu nehmen. Wenn ich das Gegenteil von dem, was ich gethan, gewollt hätte, ich hätte nichts ausgerichtet, ich hätte mich unter den gegebenen Verhältnissen nicht zwölf, nicht drei Jahre dort gehalten. Damit sage ich nicht, daß ich allen recht war. Keineswegs. Gewiß manchem im stillen ein Dorn im Auge. Ich strebte nach der Bildung der Jünglinge von innen heraus, suchte ihnen eine aufrechte, senkrechte Stellung zu geben. Diese Dinge vertragen sich nicht mit allen Ansichten, und Worte, wie: Entwickelung der Volkskraft, der Vernunft des Volkes durch vernünftige Schullehrer — setzen auch heutzutage noch viele Herzen und Köpfe in Schrecken."

Diesterweg war auch unausgesetzt bemüht, seinen reichen Schatz von Kenntnissen und Erfahrungen zum Gemeingut der deutschen Lehrerwelt zu machen. Es geschah dies durch die „Rheinischen Blätter" (seit 1827), das gelesenste damalige Schulblatt, durch das „Pädagogische Jahrbuch" (seit 1851),

sowie durch eine große Zahl methodischer Werke für Lehrer und Schüler. Noch heute geschätzt sind: Der „Wegweiser für deutsche Lehrer" (1835) und die „Populäre Himmelskunde" (1840). Bei der Abfassung des „Wegweisers" wurde Diesterweg durch eine Reihe von trefflichen Methodikern und Gelehrten unterstützt, so von Bormann, Prange, Lüben, Knebel, Schmitz, Mayer, Reinbott und Mädler. Wie sehr der „Wegweiser" vom Pestalozzischen Geiste erfüllt war, läßt sich schon in der Angabe des Ziels der Erziehung ermessen: „Vollständige harmonische Ausbildung aller Anlagen eines Menschen ist das Ziel aller Vollendung. Das Prinzip der harmonischen Ausbildung verlangt vollkommene Entwickelung des Körpers und Geistes. Keine Art der Entwickelung soll auf Unkosten der andern geschehen. Das Prinzip aller Entwickelung ist, der Bestimmung des menschlichen Geistes gemäß, Erziehung zur Selbstthätigkeit durch Selbstthätigkeit!

Ihren Ursprung verleugnen nicht die didaktischen Regeln des Wegweisers:

Unterrichte naturgemäß.

Richte dich bei dem Unterrichte nach dem natürlichen Entwickelungsgange des heranwachsenden Menschen.

Beginne den Unterricht auf dem Standpunkte des Schülers; führe ihn von da aus stetig, ohne Unterbrechung, lückenlos und gründlich fort.

Lehre nichts, was dem Schüler dann, wenn er lernt, nichts ist und lehre nichts, was dem Schüler später nichts mehr ist. *

Unterrichte anschaulich.

Schreite vom Nahen zum Fernen, vom Einfachen zum Zusammengesetzten, vom Leichteren zum Schwereren, vom Bekannten zum Unbekannten fort.

Unterrichte nicht wissenschaftlich, sondern elementarisch.

---

* Hierin versah es allerdings Pestalozzi anfänglich.

Verfolge überall den formalen und materialen Zweck zugleich; errege den Schüler durch denselben Gegenstand vielseitig. Verbinde namentlich das Wissen mit dem Können.

Lehre nie etwas, was der Schüler noch nicht faßt.

Sorge dafür, daß die Schüler alles behalten, was sie gelernt haben.

Nicht abrichten, nicht ad hoc erziehen und bilden, sondern die allgemeinen Grundlagen zur Menschen-, Bürger- und Nationalbildung legen.

Gewöhne den Schüler an das Arbeiten; mache es ihm nicht nur lieb, sondern zur andern Natur.

Berücksichtige die Individualität deiner Schüler.

Welche Bedeutung Diesterweg den Bestrebungen Pestalozzis beimaß, wie er bemüht war, dieselben auch in Kreisen der Nichtlehrer — besonders der Mütter — zu verbreiten, bekunden die Reden zur Feier des hundertjährigen Geburtstages Pestalozzi (1846), sowie die Abhandlungen in den „Rheinischen Blättern" aus den Jahren 1845 und 1846. (Vergleiche das im „Anhange" befindliche Verzeichnis der Pestalozzi-Litteratur.)

Die im Vorstehenden genannten mittelbaren Schüler Pestalozzis gehörten der evangelischen Kirche an; aber auch die katholischen Schulmänner Deutschlands waren nicht minder bereit, sich in das Wesen der neuen Methode zu vertiefen und dieselbe den eigenartigen Verhältnissen ihrer Kirche anzupassen. Den Bemühungen eines J. v. Sailer (1751—1832), B. Overberg (1754—1826), J. Graser (1760—1833), K. Barthel (1802—1861) und des jüngst verstorbenen L. Kellner ist es zuzuschreiben, daß das Volksschulwesen der katholischen Kirche in den Hauptpunkten nicht hinter dem der protestantischen zurückgeblieben ist.

Werfen wir nun noch einen kurzen Blick auf das Verhalten der Universitäten und ihrer Lehrer den Pestalozzischen Bestrebungen gegenüber. Die Geringschätzung, mit welcher der erwähnte

Professor Steinbart in Frankfurt a. O. von Pestalozzi sprach, wich bald allgemein einer bessern Überzeugung. Schon im Jahr 1817 verlieh die Universität zu Breslau Pestalozzi die Würde eines Doctor philosophiæ und begründete dieses Vorgehen mit einem Hinweise auf seine „unsterblichen" Verdienste auf dem Gebiete der Erziehung. — Unter den Universitätslehrern hatten, wie schon früher hervorgehoben wurde, J. G. Fichte (1762—1814) und J. Fr. Herbart (1776—1841) die Aufmerksamkeit des deutschen Volkes auf Pestalozzi gelenkt. Fichte wurde an dem philosophischen Ausbau der Pestalozzischen Ideen durch einen frühen Tod verhindert, Herbart aber gelang es, denselben kunstgerecht zu vollenden, so daß seine Anhänger ihn als den eigentlichen Reformator der Pädagogik preisen. Außer der bereits besprochenen Schrift: „Pestalozzis ABC der Anschauung" sind noch folgende Werke Herbarts zu erwähnen: „Allgemeine Pädagogik aus dem Zwecke der Erziehung abgeleitet" (1806), „Über Erziehung unter öffentlicher Mitwirkung" (1810), „Über das Verhältnis des Idalismus zur Pädagogik" (1831), „Umriß pädagogischer Vorlesungen" (1835), „Aphorismen zur Pädagogik" und die „Briefe über die Anwendung der Psychologie auf die Pädagogik".

Herbarts Hauptverdienst besteht darin, die Psychologie, „die erste Wissenschaft des Erziehers, von deren Mangel ein großer Teil der ungeheuren Lücken in unserem pädagogischen Wissen herrührt, zur Grundlage der Pädagogik gemacht und deren Ziele durch die Ethik bestimmt zu haben". Hierbei darf aber nicht unbeachtet bleiben, wie dies nicht selten von den „Herbartianern" geschieht, daß auch Pestalozzi, obschon nicht mit solch „mathematischer Schärfe" wie Herbart, die Erziehung auf die Psychologie basierte.

Als wichtigster Vertreter und Träger der Herbartschen Ideen in der Gegenwart gilt Tuiskon Ziller (1819—1882), ehemals Vorsteher des pädagogischen Seminars und Universitätsprofessor in Leipzig. Infolge seiner Bestrebungen entstand die „Schule Herbart-Ziller", welche sich rühmt, das „pädagogische

Vermächtnis Pestalozzis" am eifrigsten zu pflegen. Diese Schule hat ihr Centrum in dem durch Ziller begründeten „Verein für wissenschaftliche Pädagogik", dessen Organ — Jahrbuch des Vereins für wissenschaftliche Pädagogik — von Theodor Vogt in Wien herausgegeben wird. Zu den hervorragendsten Mitgliedern dieses Vereins gehören neben Th. Vogt: Institutsvorsteher Fleischhacker in Leipzig, Rektor Ballauf (Varel), Rektor Dörpfeld*, Seminardirektor Rein, Professor Stoy in Jena, Institutsvorsteher Wiget in Rorschach, Seminardirektor Wiget in Chur, Schulinspektor Fr. Wyß in Burgdorf (Schweiz) ꝛc.

Die Schule Herbart-Ziller nennt ihre Pädagogik eine „wissenschaftliche" und zwar aus dem Grunde, weil sie strenger als manche andere sich auf die grundlegenden Wissenschaften der Pädagogik — Psychologie und Ethik — stützt. Die Ethik giebt das Ziel der Erziehung an, die Psychologie, und zwar die empirische Psychologie Herbarts, gewährt die Mittel dazu. Durch die Ethik erfahren wir, daß die „sittlich-religiöse Charakterbildung" das ewige Ziel der Erziehung bildet. Aus diesem Grunde macht die Volksschule alle Unterrichtsfächer diesem Ziele dienstbar. So wird die Volksschule aus einer „Lernschule" zur „Erziehungsschule"; nicht das Wissen, sondern die Charakterbildung ist der Hauptzweck.

Zur vollkommenen Erreichung dieses Zweckes hat die Schule Herbart-Ziller drei „Ideen" aufgestellt:

1. Die Idee der kulturhistorischen Stufen.
2. Die Konzentrationsidee.
3. Die Idee der formalen Stufen.

Die erste dieser Ideen ist maßgebend für die Auswahl und Anordnung des Lehrstoffes, die zweite für die Verbindung der einzelnen Lehrfächer unter einander, die dritte für die Verarbeitung des Stoffes.

* Gestorben im Oktober 1893.

1. Die Idee der kulturhistorischen Stufen.

Bei ihrer Feststellung wurden folgende Gedanken Herbarts berücksichtigt:

Für den werdenden Menschen ist nur das Werden der menschheitlichen Kultur, insofern es im Lichte der sittlichen Beurteilung dargestellt wird, von absolutem Interesse.

Der Begriff des Interesses ist maßgebend für die Auswahl des Stoffes.

Dieses Interesse muß der Unterricht zu seinem Bundesgenossen machen.

Nur was dem kindlichen Gedankenkreise und dem sittlich-religiösen Standpunkte des Kindes entspricht, kann das volle Interesse desselben in Anspruch nehmen.

Dem jungen Kinde entspricht die poetische Auffassung in Märchen.

Nach diesen Gesichtspunkten giebt der Seminardirektor Rein in Jena folgende Auswahl und Anordnung des Lehrstoffes:

1. Schuljahr: Märchen.
2. Schuljahr: Robinson.
3. Schuljahr: Die Patriarchen und Moses.
4. Schuljahr: Die Richter und Könige.

} Leben Jesu in den Erbauungsstunden.

5. Schuljahr:
6. Schuljahr: } Christus.
7. Schuljahr: Paulus.
8. Schuljahr: Luther.

2. Die Konzentrationsidee.

Die genannten Stoffe dienen in den acht Schuljahren dem gesamten Unterrichte als Grundlage („Gesinnungsstoffe"). Die Aufgabe des Lehrers besteht nun darin, die verschiedenen Disziplinen „in zweckentsprechender Weise so viel als thunlich einzuordnen". Daß es bei dieser „Einordnung" nicht ohne Anwendung von Gewalt abging, beweist jedem Unparteiischen

Vermächtnis Pestalozzis" am eifrigsten zu pflegen. Diese Schule hat ihr Centrum in dem durch Ziller begründeten „Verein für wissenschaftliche Pädagogik", dessen Organ — Jahrbuch des Vereins für wissenschaftliche Pädagogik — von Theodor Vogt in Wien herausgegeben wird. Zu den hervorragendsten Mitgliedern dieses Vereins gehören neben Th. Vogt: Institutsvorsteher Fleischhacker in Leipzig, Rektor Ballauf (Varel), Rektor Dörpfeld*, Seminardirektor Rein, Professor Stoy in Jena, Institutsvorsteher Wiget in Rorschach, Seminardirektor Wiget in Chur, Schulinspektor Fr. Wyß in Burgdorf (Schweiz) ꝛc.

Die Schule Herbart-Ziller nennt ihre Pädagogik eine „wissenschaftliche" und zwar aus dem Grunde, weil sie strenger als manche andere sich auf die grundlegenden Wissenschaften der Pädagogik — Psychologie und Ethik — stützt. Die Ethik giebt das Ziel der Erziehung an, die Psychologie, und zwar die empirische Psychologie Herbarts, gewährt die Mittel dazu. Durch die Ethik erfahren wir, daß die „sittlich-religiöse Charakterbildung" das ewige Ziel der Erziehung bildet. Aus diesem Grunde macht die Volksschule alle Unterrichtsfächer diesem Ziele dienstbar. So wird die Volksschule aus einer „Lernschule" zur „Erziehungsschule"; nicht das Wissen, sondern die Charakterbildung ist der Hauptzweck.

Zur vollkommenen Erreichung dieses Zweckes hat die Schule Herbart-Ziller drei „Ideen" aufgestellt:

1. Die Idee der kulturhistorischen Stufen.
2. Die Konzentrationsidee.
3. Die Idee der formalen Stufen.

Die erste dieser Ideen ist maßgebend für die Auswahl und Anordnung des Lehrstoffes, die zweite für die Verbindung der einzelnen Lehrfächer unter einander, die dritte für die Verarbeitung des Stoffes.

* Gestorben im Oktober 1893.

1. Die Idee der kulturhistorischen Stufen.

Bei ihrer Feststellung wurden folgende Gedanken Herbarts berücksichtigt:

Für den werdenden Menschen ist nur das Werden der menschheitlichen Kultur, insofern es im Lichte der sittlichen Beurteilung dargestellt wird, von absolutem Interesse.

Der Begriff des Interesses ist maßgebend für die Auswahl des Stoffes.

Dieses Interesse muß der Unterricht zu seinem Bundesgenossen machen.

Nur was dem kindlichen Gedankenkreise und dem sittlich-religiösen Standpunkte des Kindes entspricht, kann das volle Interesse desselben in Anspruch nehmen.

Dem jungen Kinde entspricht die poetische Auffassung in Märchen.

Nach diesen Gesichtspunkten giebt der Seminardirektor Rein in Jena folgende Auswahl und Anordnung des Lehrstoffes:

1. Schuljahr: Märchen.
2. Schuljahr: Robinson.
3. Schuljahr: Die Patriarchen und Moses.
4. Schuljahr: Die Richter und Könige.

Leben Jesu in den Erbauungsstunden.

5. Schuljahr:
6. Schuljahr: } Christus.
7. Schuljahr: Paulus.
8. Schuljahr: Luther.

2. Die Konzentrationsidee.

Die genannten Stoffe dienen in den acht Schuljahren dem gesamten Unterrichte als Grundlage („Gesinnungsstoffe"). Die Aufgabe des Lehrers besteht nun darin, die verschiedenen Disziplinen „in zweckentsprechender Weise so viel als thunlich einzuordnen". Daß es bei dieser „Einordnung" nicht ohne Anwendung von Gewalt abging, beweist jedem Unparteiischen

Dr. W. Reins Schrift: „Theorie und Praxis des Volksschulunterrichtes“ auf das deutlichſte.

3. Die Idee der normalen Stufen.

Jeder der genannten Unterrichtsſtoffe — jede unterrichtliche „Einheit“ — muß mit Rückſicht auf die Gründlichkeit in fünf formalen Stufen durchgenommen werden. Der Seminardirektor Wiget in Chur nennt dieſelben:

1. Totalauffaſſung. } Anſchauung.
2. Vertiefung. }
3. Vergleichung. }
4. Syſtematiſierung. } Abſtraktion.
5. Verwendung, Fertigkeit. }

Die Schule Herbart-Ziller iſt bei der verhältnismäßig kurzen Zeit ihres Beſtehens und bei der bisher nur ſpärlichen Praxis kaum in der Lage, durch eine Fülle von Erfolgen das abſprechende Urteil ihrer zahlreichen Gegner zu erſchüttern. Die Zukunft erſt muß es lehren, was einer der eifrigſten Verfechter der „wiſſenſchaftlichen Pädagogik“, Fr. Wyß, ſchon in der Gegenwart behauptet: „Die Herbartſche Schule iſt es, welche unſere einſeitige Lernſchule in eine Erziehungsſchule umwandelt, und welche uns von dem Dämon des didaktiſchen Materalismus befreit.“ [114]

Berückſichtigen wir nun noch kurz die Bedeutung Peſtalozzis in bezug auf die einzelnen Disziplinen der Volksſchule.

Auf dem Gebiete des Religionsunterrichts iſt Peſtalozzi, wie wir ſeiner Zeit nachgewieſen haben, kein Meiſter geweſen. Dennoch zeichnet er ſich den Rationaliſten gegenüber vorteilhaft aus. So läßt er in „Lienhard und Gertrud“ nach dem Morgenliede Gertrud die Bibel ergreifen und ein Kapitel aus derſelben vorleſen. Die Kinder ſprechen das Vorgeleſene während der Arbeit wörtlich nach und wiederholen die Kernſtellen ſo lange, bis ſie dieſelben auswendig können. Gertrud erklärt dieſe Stellen nicht, weil ſie verhüten will, daß dieſelben als Verſtandes- oder Sprechübung dienen; ſie ſollen vielmehr die

„innere Erhebung ihres Herzens" hervorrufen. Damit tritt Peſtalozzi der Erklärungsſucht und dem Hineintragen fremder Gedanken in die bibliſche Geſchichte auf das ſchärfſte entgegen. Aus verſchiedenen Stellen der „Abendſtunde eines Einſiedlers" und aus dem Schluſſe der Schrift: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt" ergiebt ſich, daß Peſtalozzi das Hauptgewicht bei der Erteilung des Religionsunterrichtes auf den Glauben des Lehrers ſelbſt legte. Als Grundſatz galt ihm: „Die bibliſche Geſchichte und beſonders das Leben, Leiden und Sterben Jeſu Chriſti genau zu kennen und dann die erhabenſten Stellen der Bibel in kindlich-gläubigem Sinne ſich einzuüben, halte ich dafür, ſei der Anfang und das Weſen, was in Rückſicht auf Religionsunterricht notthut." —

Werfen wir nun einen Blick auf den Anſchauungsunterricht, auf diejenige Disziplin der Unterklaſſen, in welcher einzelne Gegenſtände aus der nächſten Umgebung der Schüler genau betrachtet, beſprochen und ſomit aufgefaßt werden. Der Anſchauungsunterricht bildet durch Verarbeitung eines geeigneten Materials gewiſſermaßen einen Vorbereitungskurſus für den Sprach- und Realunterricht der höheren Klaſſen. Peſtalozzi gebührt das Verdienſt, zwei Forderungen aufgeſtellt zu haben, welche vor ihm kaum bekannt, noch weniger aber berückſichtigt wurden: Die Anſchauung iſt das Formalprinzip des Unterrichts, aller Unterricht ſoll von ihm beherrſcht werden. Peſtalozzi ſelber verfuhr, wie wir geſehen haben, bei der Ausführung dieſer Grundſätze in nicht nachahmenswerter Weiſe, aber Männer wie v. Türk, Grasmann, Denzel und Dieſterweg ꝛc. verſtanden es, ſeine Fehler zu vermeiden. Sehen wir von Herbart ab, der im „ABC der Anſchauung" ausſchließlich das Studium der Mathematik im Auge hat, ſo iſt es zuerſt v. Türk, welcher in ſeiner Schrift: „Die ſinnlichen Wahrnehmungen als Grundlage des Unterrichts in der Mutterſprache" (1823) den Peſtalozziſchen Forderungen gerecht wird. —

Grasmann geht aber einen Schritt weiter, indem er in ſeiner „Anleitung zu Denk- und Sprechübungen, als der

naturgemäßen Grundlage für den gesamten Unterricht, besonders aber für den ersten Sprachunterricht in Volksschulen" (3. Aufl. 1841) den Anschauungsunterricht zu einem Stammunterrichte erhebt, von welchem alle übrigen Unterrichtsgegenstände sich wie Zweige ausscheiden.

Denzel verfährt ähnlich in der erwähnten „Einleitung in die Erziehungs- und Unterrichtslehre für Volksschullehrer", jedoch mit besonderer Berücksichtigung des religiösen Momentes. Sein Gedankengang wurde von Wrage praktisch ausgeführt: „Denzels Entwurf des Anschauungsunterrichtes in katechetischer Gedankenfolge" (1837).

Auch Diesterweg ist bestrebt, in der Schrift: „Der Unterricht in der Kleinkinderschule, oder die Anfänge in der Unterweisung und Bildung in der Volksschule" (1829) den Anschauungsunterricht zum „materiell-vorbereitenden Elementarkursus" für sämtliche Disziplinen zu machen.

Dr. W. J. G. Curtmann unterscheidet in dem Werke: „Lehrbuch der Erziehung und des Unterrichtes" (6. Aufl. 1855) den allgemeinen oder ungeschiedenen Anschauungsunterricht — eine Art von Vorkursus — von dem geteilten oder geschiedenen Anschauungsunterrichte; ersterer schließt mit dem zweiten Schuljahre ab, letzterer setzt sich als naturgeschichtlicher, geographischer, geometrischer ꝛc. Anschauungskursus in den übrigen Schuljahren fort.

J. B. Graser kennt keinen Stammunterricht, aus dem sich später die einzelnen Disziplinen abzweigen. In seiner: „Elementarschule fürs Leben" (1839) stellt er Pestalozzis Grundgedanken auf, daß aller Unterricht vom Leben ausgehen und auf dasselbe zurückgehen muß. Das Leben kann aber nur in der Gemeinschaft gedacht werden. Die erste Gemeinschaft ist die Familie, und diese somit auch das Gebiet, auf dem sich der Unterricht zuerst zu bewegen hat.

Doch wir müssen uns mit der Charakteristik der Hauptvertreter des Anschauungsunterrichtes begnügen. Ist auch bei ihnen, sowie in dem Heere von Nachfolgern keine Einigkeit

vorhanden, sie sehen doch alle in dem Manne, welcher nicht nur dem Anschauungsprinzipe Anerkennung verschaffte, sondern dasselbe zur Herrschaft auf dem Gebiete des elementarischen Unterrichts überhaupt gelangen ließ, ihren unerreichten Meister.

Auf dem Gebiete des Unterrichtes in der deutschen Sprache hat Pestalozzi keine Verdienste zu verzeichnen. Es kommt hier einzig der erste Leseunterricht in Betracht, welchen Pestalozzi nach einer Art von Sillabiermethode betrieb, deren Wesen er in der „Anweisung zum Buchstabieren und Leselehren nebst Beilagen" ausführlich erörtert (1801). Pestalozzi war selber mit seiner Methode in späterer Zeit unzufrieden und gab zu, wie v. Türk in seinen Briefen aus Münchenbuchsee berichtet, daß dieselbe noch einer Verbesserung bedürfe. Doch sie war und blieb ein Stein des Anstoßes, trotz der Bemühungen eines Aspach und Kritzler („Vereinfachte Lesemethode". Düren, 1838). „Was man auch gethan hat — sagt Kehr in seiner Geschichte des Leseunterrichtes — um die alte Buchstabiermethode durch Verbesserungen genießbar zu machen — es ist alles vergeblich gewesen. An der Sache war nichts zu bessern, und die Geschichte der Buchstabiermethode ist deshalb auch weiter nichts, als eine Darlegung menschlicher Verirrungen."

An keiner Disziplin läßt sich die Bedeutung der Pestalozzischen Methode so deutlich nachweisen, wie am Rechenunterrichte. Dessen waren Pestalozzi und die Lehrer des Institutes sich wohl bewußt: handelte es sich darum, die Vorzüge der Methode den Besuchern am glänzendsten nachzuweisen, so geschah dies in der Regel im Rechenunterrichte. Über die Leistungsfähigkeit der Schüler weiß Blochmann folgendes zu berichten: „Eines Tages kam ein reicher Nürnberger Kaufmann in die Anstalt, der viel von der außerordentlichen Gewandtheit der Zöglinge im Rechnen gehört hatte, ließ sich in die erste Klasse führen und fragte unter anderm, ob es ihm auch gestattet sei, den Zöglingen eine Aufgabe zu erteilen. Als der Lehrer dies gern bewilligt, und der Kaufmann eine sehr komplizierte, viergliedrige Gesellschaftsrechnung mit Brüchen

gegeben hatte, fragten ihn die Knaben, ob sie die Aufgabe auf der Tafel oder im Kopfe rechnen sollten. Der erstaunte, im Rechnungswesen nach seiner Weise gewandte Geschäftsmann erwiderte: sie möchten an die Lösung mit Kopfrechnen gehen, wenn sie es wagen dürften. Drauf setzt er sich, läßt sich einen Bogen Papier geben und beginnt selbst die Lösung seiner Aufgabe schriftlich. Kaum ist er zur Hälfte fertig mit derselben, als ein Zögling nach dem andern ruft: ich hab's! Er bemerkt sich die Ergebnisse, und als dieselben mit seinen viel später ermittelten Lösungen übereinstimmen, kehrt er sich mit den Worten zu Pestalozzi: Ich habe drei Jungen, die schicke ich Ihnen alle her, sobald ich nach Hause komme." [115]

Über Pestalozzis Praxis in Burgdorf berichtet Ramsauer folgendes: „Im Rechnen hatten wir, je zwei und zwei Schüler zusammen, eine kleine auf Pappe gezogene Tabelle, auf der in viereckigen Feldern Punkte verzeichnet waren, die wir zählen, zusammenzählen, abziehen, miteinander multiplizieren und ineinander dividieren mußten. Aus diesen Übungen bildeten Krüsi und Buß zuerst die Einheiten- und später die Bruchtabellen. Da Pestalozzi aber nur der Reihe nach vor- und nachsprechen ließ und nie fragte, keine Aufgaben gab, so blieben diese Übungen, die sonst sehr gut waren, ohne großen Nutzen. Er war auch nicht geduldig genug, um wiederholen zu lassen oder Fragen zu geben, auch schien er sich in seinem ungeheuren Eifer gar nicht um die einzelnen Schüler zu bekümmern." [116]

Pestalozzis Ideen wurden jedoch im Laufe der Zeit von Krüsi methodisch bearbeitet und im Jahre 1803 in einer Schrift veröffentlicht, welche den Titel führte: „Anschauungslehre der Zahlenverhältnisse". Die erste Abteilung des Werkes erläutert die geometrischen Verhältnisse der Zahlen von 1—100, die beiden folgenden behandeln die Brüche. Der Anfang im Rechenunterrichte wird gemacht, wenn die Mutter dem Kinde verschiedene bekannte Gegenstände — Erbsen, Steinchen, Hölzchen ꝛc. — auf den Tisch legt und beim Vorzeigen sagt:

Das ist ein Steinchen, ein Hölzchen ꝛc. Dann heißt es weiter: „Wenn nun die Mutter also das Kind verschiedene Gegenstände, als z. B. Erbsen, Steinchen, Hölzchen ꝛc. als eins, zwei, drei ꝛc. erkennen und benennen lehrt, so bleiben bei der Art, wie sie selbige dem Kinde zeigt und vorspricht, die Wörter eins, zwei, drei immer unverändert stehen, hingegen die Wörter: Erbsen, Steinchen, Hölzchen ꝛc. verwechseln sich allemal mit der Abwechslung des Gegenstandes, den sie ihrem Kinde als eins, zwei, drei ꝛc. in die Augen fallen macht, und durch dieses fortdauernde Bleiben des einen, sowie durch das fortdauernde Abändern des andern sondert sich dann im Geiste des Kindes der Abstraktionsbegriff der Zahl, das ist, das bestimmte Bewußtsein der Verhältnisse von mehr und minder unabhängend von den Gegenständen, die als mehr oder minder dem Kinde vor die Augen gestellt werden."

Nach diesem Vorbereitungsunterrichte gelangt der Schüler zu den acht Übungen der ersten Abteilung, die auf 175 Seiten ein überreiches Material darbieten; beispielsweise enthält die achte Übung über 2000 Sätze. Die Durchnahme all' dieser Übungen darf nirgend eine Lücke bieten. „Die Pestalozzische Methode — sagt v. Türk — gestattet durchaus keinen auch noch so kleinen Sprung; ganz unmerklich führt sie ihren Lehrling von den Anfangspunkten zur sichersten Vollendung. Kann das Kind den Schritt, den es jetzt zu thun im Begriffe ist, noch nicht mit Sicherheit thun, so geht der Lehrer nicht um ein Haar breit weiter mit ihm."

Bei der Lehre von den Brüchen legte Pestalozzi die originellen Strich- und Quadrattabellen zu Grunde. Die größte Bedeutung maß er den Quadrattabellen bei — 100 gleiche Quadrate in 10 Reihen — sagte er doch allen Ernstes: „Wenn mein Leben einen Wert hat, so besteht er darin, daß ich das Quadrat zum Fundamente einer Anschauung erhob, die das Volk nie hatte". Die fast endlose Reihe von Übungen ist so geordnet, daß jede vollendete einzelne Anschauung die ihr zunächst folgende im Geiste des Kindes begründet, das

ist — das Begreifen derselben zu einer psychologischen Notwendigkeit macht. Zur Erläuterung des Gesagten möge ein Beispiel dienen, welches den „Briefen aus Münchenbuchsee“ entnommen ist: „Zu welcher Anzahl von Ganzen verhalten sich $1^2/_3$, wie sich verhalten 3 Ganze zu $3^6/_7$? (Antwort: $1^2/_3$ verhält sich zu $2^1/_7$, wie 3 zu $3^6/_7$.) Auflösung: Siebtel und Drittel kommen in 21steln zusammen. 1 Ganzes $= {}^{21}/_{21}$; 3 Ganze ${}^{63}/_{21}$; ${}^1/_7 = {}^3/_{21}$; ${}^6/_7 = {}^{18}/_{21}$; $3^6/_7 = {}^{81}/_{21}$; ${}^{63}/_{21}$ sind von ${}^{81}/_{21}$ 7 × den 9. Teil (oder ${}^{63}/_{21}$ verhalten sich zu ${}^{81}/_{21}$, wie 7 zu 9); also müssen sich $1^2/_3$ zu der Zahl, die gefunden werden soll, gleichfalls verhalten wie 7 zu 9 (oder 7 × den 9. Teil an der zu findenden Zahl sein); $1^2/_3 = {}^5/_3$; ${}^1/_3 = {}^7/_{21}$; ${}^5/_3 = 5 \times {}^7/_{21}$; $5 \times {}^7/_{21} = {}^{35}/_{21}$; ${}^{35}/_{21}$ sind $7 \times {}^5/_{21}$; $7 \times {}^5/_{21}$ sind 7 × den 9. Teil von $9 \times {}^5/_{21}$ (oder: wie sich verhält 7 zu 9, so verhält sich $7 \times {}^5/_{21}$ zu $9 \times {}^5/_{21}$); $9 \times {}^5/_{21} = {}^{45}/_{21}$; ${}^{45}/_{21} = 2$ Ganze und ${}^3/_{21}$; ${}^3/_{21} = {}^1/_7$; also sind $2^1/_7$ die Zahl, zu der sich $1^2/_3$ so verhält, wie sich 3 zu $3^1/_7$ verhielten.“

Pestalozzis Zahlenlehre hat wohl Freunde, aber weit mehr Gegner gefunden, trotz der Erfolge, welche auch in Deutschland mit derselben erreicht wurden. Die „Dressiermaschinen“, wie man die nach Pestalozzis Methode abgefaßten Lehrbücher nannte, verschwanden bald und machten Werken Platz, welche die tötende Weitschweifigkeit derselben zu vermeiden wußten. In erster Linie ist hier zu erwähnen: „Allgemeines Lehrbuch der Arithmetik oder Anleitung zur Rechenkunst für Jedermann“ von D. Ernst Tillich, dessen Hauptverdienst in der lichtvollen Behandlung des ersten Zehners besteht. Etwa ein Jahrzehnt nach Tillich erschienen die Rechenwerke von W. v. Türk (1816) und P. F. Th. Kawerau (1818), welche aus der Praxis hervorgingen und dazu bestimmt waren, „der verjährten Herrschaft des bequemen, aber geisttötenden Mechanismus“ ein Ende zu bereiten. Dieses gelang aber erst den mittelbaren Schülern Pestalozzis, besonders W. Harnisch und Chr. Scholz (1824). Auf den von letzteren entwickelten Fundamenten arbeiteten mit

großem Geschick weiter: Fr. Krancke (1782—1852) in Hannover, A. Diesterweg und P. Heuser (1829), Dr. E. S. Unger (1841), A. Stubba (1837), E. Hentschel (1842), A. W. Grube (1842), in geistvoller Weise den Zahlenraum von 1—100 monographisch behandelnd, H. Blancke (1857), C. Dorschel (1858), F. Kaselitz (1868) und viele andere.

Berühren wir noch kurz das Gebiet der Raumlehre. Auch in dieser Disziplin hat Pestalozzi seine Verdienste: er war der erste, welcher überhaupt den Versuch machte, den Unterricht in der Raumlehre elementarisch zu gestalten. Nach den seiner Zeit in der Schrift: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt" entwickelten Grundsätzen gab Pestalozzi im Jahre 1803 das „ABC der Anschauung, oder Anschauungslehre der Maßverhältnisse" heraus. In dieser Schrift ist er bestrebt — gleichfalls in peinlicher Lückenlosigkeit — an Linien und Quadraten, sowie deren einfachen Teilungen, die Anfangsgründe der Raumlehre mit absoluter Sicherheit den Kindern einzuprägen. Mit derselben Weitschweifigkeit verfuhr auch der oft genannte Joseph Schmid in seiner Schrift: „Die Elemente der Form und Größe (gewöhnlich Geometrie genannt) nach Pestalozzis Grundsätzen" (1809—1811). Über diese beiden Werke urteilt Diesterweg im „Wegweiser": „Joseph Schmid, wie die ganze Pestalozzische Schule in ihrer ersten und besten Zeit, fehlten darin, daß sie einen übergroßen Wert in die elementarische Behandlung möglichst elementarer, aber zusammengesetzter und daher schwieriger Aufgaben setzten; aber die Pestalozzische Methode erzeugt Lehrer, und die Schriften der Pestalozzianer tränkten den Leser mit pädagogischem Geiste."

Diesen „pädagogischen Geist" finden wir schon in der „Geometrischen Konstruktionslehre" von Ladomus (1812), denn der Verfasser will nicht nur innere Anschauung hervorrufen, sondern auch zum Selberfinden befähigen. Hier setzten Harnisch „(Raumlehre oder Meßkunst", 1821) und Diesterweg („Leitfaden für den ersten Unterricht in der Formen-, Größen- und räumlichen Verbindungslehre", 1822) ein und führten

die Disziplin auf eine solche Höhe, daß eine Weiterentwickelung derselben nach „wesentlich neuen Gesichtspunkten" ausgeschlossen erscheint, was eine Durchsicht der seither in ungezählter Menge erschienenen Lehrbücher und Leitfäden auch jedem Fachmann bestätigt.

Auf dem Gebiete des Unterrichtes in den Realien hat Pestalozzi persönlich sich geringe Verdienste erworben; eine Darstellung der Bemühungen seiner unmittelbaren und besonders seiner mittelbaren Schüler, die Forderung der Anschaulichkeit im Unterrichte auch in der Naturgeschichte, der Naturlehre, der Weltgeschichte und Geographie zu erfüllen, würde zu weit führen. Nicht unerwähnt dürfte jedoch bleiben, daß K. A. Zeller im Jahre 1809 offen bekannte, „daß außer der Geographie noch keines der sogenannten Realienfächer weder von ihm, noch von andern Anhängern Pestalozzis bearbeitet sei, und daß er daher die ihm eigentlich zufallende Aufgabe, die nach der neuen Methode vorzunehmende Behandlung des Lehrstoffes der Realkenntnisse zu beschreiben, ungelöst lassen müsse." [117]

Pestalozzis Bestrebungen auf dem Gebiete der Erdkunde verdienen aber noch kurz berührt zu werden. Vergegenwärtigen wir uns zu diesem Zwecke eine Stelle aus der Schrift: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt": „Eine von den Unterabteilungen von Europa ist Deutschland. Nun wird dem Kinde zuerst die Oberabteilung Deutschlands in 10 Kreise bis zur Unvergeßlichkeit geläufig gemacht; dann werden ihm die Städte Deutschlands zuerst in bloß alphabetischer Ordnung zum Lesen vorgelegt; aber zum voraus ist jede dieser Städte mit der Zahl des Kreises bezeichnet, in dem sie liegt. Sobald nun auch das Lesen dieser Städte ihnen geläufig ist, so macht man sie mit dem Zusammenhang dieser Zahlen mit den Unterabteilungen der Hauptrubriken bekannt, und das Kind ist in wenigen Stunden im stande, die ganze Reihenfolge der Städte Deutschlands nach den Unterabteilungen ihrer Oberrubriken zu bestimmen.

Wenn man ihm z. B. folgende Orte Deutschlands mit Zahlen bestimmt vor Augen legt:

Aachen 8.	Allendorf 5.	Altona 10.
Aalen 3.	Allersperg 2.	Altorf 1.
Abenberg 4.	Alſchaufen 3.	Altranſtädt 9.
Aberthan 11.	Alsleben 10.	Altwaſſer 13.
Acken 10.	Altbunzlau 11.	Alkerdiſſen 8.
Adersbach 11.	Altena 8.	Amberg 2.
Agler 1.	Altenau 10.	Ambras 1.
Ahrbergen 10.	Altenberg 9.	Amöneburg 6.
Aigremont 8.	Altenburg 9.	Andernach 6.
Ala 1.	Altenſalza 10.	
Allenbach 5.	Altkirchen 8.	

ſo lieſt er ſie alle auf folgende Weiſe:

Aachen liegt im weſtfäliſchen Kreiſe,
Abenberg im fränkiſchen Kreiſe,
Acken im niederſächſiſchen Kreiſe ꝛc.

So wird das Kind offenbar in den Stand geſetzt ſein, beim erſten Erblicken der Zahl oder des Zeichens, in welche die Oberrubrik den Gegenſtand ſeiner Reihenfolge abteilt, zu beſtimmen, in welche Kunſtanſicht jedes Wort dieſer Reihenfolge gehört und ſo die alphabetiſche Nomenklatur, wie geſagt, in eine wiſſenſchaftliche zu verwandeln."

Hierzu bemerkt v. Raumer mit vollem Rechte: „Eine Widerlegung dieſes Verfahrens iſt unnötig. Sind doch die erſten beſten obſkuren Ortsnamen aufgegriffen, wie Aberthan, Ala ꝛc., während von den 31 aufgeführten Orten höchſtens fünf in eine Schulgeographie Aufnahme verdienten. Von Karten iſt vollends keine Rede."

Dieſer Fehler wurde von Peſtalozzis Schülern, beſonders von Karl Ritter (1779—1859), dem „Reformator der Erdkunde", vermieden. Wenn ſich auch hin und wieder bei Peſtalozzi Andeutungen finden, im geographiſchen Unterrichte vor allem den ſynthetiſchen Gang vom Nahen zum Fernen zu berückſichtigen, ſowie auf den Nachweis des natürlichen Zuſammenhanges und des wechſelſeitigen Einfluſſes der geographiſchen Objekte Gewicht zu legen, ſo blieb es doch Ritter vorbehalten, auf Grund der Errungenſchaften Alexander

v. Humboldts diejenigen Grundsätze aufzustellen, welche auch in der Zukunft Geltung behalten werden.

Wenden wir uns nun zu dem Unterrichte in den technischen Lehrfächern. Im Schreibunterrichte huldigte Pestalozzi der damals herrschenden Linearmethode, die er aber anschaulicher zu gestalten wußte. Es kam ihm zunächst auf eine gründliche Auffassung der Schriftelemente an, welche durch Vorübungen mannigfacher Art gewonnen wurde. Nach Beendigung derselben begann der eigentliche Schreibunterricht und zwar auf Papier, welches durch senkrechte und wagerechte Linien in kleine Quadrate geteilt war. Späterhin kamen die Quadrate im Wegfall; nur die vier üblichen Linien blieben. Bei den Vorübungen im Schreiben, sowie auch im Rechenunterrichte, ließ Pestalozzi die Schiefertafel benutzen, deren Anwendung bald allgemein wurde. Dem Schreibunterrichte sollte nach Pestalozzis Meinung der Zeichenunterricht vorausgehen, dessen erste Übungen gleichfalls auf der Schiefertafel stattfanden. Pestalozzi selbst war kein Zeichner und hat auch keine Anleitung zum Zeichenunterrichte geliefert, aber seine Anschauungen über diese Disziplin verdienen doch Beachtung. Wie früher erwähnt, sollte in Buß eine Lehrkraft für das Zeichnen und die Musik gewonnen werden; es gelang demselben jedoch erst nach geraumer Zeit, Pestalozzis Ansichten völlig aufzufassen. Buß erzählt dies selber in der Schrift: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt“: „Ich warf meine Aufmerksamkeit mit Anstrengung auf das Fach, worin Pestalozzi jetzt Hülfe von mir suchte; aber doch konnte ich das Eigene seiner Ansicht im Zeichnen lange nicht begreifen und wußte im Anfange gar nicht, was er wollte, da er mir sagte: Linien, Winkel und Bogen seien das Fundament der Zeichenkunst. Um sich mir zu erklären, sagte er: der menschliche Geist müsse auch hierin von dunkeln Anschauungen zu deutlichen Begriffen erhoben werden. Aber ich konnte mir noch gar nicht vorstellen, wie dieses durch das Zeichnen geschehen sollte. Er sagte: dieses müsse durch die Abteilungen des Viereckes und des Bogens

und durch die Sonderung ihrer Teile zu anschaubaren und vergleichbaren Einheiten erzielt werden. Ich versuchte, diese Abteilungen und Vereinfachungen zu finden, aber ich kannte die Anfangspunkte des Einfachen nicht und fand mich bei meinen Bemühungen hierfür bald in einem Meere von einzelnen Figuren, die an sich zwar einfach waren, aber nichts weniger als die Regeln der Einfachheit, die Pestalozzi suchte, klar machten. Er konnte zum Unglücke weder schreiben noch zeichnen, ob er gleich seine Kinder in beidem auf eine mir unbegreifliche Art weit gebracht hatte. Kurz — ich verstand ihn Monate nicht und wußte Monate nicht, was mit den Anfangslinien, die er mir vormalte, für seinen Zweck zu machen sei, bis ich endlich spürte, daß ich weniger wissen sollte, als ich wirklich wußte, oder wenigstens mein Wissen für einmal gleichsam aus mir selbst wegwerfen mußte, um auf die einfachen Punkte herabzusteigen, von denen ich jetzt wohl sah, daß sie seine Kraft waren, ob ich ihr gleich noch nicht folgen konnte. Es ward mir schwer. Endlich brachte mich die immer mehr gereifte Einsicht, wie weit es seine Kinder beim Ausharren auf seinen Anfangspunkten brachten, doch dahin, mit Gewalt in dem Innern meiner Ansicht der Gegenstände ganz auf diese Punkte herabzusteigen, von denen ich seine Kinder sich zu der Kraft erheben sah, die sie zeigten; sobald ich auf diesem Punkte stand, so war mein Versuch von einem ABC der Anschauung in ein paar Tagen vollendet."

„Es stand da, und ich wußte noch nicht, was es war, aber die erste Anerkennung seines Wesens hatte auf mich die größte Wirkung. Ich wußte vorher nicht, daß die Kunst nur aus Linien bestehe. Jetzt stand plötzlich alles, was ich sah, zwischen Linien, die ihren Umriß bestimmten. Ich hatte in meiner Vorstellung die Umrisse nie vom Gegenstande getrennt, jetzt rissen sie sich in meiner Einbildungskraft allgemein von ihm los und fielen in Ausmessungsformen, die jede Abweichung mir zwar haarscharf bestimmten; aber sowie ich im Anfange nur Gegenstände sah, sah ich jetzt nur Linien und glaubte,

diese müßten mit den Kindern unbedingt und bis ans Ende ihres ganzen Umfanges zur Vollendung geübt werden, ehe man ihnen wirkliche Gegenstände zur Nachahmung oder auch nur zur Einsicht vorlegen dürfe. Aber Pestalozzi dachte diese Zeichnungsregeln in Verbindung mit seinem ganzen Zwecke und in Verbindung mit der Natur, die keinen Teil der Kunst im menschlichen Geiste getrennt stehen läßt. Er hatte zur Absicht, den Kindern von der Wiege auf eine gedoppelte Reihe von Figuren vorzulegen, teils im Buche für die erste Kindheit, teils in Belegen für seine Ausmessungsformen. Er wollte mit dem ersten der Natur nachhelfen und Sprach- und Sachkenntnis durch gereihete Darstellungen von der Natur selbst bei den Kindern so früh als möglich entwickeln, und mit dem zweiten die Regeln der Kunst mit der Anschauung der Kunst vereinigen und das Bewußtsein der reinen Form und der Gegenstände, die darin paßten, durch ihre Nebeneinanderstellung im Geiste der Kinder gegenseitig unterstützen, und endlich der Kunstkraft einen allmählichen psychologischen Progressionsmarsch dadurch sichern, daß sie bei jeder Linie, die sie vollkommen zu zeichnen im stande sind, immediat auch Gegenstände der Anwendung finden, deren vollendet richtige Zeichnung wesentlich nichts Andres, als eine Wiederholung der Ausmessungsformen, die ihnen geläufig war, sein sollte."

„Ich fürchtete, die Kraft der Anschauung durch das Darlegen von Figuren zu schwächen, aber Pestalozzi wollte keine unnatürliche Kraft; er sagte einmal: Die Natur giebt dem Kinde keine Linien, sie giebt ihm nur Sachen, und die Linien müssen ihm nur darum gegeben werden, damit es die Sachen richtig anschaue; aber die Sachen müssen ihm nicht genommen werden, damit es die Linien allein sehe. Und ein andermal kam er über die Gefahr der Wegwerfung der Natur um der Linien willen so in Eifer, daß er gerade herausſagte: Bewahre mich Gott, um dieser Linien und um der ganzen Kunst willen den menschlichen Geist zu verschlingen und gegen die Anschauung der Natur zu verhärten, wie Götzenpriester ihn

mit abergläubischen Lehren verschlingen und gegen die Anschauung der Natur verhärten."

Es geht aus dem Angeführten zur Genüge hervor, daß Pestalozzi die Wichtigkeit des Zeichenunterrichtes für die Gesamtentwickelung der menschlichen Kräfte genau erkannt hat. Auf den von ihm entwickelten Ideen bauten zunächst Jos. Schmid und Joh. Ramsauer erfolgreich weiter.

Jener stellt in dem Werke: „Die Elemente des Zeichnens nach Pestalozzischen Grundsätzen" (1809) als Hauptübungen auf:

1. Zeichenübungen im Schaffen und Erfinden schöner Formen;
2. Zeichenübungen, die zur Bildung und Befestigung der Imagination führen;
3. reales und mathematisches Abzeichnen der Gegenstände der Natur;
4. perspektivische Entwickelung.

Ramsauer berücksichtigt in seiner „Zeichnungslehre" (1821) weniger das naturgemäße Verfahren Pestalozzis und gelangt erst sehr spät zum Körperzeichnen.

Eine weitere Ausbildung erfuhr das Pestalozzische Naturzeichnen durch den Maler und Zeichenlehrer Peter Schmid in Berlin, dessen Verfahren zwar theoretisch vollendet, aber praktisch für die Volksschulen ungeeignet war.

Enger an Pestalozzi sich anschließend als Peter Schmid, aber die Einseitigkeiten Ramsauers vermeidend, erscheint Friedrich Otto zu Mühlhausen in seiner „Pädagogischen Zeichenlehre" (1837). Otto betont die Wichtigkeit der Bildung der menschlichen Kunstkräfte (Auge, Hand, Geschmack, Phantasie) und die Verbindung des Zeichnens mit der Raumlehre. Indem er die beiden vorhandenen Extreme — das Zeichnen nach Vorlagen (Ramsauer) und dasjenige nach Modellen (P. Schmid) — erfolgreich zu vereinigen bestrebt war, führte er einen gewissen Abschluß in der mit Pestalozzi beginnenden Geschichte des Zeichenunterrichtes herbei. Die Darstellung der folgenden Periode, die sich mehr und mehr von Pestalozzis Anschauungen entfernt, liegt außerhalb des uns gesteckten Zieles.

Verweilen wir auch noch einen Augenblick bei den Bestrebungen Pestalozzis und seiner Jünger auf dem Gebiete des Gesangunterrichtes. Gesungen wurde in den Pestalozzischen Anstalten oft und gern, wie schon bei der Schilderung des Lebens in Burgdorf hervorgehoben wurde. Pestalozzis Ansichten über diese Disziplin sind in „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt" entwickelt. Er bezeichnet als erstes Elementarmittel des Unterrichts den Schall und leitet aus ihm als spezielles Unterrichtsmittel die Tonlehre ab, die er in die Lehre von den Sprach- und Gesangtönen teilt. Es heißt daselbst: „Ich sollte nur noch ein Wort von der Lehre der Gesangtöne reden, aber da der eigentliche Gesang nicht als Mittel von dunkelen Anschauungen zu deutlichen Begriffen zu gelangen, d. h. in dem Unterrichtsmittel, in welchem ich jetzt davon rede, kann angesehen werden, sondern vielmehr als eine Fertigkeit, die nach andern Gesichtspunkten und nach andern Zwecken muß entwickelt werden, so verschiebe ich ihre Behandlung zu den Gesichtspunkten, worin ich späterhin das Erziehungswesen ins Auge fasse und sage jetzt nur so viel, daß die Gesanglehre nach den allgemeinen Grundsätzen von dem Einfachsten anfangen, dieses vollenden und nur allmählich von einer Vollendung zum Anfange einer neuen Übung fortschreiten und niemals dahin lenken soll, durch ein ungegründetes Steifscheinen die Fundamente der Kraft wesentlich stille zu stellen und zu verwirren."

Dieselben Grundsätze, die Pestalozzi beim Messen und Rechnen feststellt, gelten auch bei „der Tonkunst und der mit ihr innig verbundenen Tanzkunst". So heißt es im „Schwanengesange": „Wer sich die Kraft des Messens und Rechnens elementarisch eingeübt, der hat einen Vorsprung in der deutlichen Erkenntnis aller Fundamente der Gesangslehre, die in der Vokal- und Instrumentalmusik allenthalben die nämlichen sind, und die auch die mühsamsten Einübungen der äußeren Fertigkeiten sowohl des Singens als des Spielens auf jedem Instrumente in einem hohen Grade erleichtern und durch die Deutlichkeit des Bewußtseins der Grundsätze des Unterrichtes

ſicher machen. Dieſe innere Erheiterung der Fundamente der Vokal- und Inſtrumentalmuſik mindert indeſſen das Bedürfnis der anſtrengungsvollen Übungen der äußeren Werkzeuge der Tonkunſt in Verbindung mit dem inneren Wachstum des geiſtigen Bewußtſeins und der geiſtigen Klarheit ihrer Fundamente gar nicht."

Die in dieſen Anſchauungen hervortretende allzuſtarke Betonung des rhythmiſchen Elementes vor dem melodiſchen und harmoniſchen findet ſich auch in der „Geſangbildungslehre" nach Peſtalozziſchen Grundſätzen von Johann Georg Nägeli (1758—1836), die trotz ihrer Mängel für die damalige Zeit epochemachend war. Einen Fortſchritt bekundet die „Anleitung zur Unterweiſung im Singen" von Natorp (1813), welcher die „Vorübungen" einführt. Maßgebend für die Zukunft dürften die Ausführungen Ernſt Hentſchels (1804—1875) in Dieſterwegs „Wegweiſer" ſein, der zunächſt eine Gehörs- und Notenſtufe und dann einen Elementar- und einen Liederkurſus unterſcheidet. „Der Liederkurſus geht durch die ganze Schulzeit und wird ſtets in innige Beziehung zu dem Leben des Kindes geſetzt. Neben geiſtlichen Geſängen wird auch das weltliche Lied gepflegt."

Endlich möge noch Peſtalozzis Bedeutung auf dem Gebiete des Turnunterrichts erwähnt werden. Geturnt wurde ſchon in Burgdorf, wie Ramsauer mehrfach berichtet. Die gymnaſtiſchen Übungen beſtanden anfänglich im Voltigieren und Ballſchlagen, ſowie im Schwimmen. In Yverdon kamen neue hinzu, wie das Springen, Laufen über Bretter und Gerüſte, ferner das Schlittſchuhlaufen und Reiten. Die Planloſigkeit, welche ſich in dieſen Übungen bemerklich machte, veranlaßte Peſtalozzi, auch dem Turnunterrichte eine „elementariſche Grundlage" zu geben. Dies geſchah in einem Aufſatze, welcher betitelt war: „Über Körperbildung; als Einleitung auf den Verſuch einer Elementargymnaſtik in einer Reihenfolge körperlicher Übungen" und in der wiederholt genannten „Wochenſchrift für Menſchenkunde von Peſtalozzi und ſeinen Freunden" erſchien. (Aarau,

1807.; Nach Peſtalozzi liegen der Anfangspunkt und die Elemente der Gymnaſtik im Körper des Kindes ſelbſt und ſind nichts Andres „als die Kraft der Gelenkbewegungen und das Vermögen, dieſelben willkürlich vorzunehmen“. „Das Weſen der Gymnaſtik beſteht in nichts Andrem, als in einer Reihenfolge reiner körperlicher Gelenkbewegungen, durch welche der Umfang alles deſſen von Stufe zu Stufe erſchöpft wird, was das Kind in Hinſicht auf die Art und Weiſe ſeiner Stellung und Bewegung des Körpers und ſeiner Artikulationen vornehmen kann“.

Die Gymnaſtik beginnt, wie Peſtalozzi weiter ausführt, ſchon in der erſten Jugend des Kindes; jede Mutter kennt und treibt ſie. Sie ſetzt allerdings Geſundheit und regelmäßige Organiſation voraus, befördert aber dann und erhält dieſelben. „Stärke, Gewandtheit, Ausdauer, Abhärtung und Mut ſind notwendige Folgen“. Der Turnunterricht hat Bedeutung in intellektueller, äſthetiſcher und ſittlicher Hinſicht. Denn er bewirkt Einſicht in bezug auf den Umfang der Körperkraft, befördert eine edle Körperhaltung und verſchafft die Herrſchaft über die Glieder.

Nach dieſen Geſichtspunkten giebt Peſtalozzi eine Überſicht der vorzunehmenden Übungen, ſowie mathematiſche und didaktiſche Winke. Beſonders wertvoll ſind ſeine Vorſchläge in betreff der Freiübungen, die vor ihm in gleicher Mannigfaltigkeit unbekannt waren; Peſtalozzi iſt der eigentliche Begründer der Freiübungen.

Eine bedeutende Erweiterung erfuhr der Turnunterricht in der Erziehungsanſtalt des Peſtalozzianers Plamann in Berlin, in welcher Fr. Ludw. Jahn (1778—1852) und Karl Friedr. Frieſen (1785—1814) die gymnaſtiſchen Übungen leiteten. Frieſen fand einen frühen Tod in Feindesland, aber Jahn war es vorbehalten, die Turnkunſt volkstümlich zu machen, ſo daß ſie, wenn auch erſt nach Jahrzehnten, doch endlich heimiſch im Vaterlande wurde.

Schluß.

Lassen wir noch einmal die Bedeutung Pestalozzis vor unser geistiges Auge treten. Er stellte die Naturgemäßheit als das höchste pädagogische Prinzip auf, er hob die Anschauung zum absoluten Fundament aller Erkenntnis, teilte nicht nur Kenntnisse mit, sondern entwickelte und stärkte die geistigen Kräfte des Kindes zur schönsten Harmonie, begründete die Familienerziehung und machte den Lehrer zum Erzieher. Dadurch, daß Pestalozzi den Bildungswert des gesamten Volksschulunterrichts überzeugend nachwies und somit die qualitative Basis alles Elementarunterrichtes schuf, ward er der Begründer, der Vater der heutigen Volksschule.

Mit Pestalozzi beginnt eine neue Kulturepoche, die an Großartigkeit alle vorhergehenden weit überragt. Blicken wir zurück auf den Anfang unseres nun zu Rüste gehenden Jahrhunderts. Die Volksschulen, sowie die Bildungsanstalten ihrer Lehrer standen durchschnittlich auf einer äußerst niedrigen Stufe; die Bestrebungen eines Comenius, Francke, Rousseau, v. Rochow, Salzmann, Basedow ꝛc. waren fast spurlos an ihnen vorübergegangen. Anstalten für vorschulpflichtige, verwahrloste, schwachsinnige und verwaiste Kinder fehlten entweder völlig, oder waren doch nur sehr spärlich und meist auch in kümmerlichem Zustande vorhanden. Auf all diesen Gebieten ward nun seit dem Auftreten Pestalozzis Wandel geschaffen. Zunächst nahmen die Volksschulen einen merklichen Aufschwung. Durch die Thätigkeit der unmittelbaren und mittelbaren Schüler

Peſtalozzis auf den Seminaren und unter den jüngeren, bereits im Amte befindlichen Lehrern entſtand eine neue Lehrerwelt, welche, befreit von den Feſſeln des geiſttötenden Abrichtens, bemüht war, die Peſtalozziſche Methode in ganz Deutſchland zu verbreiten. Nach dem Vorgange Preußens waren die Regierungen faſt aller Staaten Deutſchlands beſtrebt, die Zahl der Volksſchulen zu vermehren, neue Seminare zu errichten und das Einkommen der Lehrer zu erhöhen.

Die Bedeutung Peſtalozzis iſt jedoch mit ſeinen Verdienſten um die Volksſchule keineswegs erſchöpft. Wie Comenius, ſo ſtellte auch Peſtalozzi der Volksſchule die „Mutterſchule" voran. Dieſe Idee nahm der Peſtalozzianer Friedrich Fröbel (1782—1852) auf, bildete dieſelbe auf originelle Weiſe weiter und gelangte ſo zu den „Kindergärten". Peſtalozzi und Fröbel ſind beide der Meinung, daß die Natur oder der Inſtinkt der Mutter allerdings bedeutſame Winke erteile, daß aber auch zur genügenden Löſung der Aufgabe eine „bewußte Bildung" gehöre.

Was dem Meiſter mit dem „Buche der Mütter" nicht gelang, das erreichte der Schüler mit dem „Kindergarten", „in den jedes Mädchen nach vollendeten Schuljahren geführt werden ſoll, um ſich daſelbſt für die Beſtimmung des Weibes als Mutter vorzubereiten."

Der Geiſt der chriſtlichen Humanität, welcher Peſtalozzi erfüllte, offenbarte ſich in ſeiner Wirkſamkeit auf dem Neuhofe und in Stanz. Doch: „Ein großes Muſter weckt Nacheiferung". Man erkannte mehr und mehr, daß es nicht nur ein Gebot der Humanität ſei, ſondern auch im eigenſten Intereſſe des Staates liege, für die Erziehung verwaiſter, verwahrloſter und ſchwachſinniger Kinder Sorge zu tragen. So entſtanden nach dem „Muſter", das Peſtalozzi und v. Fellenberg aufgeſtellt, und dem Johannes Falk (1761—1826) und J. Heinrich Wichern (1808—1881) nacheiferten, Rettungshäuſer in den verſchiedenſten Teilen Deutſchlands. (Hamburg, Potsdam, Erfurt, Jena, Aſchersleben ꝛc.) Einige, wie z. B. die ſeit

1846 in Ricklingen bei Hannover bestehende Anstalt, deuten auch durch ihre Namen — Pestalozzistift, Pestalozzistiftung — auf ihren geistigen Urheber hin. Verfolgen die Rettungshäuser den Zweck, solche Kinder, deren Erziehung in ihren Familien gefährdet oder bereits vereitelt ist, durch besondere Fürsorge zu retten, so nehmen sich die seit 1846 auf Anregung Diesterwegs entstandenen Pestalozzistiftungen der unverdorbenen in äußerem Elende sich befindenden Kinder an, welche ohne diese Hülfe der Barmherzigkeit unzweifelhaft auch dem sittlichen Verderben anheim fallen würden. Dieselben sind teils für verlassene Lehrerkinder bestimmt (Pankow bei Berlin, Dresden), teils allgemeineren Charakters (Barmbeck bei Hamburg 2c.). Das Pestalozzistift zu Leipzig endlich, welches im Jahre 1853 errichtet wurde, ist eine evangelische Erziehungs- und Unterrichtsanstalt für solche 10—16jährige Knaben aus besseren Ständen, welche einer besonderen Leitung und Beaufsichtigung bedürfen. Vermehrt und verbessert wurden auch die Waisenhäuser, die sich gegenwärtig in fast allen größeren Städten vorfinden, sowie die Findelhäuser.

Eine besondere Gattung bilden die Kinderbewahranstalten oder Krippen, deren Grund von dem Pfarrer Oberlin im Steinthal (Elsaß) gelegt wurde (1780); ihre heutige Organisation erhielten sie jedoch erst von der Fürstin Pauline zu Lippe-Detmold (1802). Diese Anstalten nehmen durchweg Kinder im Alter von 3—7 Jahren täglich vom Morgen bis zum Abend in völlige Pflege. An der Aufsicht beteiligen sich Frauen, Lehrer und Geistliche.

Auch für solche Kinder, welche leiblich und geistig verstümmelt sind, ist die erbarmende Liebe im Sinne Pestalozzis thätig gewesen. Die wenigen und nur mangelhaft eingerichteten Anstalten für Blinde, Taubstumme und Idioten wurden erheblich vermehrt und den Anforderungen der Gegenwart entsprechend organisiert.

In neuester Zeit endlich ist Pestalozzis Idee, die Handarbeit organisch mit dem Schulunterrichte zu verbinden, haupt-

sächlich durch die Bemühungen des ehemaligen dänischen Rittmeisters Clarion-Raas [115] wieder in den Vordergrund getreten. Der jetzt in den meisten Städten Deutschlands, Schwedens und Dänemarks in den sogenannten „Knabenhorten" betriebene „Handfertigkeitsunterricht" will die in der Handarbeit liegenden erziehlichen Momente durch eine möglichst enge Verbindung der Arbeitsschule mit der Lernschule für die Erziehung der männlichen Jugend wirksam machen. Er will darthun, wie das Kind recht spielen soll, will allen einen praktischen Blick und Griff für das Leben geben und will schließlich die Achtung gegenüber dem Handwerke und dem geschickten Handwerker heben. Solche dem Kindesalter entsprechende Arbeiten sind: Gerberarbeit, Tischlerei, Buchbinder- und Pappearbeit ꝛc. Ein abschließendes Urteil über die Knabenhorte kann zur Zeit noch nicht gefällt werden.

Doch eilen wir nun dem Ende zu. Zählt man zu den „führenden Geistern" diejenigen Männer, „welche durch ihr Sein und Wirken von Ausschlag gebendem Einflusse auf die Gestaltung des Geisteslebens oder der gesamten Kultur gewesen sind", so gehört auch Pestalozzi zu ihnen. Die deutsche Lehrerwelt aber wird noch in den fernsten Zeiten Pestalozzi an die Spitze der „führenden Geister" stellen; sie weiß sich eins in dem Gedanken:

Pestalozzi für immer!

Anmerkungen.

[1] Johann Jakob Bodmer (1698—1783, und Johann Jakob Breitinger (1701—1776) sind hauptsächlich bekannt durch ihren kritischen Kampf mit Johann Christoph Gottsched (1700—1766).

[2] Klopstock und Wieland hatten längere Zeit ihren Wohnsitz in Zürich.

[3—4] Rousseaus „Emil" erschien im Jahre 1762, der „Gesellschaftsvertrag" (Contrat social) 1760.

[5] Die Stadt Genf ließ am 16. Juni 1762 Rousseaus „Emil" öffentlich verbrennen.

[6] Der Professor H. Chr. Müller (Myller), von 1767—1788 Lehrer am Joachimsthalschen Gymnasium in Berlin, gab im Jahre 1782 eine Sammlung deutscher Gedichte aus dem XII., XVIII. und XIV. Jahrhundert heraus und widmete dieselbe dem Könige Friedrich II. von Preußen.

[7] Pestalozzi verurteilte in späterer Zeit dieses Treiben vollständig und sah in den „unnatürlichen Anmaßungen" und der Verkennung seiner selbst die Quelle all' seines späteren Unglücks. (Vergl. Schwanengesang".)

[8] Schmid, Dr. K. A. Encyklopädie des gesamten Erziehungs- und Unterrichtswesens. Bd. V. S. 862.

[9—11] „Schwanengesang".

[12] Krapp oder Färberröte (Rubia tinctorum, L. IV 1).

[13] Juchart, Jochacker, Jauchart = 36 Ar.

[14] Der Brief, welcher zuerst von Dr. Niederer nach Pestalozzis Tode in Rossels „Monatsschrift für Erziehung" (Bd. XII, S. 162), die in den Jahren 1824—1833 erschien, veröffentlicht wurde, befindet sich auch in Dr. H. J. Blochmanns Jubiläumsschrift: Heinrich Pestalozzi. Dresden, 1846. — Das Original ist verloren gegangen.

[15] Jakob Pestalozzi entsprach in keiner Weise den Erwartungen seiner Eltern. Er trat 1783 in das Pfeffelsche Institut zu Kolmar ein, erlernte später die Handlung in dem Geschäftshause von F. Battier in Basel und kehrte im Jahre 1790 wieder nach Neuhof zurück. Er verheiratete sich

bereits im folgenden Jahre mit Magdalena Fröhlich aus Brugg und starb 1801 nach langer Krankheit im Alter von 30 Jahren. Von seinen vier Kindern starben drei in frühester Jugend; von dem vierten, Gottlieb Pestalozzi (1797—1863), wird noch im Verlaufe der Darstellung die Rede sein. Dessen Sohn, Oberst und Professor Heinrich Karl Pestalozzi starb in Zürich vor wenigen Jahren. Pestalozzis Schwiegertochter heiratete später einen Herrn Kuster und blieb noch lange Jahre bei ihm.

[16] „Schweizer Blatt" (1782), Bd. II. S. 98.

[17] Nach Fr. Mann, „Pestalozzis Leben und Wirken". Langensalza, H. Beyer, 1872.

[18] Die in den „Ephemeriden" veröffentlichten Briefe Pestalozzis nehmen Bezug auf die in derselben Zeitschrift (Jahrgang 1776/77) kundgegebenen Ansichten des Landvogts N. C. Tscharner, eines Freundes von Iselin, über Armenanstalten auf dem Lande.

[19] Das Büchlein ist nicht erschienen.

[20] Vergl. Anmerkung 17.

[21] Ein zweiter, veränderter Abdruck der „Abendstunde" erschien 1807 in der „Wochenschrift für Menschenbildung"; die Cottasche Gesamtausgabe der Werke Pestalozzis enthält merkwürdigerweise diese Schrift nicht. Erst durch K. v. Raumer wurde die Bedeutung derselben treffend nachgewiesen. (Geschichte der Pädagogik, Teil II.)

[22] Die letzten der aus der „Abendstunde" angeführten Sätze, welche sich auf Goethe beziehen, atmen den Schmerz des zur Unthätigkeit verurteilten Pestalozzi aus. Aber nicht an Goethe allein, vielmehr an alle Mächtigen und Reichen wendet er sich, um ihnen den Weg zu zeigen, das Los der Armen zu verbessern.

[23] Marmontel, Jean Fr. (1723—1799) schrieb noch Éléments de littérature, Poétique française ꝛc.

[24] Man denkt unwillkürlich an die Antwort, welche Rousseau einem Genfer Bürger gab, der ihm seinen à la Émile erzogenen Sohn vorstellte: Tant pis pour votre fils et pour vous! (Bungener, Voltaire, T. II. S. 174.)

[25] Mörikofer, J. C. Die schweizerische Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts. Leipzig, 1861.

[26] Es erscheint die Annahme kaum gewagt, daß diese Abhandlung Schillers „Kindermörderin" hervorrief.

[27] Der Lieutenant heißt in der ersten Ausgabe Glüphi.

[28] Pestalozzi nahm im Laufe der Zeit mehrfach Änderungen in „Lienhard und Gertrud" vor, besonders bei der Herstellung der erwähnten Gesamtausgabe. Er beabsichtigte, wie Krüsi mitteilt, „den ganzen Schatz seiner Lebenserfahrungen und das Resultat seiner in einer mehr als vierzigjährigen thaten- und schicksalsreichen Laufbahn gewonnenen Ansichten

über Menschenbildung und Volkswohl" in dieser neuen Ausgabe niederzulegen. Zu diesem Zwecke gedachte er, das Werk um zwei Bände zu vermehren. Der bereits vollendete fünfte Band ist verloren gegangen, der sechste jedoch höchst wahrscheinlich gar nicht in Angriff genommen worden; so ist demnach das Werk in seiner letzten Ausgabe ein Bruchstück. L. W. Seyffarth, welcher im Jahre 1869 auf Ersuchen des Verlagsbuchhändlers A. Müller in Brandenberg a. H. eine Gesamtausgabe der Werke Pestalozzis besorgte, hat „Lienhard und Gertrud" nach der ersten Ausgabe vervollständigt.

[29] „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt". Werke, Bd. V. S. 8—9.

[30] Herder, J. G. Werke zur Philosophie und Geschichte. Bd. VI, S. 387.

[31] Vergl. Anmerkung 29.

[32] Pestalozzi stand mit v. Zinzendorf seit dem Jahre 1783 in Briefwechsel. Professor Dr. O. Hunziker hat denselben im „Pädagogium" des Dr. Dittes (Jahrgang 1880) veröffentlicht.

[33] Gesammelte Werke der Brüder Christian und Leopold Grafen zu Stolberg. Bd. VI. S. 121—122.

[34] Wie Gertrud ihre Kinder lehrt". Werke, Bd. V. S. 11.

[35—38] Pestalozzis Brief an einen Freund über seinen Aufenthalt in Stanz.

[39] Zschocke, Heinrich: „Selbstschau". Teil I. S. 107.

[40] „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt".

[41] Pestalozzis Thätigkeit in Stanz ist auch in späterer Zeit noch angegriffen worden, so von dem Vikar Gut, welcher behauptete, Pestalozzi habe sich selbst vorzüglich, die Kinder dagegen schlecht genährt, er habe sie Sträflingskleider tragen und Tierstimmen nachahmen, er habe Möbeln aus Stanz nach seinem Institut in Burgdorf schaffen lassen ꝛc. Hierzu bemerkt Roger de Guimps, ein ehemaliger Schüler Pestalozzis, daß der Vikar Gut fünf Jahre alt gewesen sei, als der von ihm Beschuldigte Stanz verlassen, daß mithin seine Anklagen nur eine Wiederholung dessen bilden, was man in Stanz erzähle. R. de Guimps hat überdies selbst an Ort und Stelle und zu einer Zeit, da noch Leute lebten, welche Pestalozzi beobachtet hatten, Erkundigungen eingezogen. Positive Thatsachen wußte niemand anzuführen; nur ging das völlig haltlose Gerede, Pestalozzi sei nach Stanz gesandt worden, um daselbst die katholische Religion auszurotten! In Anbetracht der Verschiedenheit des religiösen Bekenntnisses war es eine Wohlthat für Pestalozzi, daß ihm nach seiner Wiederherstellung Stanz verschlossen blieb.

Besonders in dem letzten Jahrzehnt hat sich das Bestreben geltend gemacht, charakteristische Begebenheiten aus dem Leben hervorragender Persönlichkeiten in volkstümlicher Weise dramatisch zu gestalten, und da mußte

denn das Auge der Dichter auch auf Peſtalozzi fallen. Fedor Sommer hat es in jüngſter Zeit unternommen, den Aufenthalt des Meiſters in Stanz zu einem „Charakterbild“ zu geſtalten, das geeignet iſt, weitere Kreiſe der deutſchen Bevölkerung für den unſterblichen Menſchenbildner zu begeiſtern und beſonders bei den Lehrern ein tieferes Verſtändnis für Peſtalozzi und ſein Werk zu erwecken.

[42—44] „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt“.

[45] Blochmann, a. a. O. S. 56.

[46] Morf, H.: „Zur Biographie Peſtalozzis“.

Dies Werk des Seminardirektors und Waiſenvaters a. D. Dr. H. Morf iſt die umfangreichſte aller Arbeiten über Peſtalozzi. Der erſte Band umfaßt Peſtalozzis Wirkſamkeit bis zur Mitte ſeines Burgdorfer Aufenthaltes. Der zweite Band führt Peſtalozzi und ſeine Anſtalt in der zweiten Hälfte der Burgdorfer Zeit vor. Der dritte Band geleitet Peſtalozzi von Burgdorf über Münchenbuchſee nach Yverdon, und der vierte Band ſchildert endlich die Blüte und den Verfall des Inſtitutes, ſowie die letzten Tage des Meiſters.

[47] Seyffarth, L. W. J. H. Peſtalozzi. S. 130—131.

[48] Herbart, J. Fr. Werke, Bd. XI.

[49] Krüſi, H. „Erinnerungen aus meinem pädagogiſchen Leben und Wirken“. S. 10—11.

[50] „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt“. Brief III.

[51] Blochmann, a. a. O. S. 80—81.

[52] Ramsauer, J. „Kurze Skizze meines pädagogiſchen Lebens“. 2. Auflage. Oldenburg, 1880. S. 10—12.

[53] Soyaux, A. „Über Peſtalozzis Lehrart und Anſtalt“. Leipzig, 1803.

[54] Die Mediations-(Vermittelungs-)Akte ſtellte die alte Kantonalunabhängigkeit wieder her, doch ſo, daß das Land als Geſamtſtaat durch einen Landammann und eine Tagſatzung repräſentiert wurde.

[55] „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt“ ward am 1. Januar 1801 begonnen und im Oktober desſelben Jahres veröffentlicht.

[56] Die äußere Einteilung in 15 Briefe giebt das Original nicht.

[57—59] Peſtalozzis „Sämtliche Werke“. Bd. V. S. 203—205; S. 104 bis 106; S. 107—111.

[60—67] Ebendaſelbſt. S. 194—222: S. 119—120; S. 120—124; S. 130—131; S. 152—153; S. 157—183; S. 184—195.

[68] Comenius' „Schola materni gremii“ (Schule des Mutterſchoßes), ſchon ſeit dem Jahre 1633 ins Deutſche überſetzt, war Peſtalozzi unbekannt.

[69] Nach Dr. K. Schmidt, Geſchichte der Pädagogik. Bd. IV.

[70] v. Türk: Briefe aus Münchenbuchſee. Bd. I.

[71] Yverdon (Yverdun, Iferten) iſt das alte Eburodunum der Helvetier in Gallica Belgica.

[72] Fichte, J. G.: „Reden an die deutsche Nation". (Aus Rede I. und IX.)

[73] Welche Sorgfalt die preußische Regierung bei der Auswahl der für das Studium der Pestalozzischen Methode geeigneten jungen Lehrer bezeigte, ergiebt sich aus einem Schreiben W. v. Humboldts, welcher in den Jahren 1808—1810 mit der Direktion der Angelegenheiten des öffentlichen Unterrichts betraut war:

„Ew. Wohlgeboren übersendet die Sektion des öffentlichen Unterrichts in beiliegender Anweisung den Betrag der halbjährigen Unterhaltungskosten für den auf vorzügliche Empfehlung eines ihr bewährten Mannes unter die königlichen Eleven aufgenommenen seitherigen Privatlehrer Dreist, welcher nebst zwei seiner Aufsicht anvertrauten Knaben aus Schmiedeberg in Schlesien in kurzem bei Ihnen eintreffen wird und den sie Ihrer liebevollen Leitung auf dem Wege pädagogischer Ausbildung vertrauensvoll übergiebt. Ein anderer junger Mann, ein National-Litthauer, namens Heinrich Marvil, wird ebenfalls seine Reise nach Yverdon bald antreten. Dieser ist eines Bauern Sohn, der nur gerade die nötige Fertigkeit im Gebrauch der deutschen Sprache erlangt hat, um ihrer als Unterrichts-Mittels und -Gegenstandes fähig zu sein, übrigens an Geist und Herz weder gebildet, noch verbildet, sondern ein reiner gutmütiger Sohn der Natur ist."

„Von der Ankunft von vier Eleven Kawerau, Preuß, Henning und Kzionsieck hat die Sektion Nachricht erhalten. Sie wünscht nun recht sehr, Ihr auf Beobachtungen, welche die Methode selbst schon und das dortige offene und vertrauliche Leben erleichtert, gegründetes Urteil über eines jeden Art und Eigentümlichkeit in Beziehung auf die Methode und den Zweck seines Dortseins zu vernehmen."

„Ohne diesem vorzugreifen, hält sie selbst der Kzionsieck für das reinste Gefäß, Ihre Liebe und Kraft und den Geist Ihrer Methode aufzunehmen. Er hat wahren innern Beruf zu einem Apostel der Armen. Aber des Meisters Scharfblick wird auch den guten Keim, der in jedem der übrigen liegt, zu entdecken und seine Geschicklichkeit zu entwickeln, Kaweraus mit großer Charakterstärke und rüstiger Denkkraft verbundene Härte und Trockenheit zu mildern, Preuß'ens mit Sinnigkeit vergesellschaftete Weichheit zu stärken wissen. Den Henning muß die Sektion erst durch Sie kennen lernen. Sie ersucht Sie aber, alle die jungen, Ihrer Obhut empfohlenen Leute der fortdauernden herzlichen Teilnahme derselben an jedem von ihnen zu versichern und sieht mit Verlangen nähern Nachrichten entgegen, sowie der Anzeige, daß auch der Lehrer Marvil angekommen sei.

Königsberg, den 15. August 1809.

Sektion im Ministerio des Innern für den
öffentlichen Unterricht. Humboldt.

An den Herrn Heinrich Peſtalozzi.

Wohlgeboren zu Yverdon im ſchweizeriſchen Kanton Waadt!

(Nach L. W. Seyffarth: „Peſtalozzi in Preußen“.)

Charakteriſtiſch iſt auch die vom Staatsrat Sievers abgefaßte „Inſtruction“, welche den genannten vier Zöglingen mit auf den Weg gegeben wurde. Sie lautet nach Seyffarth folgendermaßen:

„Nicht eben das Mechaniſche der Methode ſollen Sie dort erlernen; das können Sie auch anderswo und lohnte der Koſten fürwahr nicht. Auch das ſoll nicht Ihr Höchſtes ſein, die äußere Schale derſelben durchbrochen zu haben und in ihren Geiſt und innerſten Kern gedrungen zu ſein bloß der Geſchicklichkeit zum Unterricht halber. Nein, erwärmen ſollen Sie ſich an dem heiligen Feuer, das in dem Buſen glüht des Mannes der Kraft und der Liebe, deſſen erreichtes Werk noch immer unter dem geblieben iſt, was er urſprünglich wollte, was, nach allem zu urteilen, die eigentliche Idee ſeines Lebens war und wovon die Methode nur als ſchwacher Ausfluß, nur als Niederſchlag erſcheint. Unbefangen hingeben ſollen Sie ſich dem freien pädagogiſchen Leben und Wirken, das dort herrſcht, wie nirgendwo, das täglich neue intereſſante Erſcheinungen treibt, täglich zu den bedeutendſten Verſuchen Gelegenheit giebt; einwirken laſſen ſollen Sie auf ſich die kräftige herrliche Natur in der ſchönen Zeit, da Sie für ihre Eindrücke noch am empfindlichſten ſind. Und dieſe Zuſammenwirkung mit der Natur und der im heiligen Kreiſe geſchloſſenen, erwachſenen und jugendlichen Menſchenwelt des Inſtituts ſoll in Ihnen entzünden jeden Funken des Geiſtes und Gemüts, der noch ſchlummert und Sie umſpielen, bis ſie Ihr Innerſtes trifft, und Sie ſich finden und erkennen: Der Menſch ſei nur eine einfache Kraft, die auf die mannigfaltigſte Weiſe im Individuum ſich geſtaltet und mit dem Sinne für jede eigentümliche Geſtaltung die Liebe zu ihr Ihnen aufgeht und der Trieb, ſich ihr anzuſchließen und in ihrer Entwickelung ſie zu leiten, bis auch ſie nicht durch Zufall, ſondern durch beſonnene Wartung befreit, dahin kommt, ſich ſelbſt zu finden und zu erkennen und, nur ihr eigener Vormund, ſich vollends bis ins Unendliche ſelbſt zu bilden und nie wieder ſich zu verlieren. Iſt dieſe pädagogiſche Weihe über Sie gekommen, ſo wird auch der Unterricht als bloßer Unterricht für Sie verſchwinden; Sie werden ihn ſehen in dem innern Zuſammenhange ſeiner notwendigen Teile, in der Wechſelbeziehung des einen auf den andern und wieder in der Wirkung jedes Einzelnen auf die Geſamtkraft, die da Menſch heißt und eine Ausſtrahlung der Urkraft der Welt, der Gottheit iſt. Vollendet werden Sie ſein, wenn es Ihnen klar iſt, daß und wie die Erziehung eine Kunſt und zwar die höchſte und heiligſte ſei, und wie ſie zuſammenhange mit der großen Erziehungskunſt der Völker, ja eins mit ihr ſei.

Das höhere Streben unserer Zeit legt gegen alle Werke mechanischer Künstelei eine Mine an, der sie gewiß einmal werden fallen müssen. — Halten Sie sich ferner an den einfachen Pfad der Wahrheit und der Natur und ihrer Beobachtung in sich und anderer mit kindlichem, hingebendem, wie aufnehmendem Sinne. „Ehe ihr nicht werdet, wie die Kindlein", könnte man unsern eklektischen Pädagogen zurufen, wird das göttliche Reich der Kinderwelt euch nicht aufgehen; es wird euch unbekanntes Nebelland bleiben und euer Thun nicht hineindringen". Aus der Zerstreuung in dem Mannichfaltigen zu dem Einfachen, aus dem Verlorensein an das Fremde zu sich selbst muß der gekommen sein, der die Menschheit verstehen und sie bilden will! — Vergessen Sie nicht, daß gerade das Elementarische in allen Wissenschaften nicht das leichteste ist; daß die tiefsten Kenntnisse der Sache zu einer gründlichen Bearbeitung derselben für die Schule erforderlich sind. Unsere gewöhnlichen Elementarbücher in allen Fächern sind eben darum keine Elementarbücher, weil sie aus der oberflächlichsten Kenntnis geschöpft sind und meinen, die Wissenschaften populär und leicht zu behandeln, sei eines der ersten Requisite für sie. Das hingegen ist mit das Charakteristische der Pestalozzischen Methode, daß sie ebenso fruchtbar für die wissenschaftliche und industrieöse, als gedeihlich für die humane Bildung ist, und diesen Charakter muß jeder Leitfaden für einen der in ihrem Cyklus liegenden Unterrichtszweige an sich tragen, so daß er die Prüfung so gut des Mannes vom Fach, als des gründlichsten Pädagogen aushält."

(Nach L. W. Seyffahrt: „Pestalozzi in Preußen". S. 40—41.)

[74] Blochmann, a. a. O. S. 119.

[75] Ramsauer, a. a. O. S. 34—36.

[76] Schmids Encyklopädie. Bd. V. S. 871.

[77—78] Ramsauer, a. a. O. S. 41—45.

[79] Über den Besuch, welchen der Engländer Andreas Bell (1753—1832) im Jahre 1815 Pestalozzi abstattete, möge noch folgendes erwähnt werden. Bell, der sich durch Einführung des sogenannten Monitorensystems, welches jedoch schon von Comenius vorgeschlagen worden und von Pestalozzi in Stanz in Anwendung gebracht war, in den weitesten Kreisen einen Namen gemacht hatte, suchte in dem berühmten Institute seines Rivalen einen vorgeschrittenen Schüler, um seine „Erfindung" zu demonstrieren. Er verstand weder deutsch, noch französisch, fand aber in dem Sachsen Heinrich Ackermann, welcher bereits in England gewesen war und Bells System kennen gelernt hatte, einen geeigneten Dolmetscher. Nachdem Bell in verschiedenen Klassen dem Unterrichte beigewohnt hatte, veranschaulichte er seine Methode; hieran schloß sich eine Konferenz, in welcher beide Meister ihr System verteidigten. Als Bell Yverdon verließ, um die Schulen des Paters Girard in Freiburg in Augenschein zu

nehmen, sagte er beim Abschied zu Ackermann: In zwölf Jahren wird der gegenseitige Unterricht in der ganzen Welt adoptiert sein, und man wird nicht mehr von der Methode Pestalozzis reden! (Vergl. Roger de Guimps, Histoire de Pestalozzi, S. 387—388.)

[80] Biber, Ed.: Beitrag zur Biographie H. Pestalozzis. S. 73.

[81] Schmids Encyklopädie, Bd. V. S. 876.

[82] Nach einem halben Jahrhundert ward den Gebeinen der Frau Pestalozzi eine neue Ruhestätte auf dem Kirchhofe in Yverdon gegeben. Dieselbe befindet sich linker Hand am Eingange und war, als im Sommer des Jahres 1881 der Verfasser in Yverdon weilte, vorzüglich erhalten. Das auf dem Grabe errichtete Denkmal trägt folgende Inschrift:

Digne épouse de
PESTALOZZI
L'ami des pauvres
Le bienfaiteur du peuple
Le réformateur de l'éducation,
Associée sans réserve pendant quarante-six ans
à son œuvre de dévouement, elle a laissé après elle une mémoire bénie et vénérée. Ses restes mortels, inhumés au pré du château, ont été réligieusement transportés ici, au champ du repos, par les soins de la municipalité, le 11. août 1866.

[83] Pestalozzis „Lebensschicksale".

[84—85] Ramsauer, a. a. O. S. 21—25.

[86] Der Bericht befindet sich im 11. Bande der Gesamtausgabe.

[87—88] Blochmann, a. a. O. S. 93—94. S. 129.

[89] Lange, Erinnerungen aus meinem Schulleben.

[90] Ein bleibendes Denkmal ist Pestalozzi 1875 in seiner Vaterstadt errichtet worden: Das sogenannte Pestalozzianum. Den Antrieb zur Gründung desselben hatte man auf der Wiener Weltausstellung empfangen, woraus sich auch der ursprüngliche Name „Schweizerische permanente Schulausstellung" erklärt; derselbe erwies sich jedoch je länger, je mehr als unpassend und wurde im Jahre 1891 abgeändert.

Nach den Statuten ist der Zweck der Stiftung: „Die Entwickelung des schweizerischen Schulwesens, insbesondere des Volksschulwesens, fördern zu helfen und zwar dadurch, daß sie Behörden, Lehrern und dem Publikum überhaupt die Kenntnis des gegenwärtigen Zustandes unserer Schule und ihrer Geschichte erleichtert, eine Vergleichung desselben in den verschiedenen Kantonen und mit dem Auslande ermöglicht und von den Fortschritten Kenntnis giebt, die auf diesem Gebiete gemacht werden."

Dem angegebenen Zwecke sollen zunächst dienen: 1) öffentliche Sammlungen, die umfassen: a) die gegenwärtige Ausrüstung der schweizerischen Schulen an allgemeinen und individuellen Lehrmitteln, Schulutensilien

und Einrichtungen; b) eine permanente Ausstellung neuer Lehr- und Hülfsmittel, die sich zur Einführung in die schweizerischen Schulen und Verwertung beim Unterricht eignen, ohne Rücksicht auf inländischen oder ausländischen Ursprung; 2) eine allgemein-wissenschaftliche und eine Lehrerbibliothek; 3) eine Lehrbücherſammlung; 4) ein Lesezimmer; 5) ein Archiv für schulgeschichtliches Material, sowie für Akten der Schulgesetzgebung, -Verwaltung und Statistik. —

Von den Sammlungen ist besonders zu erwähnen die verhältnismäßig am reichsten ausgestattete Abteilung für gewerbliches Bildungswesen; sie umfaßt hauptsächlich Vorlagewerke und Modelle der verschiedensten Art für den Zeichenunterricht und eine kleine Bibliothek „theoretischer" Lehrmittel. Als das „Kleinod in den Mitten", auch als „das frisch pulsierende Herz des Pestalozzianums" gilt das „Pestalozzi-Stübchen". Dessen Bedeutung und allgemeine Aufgabe erhellt aus seinem Namen. Als Einzelaufgaben, welche die Verwaltung des „Pestalozzi-Stübchens" in den nächsten Jahren zu lösen hat, sind folgende gestellt: a) den reichen Schatz von Materialien, den Morf's ausführliches Werk zur Biographie Pestalozzis in sich faßt, durch ein übersichtliches Register weiteren Kreisen zu erschließen, b) bestimmte Partieen aus Pestalozzis Lebensgeschichte, die noch von völligem Dunkel bedeckt sind, aufzuhellen, c) den Niedererschen Nachlaß an Pestalozzi-Manuskripten, der sich im Besitze der Zürcher Stadtbibliothek befindet, zu sichten und zu registrieren.

Ferner ist beabsichtigt, ein umfassendes Verzeichnis der Pestalozzi-Litteratur anzustreben, ein Ziel, welches man auch zur Zeit in Deutschland, England und Frankreich verfolgt, und eine systematische Kollektion von Kopieen der über Pestalozzi in den pädagogischen und politischen Zeitschriften seiner Zeit veröffentlichten kritischen und rezensierenden Aufsätze anzulegen. Dem wissenschaftlichen Bureau liegt die Besorgung des Archivs und der Bibliotheken ſob. Weiterhin erteilt es mündliche und schriftliche Auskunft über die Schulverhältnisse des In- und Auslandes.

Daneben ist es litterarisch thätig; so liefert das Bureau regelmäßig Beiträge zu dem gegenwärtig von A. Richter herausgegebenen „Pädagogischen Jahresbericht" und zur „Allgemeinen deutschen Biographie", und wiederholt schon hat es größere Arbeiten im Auftrage der eidgenössischen Behörden und der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft ausgeführt. Überdies verwaltet das Bureau zwei Archive; das Organ derselben, aber nicht Eigentum des Pestalozzianums, ist seit 1891 die „Schweizerische Lehrerzeitung"; das Pestalozzi-Stübchen jedoch besitzt ein eigenes Organ: die „Pestalozziblätter", welche vierteljährlich als Beilage der „Schweiz. pädagogischen Zeitschrift erscheinen, aber auch für sich bezogen werden können. —

(Vergl. Hannoversche Schulzeitung, XXIX. Jahrg. Nr. 50.)

[91—92] Mörikofer, a. a. O. S. 4.

[93] Nach K. v. Raumers Geschichte der Pädagogik und L. W. Seyffarth.

[94] Diese Ausgabe ward von Fr. Mann besorgt.

[95] Zu den besten Bildern Pestalozzis zählt das der Schrift Blochmanns beigegebene Portrait unsers Meisters. Dasselbe ist von dem verstorbenen Direktor der Leipziger Kunstakademie, Professor Schnorr von Karolsfeld, nach einem Ölgemälde gezeichnet, welches sich im Besitze des Geheimen Justizrats und Bürgermeisters Dr. Groß in Leipzig befand; die Lithographie besorgte Karst in Dresden

[96] Vergl. Blochmann, a. a. O. S. 70—84.

[97] Mörikofer, a. a. O. S. 451—452.

[98] Hierzu bemerkt K. F. C. Burkhart, weiland Pfarrer in Zipsendorf bei Zeitz, der im Jahre 1810, sowie 1812—1813 bei Pestalozzi war, in seiner Schrift: „War Heinrich Pestalozzi ein Ungläubiger?“ folgendes: „Ramsauer behauptet, daß sich Pestalozzi gerühmt, in 30—40 Jahren kein Buch gelesen zu haben. Es sei mir erlaubt, an dieser Äußerung in dieser Allgemeinheit zu zweifeln. Zeitungen las er sehr begierig und genehmigte, daß unter seinen Lehrern eine litterarische Gesellschaft war. Konnte er zum Lesen wenig kommen, so teilten ihm seine Freunde treulich die Früchte ihrer Lektüre mit. Ehe er ins praktische Leben trat, hatte er sich durch fleißige Studien gebildet. Allein das Eigentümliche seines praktischen Lebens ließ ihn nicht mit der Litteratur befreundet bleiben. Nie habe ich ihn mit seiner Unbekanntschaft prahlen hören, so wenig als Lesen nützlicher Bücher verbieten. Wohl aber drang er auf Selbstdenken und Selbstfinden.“ (S. 9.)

[99] Mörikofer, a. a. O. S. 428—29.

[100] v. Raumer, a. a. O. S. 387.

[101] Die bereits erwähnte Schrift des Pfarrers Burkhart verdankt ihre Entstehung der Selbstbiographie Ramsauers. Der Verfasser hatte sich die Aufgabe gestellt, die Anschuldigungen Ramsauers gründlich zu widerlegen, oder doch auf das richtige Maß zurückzuführen. Dies ist ihm auch in der Hauptsache gelungen. Wir können es uns nicht versagen, am Schlusse der Charakteristik Pestalozzis noch einen Abschnitt aus der äußerst selten gewordenen Schrift anzuführen und zwar denjenigen, welcher von der christlichen Zucht und dem religiösen Geiste in Pestalozzis Anstalten handelt.

„In den 16 Monaten, da ich in Yverdon war, ist mir von Kabalen und dergleichen nichts bekannt geworden. Im Jahre 1812 und 1813, wo die preußischen Zöglinge weggerufen waren, fühlte man die Lücke sehr, und die Lehrerversammlungen waren oft stürmischer. Dennoch habe ich keine Anstalt kennen lernen, wo der Sinn des Friedens, der Liebe, des Weiterstrebens so geherrscht hätte, als in der Blütezeit zu Yverdon. Ein innig festes Band umschlang die Glieder der Anstalt. Woher kam

es doch, daß auch die von der größten Ferne her Kommenden so gerne hier blieben? Woher kam es, daß Schweizer und Deutsche, die daheim leicht doppeltes Honorar und die halbe Anstrengung hatten, nicht weggingen und namentlich im Sommer 1810 bei einem dem Hause drohenden Sturme, als Pestalozzi ihnen erklärt hatte, daß seine Finanzen zerrüttet wären, in einer Versammlung laut erklärten: „„Wir bleiben, wenn wir auch nur Kartoffeln zu essen haben!"? — Woher kam es, daß viele derer, welche ihren Beruf in ihr Vaterland von Pestalozzi wegzog, mit banger Wehmut und Sehnsucht an Pestalozzi und seinen Kreis gedachten? Schrieb doch selbst Herr von Wangenheim, damals Staatsrat in Stuttgart, im Jahre 1812 folgendes nach Yverdon:

Kennst du den Mann? (Sein Herz für Brüder glüht!)
Teilst du mit ihm der Menschheit Wohl und Schmerz?
Hob dich sein Geist zu höherem Schwung empor?
Lauscht seinem Wort das wonnetrunk'ne Ohr?
Kennst du ihn wohl?
Dahin! Dahin!

Zu ihm, dem Edlen, wird dich Sehnsucht ziehn!
Kennst du den Bund, den heil'ge Freundschaft schließt,
Wo Geist und Herz in Liebe überfließt,
Der Männer Bund, dem Guten nur geweiht,
Für andrer Wohl zu Opfern stets bereit?
Kennst du ihn wohl?
Dahin! Dahin!

In euern Kreis, ihr Freunde, möcht' ich ziehn!

Und mancher, dem in dem langen Interwalle bis jetzt der Kampf des Lebens die Haare gebleicht und geraubt hat, erhebt sich bei derartiger Erinnerung zur Jünglingsbegeisterung, segnet noch jetzt die Jahre seines Aufenthaltes dort als bildend und stärkend zu allem Guten und leitet aus jener Zeit her so vieles, was er als Mann Besseres versucht oder vollbracht hat. Wohl nur wenigen erscheint jenes schöne Leben als ein nichtiges Traumbild oder als eine Sünde. — Woher diese Liebe und Treue gegen ein so ernstes Haus, diese Anhänglichkeit an einen so strengen Vater? Nicht sinnliche Zauber waren es, durch die er fesselte; es war der christliche Sinn in seiner Liebe, Demut und Hingebung an die Seinen.

Liebe weihte er allen, die sich ihm näherten; Wahrheit nahm er an, woher sie ihm auch erschallte. Einst wagte ein junger Lehrer, dem an einem Fastensonntage die Leitung der Gottesverehrung im Betsaale aufgetragen war, über Joh. 13, 1—15 sprechend, an dem Verhalten Christi und seiner Jünger die Pflichten der Lehrer und Schüler darzustellen und hiebei auf die Ruhe des Herrn hinweisend, mit welcher er die Wahrheit und ihr Schicksal vertrauend in die Fluren der Zeit legte, besonders ernst

anzudeuten: Daß es unrecht sei, die bessere Lehrweise den Menschen zu empfehlen. Der junge Redner war nach beendetem Vortrage schmerzlich durch das Bewußtsein bewegt, den lieben Vater (wenn auch nur wenigen bewußt) öffentlich gewarnt zu haben. Wie beschämt ward er, als Pestalozzi ihn bald nachher an den Arm nahm, in den Garten führte und ihm tiefgerührt für die Worte dankte, durch die er sich ganz getroffen gefühlt hatte.

Religiosität hielt Pestalozzi für den Grund alles wahren Fortschreitens zu höherer Bildung. Als im Herbst 1812 besonders durch den Abgang der preußischen Eleven die Anstalt zu sinken anfing, und er unter Lehrern und Schülern den Sinn nicht mehr fand, wie früher; wo suchte er Hülfe und Kraft? Nicht in vermehrten Unterrichtsstunden, sondern im Betsaale. Da er sonst nur mehrere Male in der Woche das Gebet hielt, so versammelte er damals die Seinen fast alle Morgen und Abende, redete eindringend zu ihrem Herzen und betete mit wehmütiger Innigkeit um Kraft von oben. Sehr wundere ich mich daher, daß, wie Ramsauer erzählt Jung-Stilling das Treiben der Anstalt schon in Burgdorf auf den ersten Blick (doch als unchristlich?) erkannt habe, da selbst Ramsauer den Vatersinn Pestalozzis und den Brudersinn seiner Lehrer vorher so gerühmt hat. Ramsauer behauptet ferner: „„Wäre das Schulwesen in der Schweiz nicht so erbärmlich und die ersten Besucher und Lobpreiser praktische Schulmänner und erleuchtete Christen gewesen, so würde man nicht zu dem Wahne gekommen sein, daß alles Heil des Unterrichts und der Erziehung nur von Yverdon ausgehen könne““. Das ist viel gesagt. Ramsauer kannte nur als Knabe die Männer, die die Anstalt besuchten und sie lobten. Konnte er sie beurteilen? Und wenn sie heute noch lebten, ist es nicht viel, ihnen das Prädikat erleuchteter Christen zu- oder abzusprechen? Giebt es einen höhern Vorzug? Und ist es leicht, darüber zu urteilen? Sodann war das allerdings ein Wahn, wenn man nur in Yverdon für Unterricht und Erziehung Heil suchte. Diesen Wahn hatte Pestalozzi nicht verschuldet. Er sagte namentlich im Juli 1810 bei Schmids Weggang von der Lehranstalt im Betsaale zu Yverdon: „„meiner Freunde viele übertreiben mein Wollen und mein Thun; meine Gegner leugnen alles; in der Mitte werden sie sich vereinigen““. Wie Pestalozzi falsche Freunde durch Übertreibung viel geschadet haben, so ist es vielen gegangen, welche sich vor andern auszeichneten. Aber noch einmal: jene Äußerung Ramsauers ist hart. Ist der Sinn, der schon in Burgdorf herrschte, noch viel mehr der in Yverdon so auffallend irreligiös oder unchristlich gewesen, daß Jung-Stilling es sogleich bemerkte, wie unchristlich und irreligiös muß der Sinn derer gewesen sein, die dort mit Freuden verweilten und Heimat und Vaterhaus missen konnten? Die nun verklärten und nach meiner innigen Überzeugung christlich erleuchteten Staatsräte Süvern und Nicolovius in Berlin, welche Zöglinge nach Yverdon

sandten und wie Väter innig nahe zu diesen Zöglingen, als vertraute Freunde zu Pestalozzi und zu der Anstalt standen, auch sie waren bethört? Und die Zöglinge selbst, namentlich Dreist, Henning, Kawerau, Preuß, die Pestalozzi für die tüchtigsten, für die vorzüglichsten erklärt hat, haben sie später in ihrem amtlichen Wirken in mehr als einem Vierteljahrhundert hindurch sich durch eine vorherrschende Verstandesbildung ausgezeichnet? Hat der Staat sie darum an wichtige Stellen erwählet? Ist nicht das Waisenhaus zu Bunzlau, wo die meisten von ihnen vereint waren, gerade darum ehrwürdig, weil seine Führer einen christlichen Sinn zu beleben suchten? Ist einer unter jenen vier Männern gewesen, welcher christliche Erziehung nicht als die Hauptsache theoretisch und praktisch behandelt hätte?

Und wenn dann auch der Geist der Yverdoner Anstalt sich nicht gleich blieb, so zweifle ich nicht, daß die Zucht des Vaters Pestalozzi stets eine religiöse Tendenz gehabt habe." (Burkhart, a. a. O. S. 57—65.)

[102] Hoffmeister, Dr. H. Comenius und Pestalozzi. S. 16.

[103] Der „Orbis pictus", 1657 in Nürnberg erschienen.

[104] Mörikofer, a. a. O. S. 404.

[105] Gottschall, R. v. Die deutsche Nationallitteratur des 19. Jahrhunderts. 6. Aufl. Bd. IV. S. 257.

[106] Gervinus, G., Geschichte der deutschen Dichtung. Bd. V. S. 257.

[107] Es möge bei dieser Gelegenheit noch auf eine wohlfeile Ausgabe des Romans hingewiesen werden, welche in der bekannten „Universal-Bibliothek" (Leipzig, Philipp Reclam jun.) erschienen ist.

[108] „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt". (Brief IX.)

[109—110] Blochmann, a. a. O. S. 144 u. 152—154.

[111] Dinter, G. F. Die vorzüglichsten Regeln der Katechetik. S. 54—56.

[112] Dinters Leben, von ihm selbst beschrieben. S. 205 - 206.

[113] Heppe, Dr., G. Geschichte des deutschen Volksschulwesens. Bd. V. S. 32.

[114] Wyß, Fr. Pädagogische Vorträge. 2. Aufl. S. 171—175.

[115] Blochmann, a. a. O. S. 144—145.

[116] Ramsauer, a. a. O. S. 7—8.

[117] Kehr, C., Geschichte der Methodik. Bd. I. S. 195.

[118] Adolf von Clauson-Kaas wurde am 16. Mai 1826 in Langenfelde bei Altona geboren. Im Jahre 1866 verließ er das dänische Heer als Rittmeister und widmete sich in Kopenhagen der Gründung von Arbeitsschulen für die schulpflichtige und erwachsene Jugend. Seine Bemühungen sind in Dänemark und Deutschland erfolgreich gewesen. Im ersteren Lande entstand im Jahre 1873 eine weit verzweigte „Hausfleiß-Gesellschaft". Clauson-Kaas, welcher auch in Holland, Frankreich und Rußland Beachtung gefunden hat, lebt seit dem Jahre 1883 in Dresden.

Zur Peſtalozzi-Litteratur.

Abs, Joſ. Theod.: Darſtellung meiner Anwendung der Peſtalozziſchen Bildungsmethode. Halberſtadt, 1811.

— — Peſtalozzis Anſtrengungen für Menſchenbildung. Halberſtadt, 1815.

Ackermann, Heinrich.: Erinnerungen aus meinem Leben bei Peſtalozzi. Frankfurt a. M., 1846.

Alberti, E.: Heinrich Peſtalozzi. Ein Lebensbild. Berlin, 1869.

Allgemeine deutſche Lehrerzeitung. 46. Jahrgang. Nr. 20. 1894.

Arndt, Ernſt Moritz: Fragmente über Menſchenbildung. Teil I. S. 260.

d'Autel: Prüfung des Wertes der Peſtalozziſchen Methode. Stuttgart, 1810.

Bagge: Peſtalozzi. Frankfurt a. M., 1847.

Bandlin, J. B.: Peſtalozzi, ſeine Zeit, ſeine Schickſale und ſein Wirken, Schaffhauſen, 1843.

— — Der Genius von Vater Peſtalozzi. Zürich, 1846.

Bär: Peſtalozzis Leben und Wirken, einfach und getreu erzählt für das Volk. Zürich, 1846.

Biber, Ed.: Beitrag zur Biographie Peſtalozzis und zur Beleuchtung ſeiner neueſten Schrift: Meine Lebensſchickſale. St. Gallen, 1826.

Blochmann, Dr. Karl Juſtus: Heinrich Peſtalozzi. Dresden, 1846.

— — G. F. Rudolf. Karl Juſtus Blochmann. Dresden, 1886.

Bordier, F.: Peſtalozzi. Neuſchâtel, 1873.

Böttticher, W.: Die Erziehung des Kindes in ſeinen erſten ſechs Jahren nach Peſtalozzi und Comenius. Znaim, 1892.

Bredow, Dr. F.: J. E. Plamann. Breslau, 1836.

Bremi, J. H.: Über die Schrift Peſtalozzis: Unternehmungen ꝛc. Zürich, 1812.

Burgwardt, H.: H. Peſtalozzi. Ein Buch für Eltern und Lehrer. Altona, 1846.

Burkhart, F. C. K.: War Heinrich Peſtalozzi ein Ungläubiger? Leipzig, J. F. Hartknoch, 1841.

Chavannes, Alex.: Exposé de la méthode élémentaire de Pestalozzi. Vevey, 1805.

Christmann, W. L.: Versuch einer Metakritik der Weltverbesserung, ein Wort über Pestalozzi. Ulm und Leipzig, 1812.

Christoffel, Raget.: Pestalozzis Leben und Ansichten in einem wortgetreuen Auszuge aus sämtlichen von Pestalozzi herrührenden Schriften zur Feier von dessen hundertstem Geburtstage dargestellt. Zürich, Meyer u. Zeller, 1846.

— — Martin Planta, der Vorläufer Pestalozzis und Fellenbergs. Bern, 1865.

Collmann: Ein Wort zur Erinnerung an den hundertjährigen Geburtstag Pestalozzis. Cassel, 1846.

Comenius-Gesellschaft: Monatshefte. 3 Bände. Leipzig, Voigtländer. 1892—1894

Cuvier, E.: Plan d'organisation pour les écoles primaires. Paris, 1815.

Denzel, B. G.: Einleitung in die Erziehungs- und Unterrichtslehre. 3 Teile. 3. Auflage. Stuttgart, 1825.

Diesterweg, Adolf: H. Pestalozzi. Ein Wort über ihn und seine unsterblichen Verdienste. Rheinische Blätter. Bd. XXXI. 1845.

— — Pestalozzis Erziehungs- und Bildungsprinzip. Rh. Bl. Bd. XXXIII. 1846.

— — Was wollte Pestalozzi, was wollen wir? Rh. Bl. Bd. XXXIII. 1846.

— — Heinrich Pestalozzi. Rede zur Frauenfeier seines hundertjährigen Geburtstages. Rh. Bl. Bd. XXXIII. 1846.

Dinter, G. F.: Die vorzüglichsten Regeln der Katechetik. 7. Aufl. Neustadt a. O. 1829.

— — Leben, von ihm selbst beschrieben. Neustadt a. d. Orla. 1829.

Dittes, Dr. Fr.: Schule der Pädagogik. Leipzig, 1876.

Eilers, Gert.: Meine Wanderung durchs Leben. 6 Bände. 1856—1861.

Elditt: Erinnerungen an H. Pestalozzi. Königsberg, 1846.

Evers, E. A.: Über die Schulbildung zur Bestialität. Aarau, 1807.

Ewald: Geist der Pestalozzischen Bildungsmethode nach Urkunden und eigener Ansicht. Bern, 1805.

Fellenberg, E.: Klage über Pestalozzi. Karlsruhe, 1827.

Fichte, J. G.: Reden an die deutsche Nation. 1808.

Fischer: Über Pestalozzis Lehrart. Berlin, 1803.

Focken, Theod.: Analyse des Gedankenganges in Pestalozzis „Abendstunde eines Einsiedlers". Minden, 1885.

Fröhlich, E.: Erinnerungen an Vater Pestalozzi. Brugg, 1827.

Girard, Rapport sur l'institut de M. Pestalozzi à Yverdon. Fribourg, 1810.

Gräfe, Dr. H.: Deutsche Volksschule. 3 Bände. 3. Aufl. Jena 1878 79.

Gruner, A.: Briefe aus Burgdorf über Pestalozzi, seine Methode und seine Anstalt. 2. Auflage. Frankfurt a. M., 1806.

Grünfeld, H. P.: Das Leben Pestalozzis. Schleswig, 1887.

Guimps, Roger de: Histoire de Pestalozzi, de sa pensée et de son œuvre. Lausanne, 1874.

Hagen: Über das Wesentliche der Methode Pestalozzis. Erlangen, 1810.

Hähner, Dr. H.: Natur und Naturgemäßheit bei Comenius und Pestalozzi. Leipzig, 1890.

Hannoversche Schulzeitung, Jahrgang XXIX. Nr. 50. 1893.

Harnisch, Wilhelm: Der jetzige Standpunkt des gesamten preußischen Volksschulwesens. Leipzig, 1844.

— — Mein Lebensmorgen. Berlin, 1865.

Hase, Ernst: Die Psychologie als Grundwissenschaft der Pädagogik. Leipzig, 1885.

Heer: Rede bei der Gedächtnisfeier Pestalozzi. Zürich, 1846.

— Das Wesen der Pestalazzischen Methode als Grundlage einer christlichen Erziehung. Zürich, 1870.

Henning, W.: Leitfaden beim methodischen Unterricht in der Geographie. Iserten, 1812.

— — Mitteilungen über H. Pestalozzis Eigentümlichkeit, Leben und Erziehungsanstalten. „Schulrat a. d. Oder". 1814.

Heppe, Dr. H.: Geschichte des deutschen Volksschulwesens. 5 Bände. Gotha, 1856—1860.

Herbart, J. Fr.: Pestalozzis ABC der Anschauung. 2. Aufl. Göttingen, 1805.

Herder, J. G.: Zur Philosophie und Geschichte. Bd. XV. Stuttgart und Tübingen, 1828.

Hergang, K. G.: Pädagogische Realencyklopädie. 2. Aufl. 2 Bände. Grimma und Leipzig, 1852.

Heußler: Pestalozzis Leistungen im Erziehungsfache. Basel, 1838.

Hientsch, J. G.: Elementarbuch nach Pestalozzischen Grundsätzen. Berlin, 1839.

Himly: Versuch einer Einleitung in die Grundsätze des Pestalozzischen Elementarunterrichts. Berlin. 1803.

Hirzel: Artikel: „Fellenberg in Schmids Encyklopädie".

Hirsch, Siegfried: Erinnerungen an die Jahre 1807—1813. Berlin, 1859.

Hoffmann, C. F.: Die Pestalozzische Zahlenlehre. Stuttgart, 1811.

Hoffmeister, Dr. H.: Comenius und Pestalozzi als Begründer der Volksschule. Berlin, 1877.

Hottinger: Rede bei der Gedächtnisfeier Pestalozzis. Zürich, 1846.
Hunziker, Prof. Dr. O.; Pestalozzis Korrespondenz mit dem Grafen K. v. Zinzendorf. Pädagogium von Dr. Dittes. 1880.
— — Fellenberg und Pestalozzi. Langensalza, 1893.
— — Rousseau und Pestalozzi. Basel, 1885.
— — Artikel: Pestalozzi in der „Allgemeinen deutschen Biographie".
Iselin, F.: Pestalozzi als Förderer der Leibesübungen. Basel, 1858.
Ith, J.: Amtlicher Bericht über die Pestalozzische Anstalt. Bern, 1802.
Johannsen: Kritik der Pestalozzischen Erziehungs- und Unterrichtsmethode. Jena, 1804.
Jullien, M. A.: Précis sur l'institut d'Yverdon en Suisse. Milan, 1812.
— — Esprit de la méthode d'éducation de Pestalozzi. Milan, 1812.
Jung-Stilling, J. H.: Sämtliche Werke. Bd. I. S. 717/718. Stuttgart, 1843.
Kahle, F. H.: Grundzüge der evangelischen Volksschulerziehung. 3. Auflage. Breslau, 1878.
— — Claudius und Hebel nebst Gleichzeitigem und Gleichartigem. Berlin, 1864.
Kawerau, P. F. Th.: Leitfaden für den Unterricht im Rechnen nach Pestalozzischen Grundsätzen. Liegnitz, 1820—1824.
Kayser, W.: J. A. Comenius. Sein Leben und seine Werke. 3. Auflage. Hannover, 1892.
Kehr, C.: Geschichte der Methodik des deutschen Volksschulunterrichts. 4 Bände. Gotha, 1877—1882.
Keller, Fr. Ed.: Geschichte des preußischen Volksschulwesens. Berlin, 1873.
Kellner, L.: Die Pädagogik der Volksschule in Aphorismen. 5. Auflage. Essen, 1857.
Keßler: Briefe aus einer Reise durch Süddeutschland, die Schweiz ꝛc. Leipzig, 1810.
Klöden, Fr. v.: Erinnerung an J. E. Plamann und seine Anstalt. Berlin, 1836.
Kniewel, T. F.: Der Kunstgeist im Kampfe mit dem Zeitgeiste, oder Pestalozzi und seine Widersacher. Berlin, 1818.
Kortum: Rückblick auf Pestalozzi. Heidelberg, 1846.
Kramer, Gustav: Karl Ritter, ein Lebensbild. Halle, 1864.
Kröger: Mitteilungen über Pestalozzi. Hamburg, 1846.
Krüsi, H.: Ein Vermächtnis von Pestalozzi an seine Zöglinge. Trogen, 1829.
— — Erinnerungen aus meinem pädagogischen Leben und Wirken vor meiner Vereinigung mit Pestalozzi, während derselben und bisher. Stuttgart, 1840.

Ladomus: Über Peſtalozzis Grundideen der Erziehung. Heidelberg, 1813
Lange: Erinnerungen aus meinem Schulleben. Potsdam, 1855.
Lehmann: Peſtalozzi, Hauptmomente ſeiner Methode. Königsberg, 1810.
Lehmann, Julius: Pädagogiſche Bilder für Eltern und Erzieher. Bern, 1836.
Lindner, Dr. G. Ad.: Encyklopädiſches Handbuch der Erziehungskunde. 3. Auflage. Wien und Leipzig, 1884
Lüben, Auguſt und Nacke, Karl.: Einführung in die deutſche Litteratur. 3 Teile. 7. Auflage. Leipzig 1876—1877.
Lueger, H.: H. Peſtalozzi. Hamburg 1846.
Mann, Fr.: Peſtalozzis Leben und Wirken. Langenſalza, 1872.
Meyer, J.: Wie Herr Joſ. Schmid die Peſtalozziſche Anſtalt leitet Stuttgart, 1822.
Michaelis: Peſtalozzis Elementarkunſt. Leipzig, 1804.
Monnard, Ch.: Notice sur Pestalozzi. Paris, 1827.
Mönnich, Dr. W.: J. H. Peſtalozzi. Nach ihm ſelbſt und nach andern geſchildert. Leipzig, 1831.
— — Jugend- und Bildungsgeſchichte merkwürdiger Männer. Nürnberg, 1841.
Morf, Dr. H.: Zur Biographie Peſtalozzis. Winterthur, 1858, 1884—85, 1889. 4 Bände.
Morgenſtern, Lina: Friedrich Fröbel. Feſtſchrift. Berlin, 1882.
Mörikofer, J. C.: Die ſchweizeriſche Litteratur des 18. Jahrhunderts. Leipzig, 1861.
— — H. Peſtalozzi und Anna Schultheß. Zürich, 1859.
Müller: Erfahrungen über Peſtalozzis Lehrmethode. Bremen, 1804.
Nägeli, G.: Die Peſtalozziſche Geſangbildungsſchule. Zürich, 1810.
— — Pädagogiſche Rede über Peſtalozzi. Zürich, 1830.
Natorp, Paul: Peſtalozzis Ideen über Arbeiterbildung und ſoziale Frage. Heilbronn, 1894.
Neumann, K. G.: Über die Verbeſſerung des Elementarſchulweſens in Preußen. Potsdam, 1811.
Nicolovius, Dr. A.: Denkſchrift auf (den Staatsrat) Nicolovius. Bonn, 1841.
Niederer, Johannes: Peſtalozzis Erziehungsunternehmen im Verhältnis zur Zeitkultur. 2 Bände. Stuttgart, 1812.
Niemeyer, Dr. A. H.: Grundſätze der Erziehung und des Unterrichts. 3 Bände. 6. Auflage. Halle, 1810.
Noack, Ludwig: Heinrich Peſtalozzi. Der Held als Menſchenbildner und Volkserzieher. Leipzig, 1861.
Oberländer, Dr. H.: Der geographiſche Unterricht nach der Ritterſchen Schule. Grimma, 1879.

Ostermann, Dr. W. und Wegener, L.: Lehrbuch der Pädagogik. 2 Bände. Oldenburg, 1882.

Palmer, Dr. Chr.: Evangelische Pädagogik. 2. Auflage. Stuttgart, 1855.

— — Dinter und Pestalozzi. Brandenburg, 1855.

— Artikel „Pestalozzi" in Schmids Encyklopädie. Bd. V. S. 860—886. Gotha, 1866.

Pappenheim, Dr. Eugen: Amos Comenius, der Begründer der neuen Pädagogik. Berlin, 1871.

Paroz, J.: Pestalozzi, sa vie, sa méthode et ses principes. Berne, 1857.

Passavant, C. W.: Darstellung und Prüfung der Pestalozzischen Methode. Lemgo, 1804.

Pestalozzi-Blätter. Zürich.

Plamann, J. E.: Einzige Grundregel der Unterrichtskunst nach Pestalozzis Methode, angewandt in der Naturgeschichte, Geographie und Sprache. Halle, 1806.

— — Beiträge zur pädagogischen Kritik. Leipzig, 1812.

— — Anwendung des Unterrichts für eine Pestalozzische Knabenschule. Halle, 1806.

Pompée, Ph.: Etudes sur la vie et les travaux de Pestalozzi. Paris, 1850.

Probst: Die wichtigeren Grundsätze von Pestalozzi. Liestal, 1846.

Ramsauer, J.: Kurze Skizze meines pädagogischen Lebens. 2. Auflage. Oldenburg, 1880.

Ramsauer, J. und Zahn: Pestalozzische Blätter. Elberfeld und Mörs, 1846.

Raumer, K. von: Geschichte der Pädagogik vom Wiederaufblühen klassischer Studien bis auf unsere Zeit. 4 Teile. Stuttgart, 1843.

Raumers, K. v.: Leben. Von ihm selbst erzählt. Stuttgart, 1866.

Riemann, C. F.: Beschreibung der v. Rochowschen Lehrart in Volksschulen nebst Vergleichung derselben mit der Pestalozzischen und anderen Lehrarten. 4. Auflage. Berlin, 1809.

Rönne, v.: Das Unterrichtswesen des preußischen Staates. Berlin, 1854.

Rosenkranz, Karl: Pestalozzi. Rede zur Festfeier seines hundertjährigen Geburtstages. Königsberg, 1846.

Rossel, Joh. Philipp: Monatsschrift für Erziehung und Unterricht. Aachen, 1824—1831.

Ruefli: Pestalozzis rechenmethodische Grundsätze. Bern, 1890.

Ruegg, H. R.: Die Pädagogik in übersichtlicher Darstellung. 5. Auflage. Bern, 1878.

Schenkel: J. H. Pestalozzi und dessen Bedeutung für seine und unsere Zeit. Heidelberg, 1863.

Schmalstieg und Wagner: Vollständige Anleitung, die Pestalozzischen Zahlenverhältnisse auf das Deutlichste zu erlernen. Heilbronn, 1810.
Schmid, Joseph: Die Elemente der Zahl als Fundament der Algebra. Nach Pestalozzischen Grundsätzen. Heidelberg, 1810.
— — Erfahrungen und Ansichten. Heidelberg, 1810.
— — Pestalozzi und sein Neuhof. 1847.
— — Die Elemente der Form und Größe nach Pestalozzis Grundsätzen. Heidelberg, 1809—1811.
Schmidt, F.: J. H. Pestalozzi. Berlin, 1870.
Schmidt, K.: Geschichte der Pädagogik. 4 Bände. 3. Auflage. Köthen, 1876—1879.
Schneider, Dr. K.: Rousseau und Pestalozzi, der Idealismus auf deutschem und französischem Boden. 3. Auflage. Berlin, 1881.
Schumann, Dr. J. Chr.: Lehrbuch der Pädagogik. 2 Bände. 9. Auflage. Hannover, 1892.
Schütze, Dr. Fr. W.: Evangelische Schulkunde. 3. Aufl. Leipzig, 1874.
Schultheß: Genauere Einsicht der neuesten Versuche einer bessern Erziehung und Bildung der Jugend. Zürich, 1810.
Schwarz, Dr. Fr. H. Chr.: Pestalozzis Methode und ihre Anwendung in Volksschulen. Bremen, 1802.
— — Gebrauch der Pestalozzischen Lehrbücher beim häuslichen Unterrichte. Gießen, 1804.
— — Lehrbuch der Pädagogik oder Erziehungskunde. 3 Teile. Heidelberg, 1805.
Schweizerische Lehrerzeitung. Zürich.
Seyffarth, L. W.: Johann Heinrich Pestalozzi. Leipzig, 1873.
— — Pestalozzi in Preußen. 2. Auflage. Liegnitz, 1894.
Snethlage: Bemerkungen über Pestalozzis Methode. Berlin, 1803.
Sommer, Fedor: Pestalozzi in Stanz. Charakterbild in 3 Aufzügen. Liegnitz, 1894.
Soyaux, A.: Über Pestalozzis Lehrart und Anstalt. Leipzig, 1803.
Staël, Madame de: De l'Allemagne, 1813.
Starck, B.: J. H. Pestalozzi, ein Wohlthäter des Volkes. Nürnberg, 1885.
Steinmüller: Bemerkungen gegen Pestalozzis Unterrichtsmethode. Zürich, 1803.
Stieger: Comenius und Pestalozzi. St. Galler Schulblatt. 1888.
Strack, K.: Geschichte des deutschen Volksschulwesens. Gütersloh, 1872.
Strom; Précis succinct de la méthode d'instruire de Pestalozzi. Kopenhagen, 1805.
Süßkind: Über die Pestalozzische Lehrmethode. Stuttgart, 1809.
Thaulow: Rede bei der Säkularfeier Pestalozzis. Kiel, 1846.

Thilo: Preußisches Volksschulwesen nach Geschichte und Statistik. Gotha, 1867.
du Thon, Adèle; Notice sur Pestalozzi. Genève, 1827.
Tillich, E.: Analyse der Pestalozzischen Schrift: Wie Gertrud ihre Kinder lehrt. 1806.
— — Über den eigentümlichen Charakter der Pestalozzischen Lehrart. 1806.
Torlitz: Reise nach der Schweiz. Kopenhagen u. Leipzig, 1807.
Trapp, C. Chr.: Briefe über Pestalozzi. Berlin, 1805.
Türk, Karl, Chr. W. v.: Briefe über Pestalozzi und seine Elementarbildungsmethode. (Briefe aus Münchenbuchsee). 2 Teile. Leipzig, 1806.
— — Erfahrungen und Ansichten über Erziehung und Unterricht. Berlin, 1838.
Vogel, Dr. Aug.: Die Pädagogik J. H. Pestalozzis in wortgetreuen Auszügen aus seinen Werken. Bernburg, 1883.
— — Systematische Darstellung der Pädagogik J. H. Pestalozzis mit durchgängigen Angaben der zu quellenmäßigen Belegstellen aus seinen sämtlichen Werken. Hannover 1886.
— — Herbart oder Pestalozzi? Eine kritische Darstellung ihrer Systeme als Beitrag zur richtigen Würdigung ihres gegenseitigen Verhältnisses. Hannover, 1887.
Vuillemin, L.: Souvenir. Lausanne, 1872.
Weitz, Dr. Theodor: Allgemeine Pädagogik. Braunschweig, 1852.
Weiß, Dr. Chr.: Vorschlag zu einem Denkmale Pestalozzis. Merseburg, 1846.
Wendt, Otto: Pädagogisches Repetitorium. Bernburg, 1883.
Werkmeister: Über das Eigentümliche der Pestalozzischen Methode. Tübingen, 1810.
Wieland, Ch. M.: Artikel über Pestalozzi im „Deutschen Merkur". 1801.
Wiesinger, J.: Pestalozzis Anteil an der Erneuerung des deutschen Volkes. Kissingen, 1873.
Wiesner, E.: Johann Heinrich Pestalozzi. Gotha, 1886.
Wiget, Theodor: Pestalozzi und Herbart. Dresden, 1891—1892.
Witte, Karl: Bericht über das Pestalozzische Institut. Leipzig, 1805.
Wittstock, Dr. Albert: Geschichte der deutschen Pädagogik im Umriß. Leipzig, 1866.
Wyß, Fr. Pädagogische Vorträge. 2. Auflage. Wien und Leipzig, 1884.
Zahn: Schulchronik. Nr. 1. 1846.
Zehnder, Josephine: Pestalozzi. Idee und Macht der menschlichen Entwickelung. Gotha, 1875.
Zeller, K. A.: Historische Nachricht von einem Versuche der Anwendbarkeit der Pestalozzischen Lehrart in Volksschulen. Tübingen, 1804.

Zerrenner, Karl, Christoph, Gottlieb. Methodenbuch für Volksschullehrer. 4. Auflage. Magdeburg, 1829.
— — Grundsätze der Schulerziehung, Schulkunde und Unterrichtskunde. Magdeburg, 1827.
Zezschwitz, Dr. C. A. G. v.: Der Pädagog H. Pestalozzi, ein Mann der Hoffnung unseres Volkes in großen Tagen. Erlangen, 1871.
Zoller: Pestalozzi und Rousseau. Frankfurt, 1851.
Zschokke, J. H. D.: Eine Selbstschau. 7. Auflage. Aarau, 1877.

Berichtigungen.

S. 13 Z. 4 v. u. lies: in Träume ꝛc.
„ 22 „ 13 v. u. lies: der ſie einſt ꝛc.
„ 37 „ 15 v. u. lies: Dämpfewärme.
„ 38 „ 13 v. u. lies: Anſtrengung ſtatt Anregung.
„ 40 „ 5 v. o. lies: edelgeſinnter.
„ 44 „ 2 v. o. lies: Abendſtunde.
„ 46 „ 10 v. u. lies: dem Endzweck.
„ 56 „ 5 v. o. lies: Stellen ſtatt Rollen.
„ 63 „ 17 v. o. lies: daß es für ſein Haus ꝛc.
„ 68 „ 1 v. u. lies: anwandle ſtatt verwandle.
„ 70 „ 8 v. o. lies: an Iſelin.
„ 74 „ 6 v. u. lies: rief ſtatt riefen.
„ 79 „ 13 v. o. lies: längſt ſtatt längs.
„ 81 „ 3 v. o. lies: Traumſucht ſtatt Trauerſucht.
„ 84 „ 9 v. o. lies: Wir leſen.
„ 88 „ 13 v. o. lies: wußten ſtatt mußten.
„ 92 „ 10 v. o. lies: was auch im Unterricht ꝛc.
„ 93 „ 10 v. o. lies: mindere.
„ 94 „ 4 v. o.: Setze einen Punkt ſtatt des Kommas.
„ 95 „ 3 v. u. lies: von dem Gedanken.
„ 106 „ 17 v. u. lies: ſpült.
„ 111 „ 18 v. u. lies: aus dieſem Werke.
„ 111 „ 15 v. u. lies: am Schluſſe desſelben.
„ 113 „ 6 v. u. lies: ihm ſtatt ihr.
„ 115 „ 12 v. o. lies: aber er gab doch.
„ 119 „ 13 v. u. lies: nur ſtatt nun.
„ 149 „ 9 v. o. lies: ſich an die Hand faßten.
„ 154 „ 4 v. o. lies: den Triumph.
„ 159 „ 14 v. o. lies: Peſtalozzis ꝛc.
„ 172 „ 8 v. o. Setze das Komma am Schluß der Zeile eine Reih tiefer.

S. 177 Z. 15 v. u. Statt des Kommas ſetze einen Punkt.
„ 186 „ 1 v. u. lies: botaniſchen und mineralogiſchen Studien.
„ 209 Nach Blochmann (a. a. O. S. 101) verließen die Lehrer im Sommer 1816 die Anſtalt, nach Ackermann jedoch erſt im Frühlinge 1817.
„ 210 Z. 11 v. o. lies: Betſaal.
„ 210 „ 16 v. o. lies: zu Pfingſten.
„ 221 „ 6 v. o. lies: Daſein ſtatt Daſeins.
„ 226 „ 10 v. o. lies: Stände ſtatt Stunde.
„ 229 „ 3 v. o. lies: lückenloſen.
„ 231 „ 4 v. u. Setze einen Punkt hinter: ſelbſt.
„ 235 „ 17 v. o. lies: den unreife ꝛc.
„ 250 „ 1 v. o. Setze " hinter ſahen?
„ 254 „ 1 v. u. L. W. Seyffarth iſt jetzt Paſtor prim. an der Liebfrauenkirche zu Liegnitz.
„ 309 „ 18 v. u. lies: Idealismus.
„ 312 „ 13 v. u. lies: Materialismus.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Vorwort	III
I. Pestalozzis Leben und Wirken	5
1. Pestalozzis Lebensmorgen	5
2. Pestalozzis Pläne für die Zukunft	16
3. Pestalozzi als Landwirt in Müligen und Neuhof	23
4. Pestalozzi als Gründer einer Armenanstalt auf Neuhof	27
5. Pestalozzi als Schriftsteller auf dem Neuhofe	41
a. Abendstunde eines Einsiedlers	44
b. Lienhard und Gertrud. Teil I.	48
c. Christoph und Else	61
d. Ein Schweizerblatt	65
e. Preisschriften:	
a. Inwiefern ist es schicklich, dem Aufwande der Bürger in einem kleinen Freistaate, dessen Wohlfahrt auf die Handelsschaft gegründet ist, Schranken zu setzen?	70
b. Über Gesetzgebung und Kindermord	71
f. Lienhard und Gertrud. Teil II. bis IV.	75
g. Figuren zu meinem ABC-Buche (Fabeln)	97
h. Meine Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwickelung des Menschengeschlechts	104
6. Pestalozzis häusliches und politisches Leben in der Zeit von 1780 bis 1798	113
7. Pestalozzi in Stanz	122
8. Pestalozzi als Lehrer in Burgdorf	129
9. Pestalozzi als Gründer einer Erziehungsanstalt in Burgdorf	139
10. Pestalozzis methodische Schriften	157
11. Pestalozzi in Münchenbuchsee	178
12. Pestalozzi in Yverdon	180

13. Peſtalozzis letzte Lebensjahre 213
14. Peſtalozzis Schriften aus der Zeit von 1805—1826 und die Geſamtausgabe ſeiner Werke . . . 218
15. Charakteriſtik Peſtalozzis 255
II. Peſtalozzis Bedeutung 274
1. Peſtalozzis Quellen 274
2. Peſtalozzis Bedeutung auf dem Gebiete der deutſchen Nationallitteratur 284
3. Peſtalozzis Bedeutung auf dem Gebiete der Erziehung und des Unterrichts 287
a. Die Grundzüge der Peſtalozziſchen Methode 287
b. Die Geſtaltung der Peſtalozziſchen Methode in Deutſchland 294
Schluß 329
Anmerkungen 333
Anhang: Zur Peſtalozzi-Litteratur 346
Berichtigungen 355

Empfehlenswerte Schriften aus dem pädagogischen Verlag von E. Schultheß in Zürich.

Christinger, J. Friedrich Herbarts Erziehungslehre und ihre Fortbildner bis auf die Gegenwart, nach den Quellschriften dargestellt und beurteilt. Mit Portrait Herbarts. gr. 8° br. Fr. 3. 60; M. 3. —. cart. Fr. 4. —; M. 3. 20.

Florin, A. Die Methodik der Gesamtschule. 2. verbesserte Auflage. gr. 8° br. Fr. 1. 20; M. 1. —.

Hunziker, O., Dr. Geschichte der schweizerischen Volksschule in gedrängter Darstellung mit Lebensabrissen der bedeutenderen Schulmänner und um das schweizerische Schulwesen verdienter Personen bis zur Gegenwart. Unter Mitwirkung zahlreicher Mitarbeiter herausgegeben. 8°. br. Erster Band. Vorgeschichte und Anfänge des Volksschulwesens. Fr. 3. —; M. 2. 40.

— — Zweiter Band. Übergangszeit. Helvetik, Mediation und Restauration. Fr. 4. 50; M. 3. 60.

— — Dritter Band. Die Entwicklung der staatlichen Volksschule seit 1830. (Schluß). Fr. 4. 50; M. 3. 60.

— — Schweizerische schulgeschichtliche Blätter im Anschluß an Obiges. In zwanglosen Heften, gr. 8° br. Erstes und zweites Heft. à Fr. 1. 20; M. 1. —.

Largiadèr, A. Ph., Seminardirektor. Handbuch der Pädagogik. Für den Gebrauch an Lehrer- und Lehrerinnen-Seminarien, sowie für den Selbst-Unterricht leichtfaßlich und übersichtlich dargestellt. Erster Band: Bilder zur Geschichte der Erziehung und des Unterrichtes. gr. 8° br. Fr. 3. 50; M. 2. 80.

— — Zweiter Band. Von der leiblichen und geistigen Entwicklung des Menschen. Fr. 1. 50; M. 1. 20.

— — Dritter Band. Allgemeine Erziehungslehre. Fr. 1. 20; M. 1. —.

— — Vierter Band. Unterrichtslehre (neue Volksschulkunde).

* Jeder Band ist auch einzeln käuflich. Fr. 5. 80; M. 4. 60.

Pestalozzi, Joh. Lienhard und Gertrud. Ein Buch für das Volk. Erster und zweiter Teil. Neu herausgegeben zum Jubiläum der Original-Ausgabe vom Jahr 1780 im Auftrage der Kommission des Pestalozzistübchens in Zürich, durch Rektor F. Zehender, unter Mitwirkung von Dr. Fritz Staub und Dr. O. Hunziker. Mit 1 Titelblatt und 1 Vignette in Lichtdruck nach Originalstichen der ersten Ausgabe. 8° br. Fr. 3. 75; M. 3. —; in hübschem Originaleinband Fr. 4. 50; M. 4. —.

* Die Einleitung, sowie das Nachwort dieser nach dem ursprünglichen Texte sorgfältig durchgesehenen Jubel-Ausgabe der trefflichen Volksschrift enthält manches Neue über das Buch und dessen Verfasser.

— — Dasselbe. Dritter und vierter Teil. Mit dem Portrait Pestalozzi's in Kupferstich nach Pfenninger. 8° br. Fr. 5. —; M. 4. 20. in hübschem Originaleinband Fr. 6. —; M. 5. —.

— — Meine Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechtes. 8° br. Fr. 3. —; M. 2. 70.

Das Pestalozzistübchen in Zürich. Mit 1 Bild. (In Kommission). Fr. — 80; M. — 60

Über die Gesundheitspflege der Mädchen. Zwei Vorträge von Dr. **Lötscher** und Pfr. **Christinger.** Mit einem Vorwort von Rektor **Zehender** und einem Nachwort von Frau Dr. med. **Heim.** gr. 8° br. Fr. 1. 40; M. 1. 20.

Eine der vielen wohlwollenden Kritiken über J. Christingers „Friedrich Herbarts Erziehungslehre ꝛc." sagt:

Friedrich Herbarts Erziehungslehre und ihre Fortbildner bis auf die Gegenwart, nach den Quellschriften dargestellt und beurteilt von Jakob Christinger. Mit Porträt Herbarts. Zürich, Verlag von Friedr. Schultheß, 1895 — so lautet der Titel eines Buches, das der auch in der pädagogischen Welt auf das vorteilhafteste bekannte Thurgauer Pfarrer in dem mäßigen Umfange von 14 Bogen und zu einem für jedermann erschwinglichen Preise soeben hat ausgehen lassen. Wir möchten darauf namentlich auch unsere Lehrerschaft aufmerksam machen, denn sie findet hier die allerbeste Gelegenheit, sich in jeder Hinsicht in der glücklicherweise gegenwärtig viel ruhiger, als früher besprochenen Herbart-Zillerschen Frage gründlich zu orientieren. Das Buch ist ja auch, wie der Verfasser in der Vorrede mitteilt, aus seiner Zeit in Lehrerkreisen gehaltenen bezüglichen Vorträgen herausgewachsen und beruht, wie überall ersichtlich ist, auf einem sorgfältigen und eingehenden Studium der Quellschriften der Herbart-Zillerschen Erziehungslehre und der gesamten einschlägigen Litteratur. Nicht vom Parteistandpunkte aus, sondern von demjenigen eines nüchternen und unbefangenen Forschers aus, will er beide Systeme der Herbart-Zillerschen Schule in ihren Hauptgedanken faßlich und verständlich darstellen und dabei das nach seiner Überzeugung Irrtümliche und Hinfällige darin widerlegen und ausscheiden, das Bleibende und Entwicklungsfähige anerkennen und in faßliche Gestalt bringen. Er hat dabei die Werke der beiden Pädagogen ausgiebig verwertet und sie, wo es anging, in ihrer eigenen Sprache reden lassen, was nur zu begrüßen ist, da so das Buch an Interesse gewinnt.

Im Übrigen hat der Verfasser vollauf gehalten, was er versprochen. Seine Darstellung ist überall lichtvoll und klar und sein Urteil wohl abgewogen und besonnen. Die Mängel und Einseitigkeiten des Systems, namentlich auch diejenigen der Zillerschen Pädagogik, werden mit allem Freimute dargelegt und ihre Forderungen auf das richtige Maß zurückgeführt; aber auch das Bleibende und Entwicklungsfähige darin wird hervorgehoben und seine Bedeutung ins Licht gestellt. Auch den Fortbildnern der Herbartschen Pädagogik innerhalb der Zillerschen Schule wird gebührende Aufmerksamkeit geschenkt und die einschlägigen Schriften werden in ihrem ganzen Umfange in Betracht gezogen. Am Schlusse kommen auch noch die gegnerischen Stimmen zum Worte.

Alles in allem genommen ist es ein Buch, das klar und faßlich geschrieben ist und recht eigentlich zum Studium auffordert. Auf jeden Fall wird es in den Kreisen unserer Pädagogen als die verdienstliche Arbeit eines sach- und fachverständigen „Neutralen" mit großem Interesse gelesen werden. Wer sich ein selbständiges Urteil in Sachen bilden will, wird kaum an demselben vorübergehen können.

Wir danken dem fleißigen Verfasser für seine neueste Gabe bestens und hoffen mit ihm, es werde dieselbe den Zweck erreichen, den er sich damit gesetzt: „Der wissenschaftlichen Einsicht in die Naturgesetze des Unterrichtes zu dienen und zugleich einer gesunden, ideal-realistischen Erfassung der ganzen Volkserziehung vorzuarbeiten, da in dieser Richtung ohne Zweifel der zu erstrebende Fortschritt und das Heil der Zukunft liegt."

W. N.

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

Educ 206.1.94
Johann Heinrich Pestalozzi.
Widener Library
005550354
3 2044 079 661 203